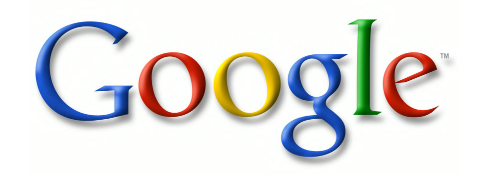
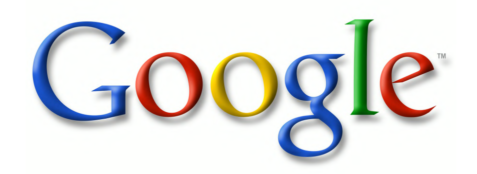





NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573807 4

Im Irrlichtschein

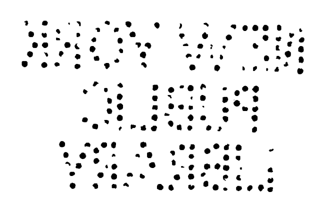
Margarete Böhme

Im Irrlichtschein

Roman



Berlin, 1903, F. Fontane & Co
A. G.



1.

Die Katzensteins waren von dem ersten Tage ihres Einzugs in Doberach a. R. an — vor beiläufig elf Jahren — ein Gegenstand brennenden Interesses der gesamten Einwohnerschaft, von den „Spitzen" und ihren weiblichen Anhängseln an, bis herab zu dem süßen Plebs, Janhagel und Genossen. Ja, diese liebevolle Anteilnahme datierte eigentlich noch weiter zurück und äußerte sich schon bei dem ersten Spatenstich der Handwerker, als diese in auswärtigem Auftrag das Grundstück am Rhein zu einem Bauplatz planierten.

Es war aber auch eine zu verrückte Idee, sich da unten anbauen zu wollen, wo das erste Hochwasser das Haus bis ans Dachgesims unterduckte, und die Bewohner über Nacht wie die Ratten ersaufen konnten. Entweder hatte der Aquisiteur des Platzes keine Ahnung von den Bodenverhältnissen und der Wassergefahr, oder es war ein Angehöriger der auf Spleenigkeit gestempelten Nation jenseits der Nordsee, . . . ein anderer würde sich die Sache wohl erst einmal hübsch besehen, über=

legt und den Rat sachverständiger und ortskundiger Personen eingeholt haben.

Zuerst wurde die steile Stromböschung nach Art der Steindeiche in Ostfriesland und an der Westküste Schleswig-Holsteins mit Granitquadern befestigt und eine schräge massive Pallisade geschaffen. Dann wurde ein doppelter Keller ausgeschachtet, ein sehr tiefer, und darüber ein halbtiefer, beide mit zementiertem Boden und gewölbten Decken, der untere in eine Menge kleiner, separierter und verschließbarer Gelasse abgeteilt, nur ein kleiner Teil des weiten Raumes war offenbar zur Weinlagerung bestimmt. Als die beiden Keller ganz ausgebaut und fertig waren, begann man mit dem Oberbau, dessen seltsame Art das kritische Kopfschütteln und abfällige Erstaunen sämtlicher Doberacher erregte.

Ein wunderliches Bauwerk, halb mittelalterlicher Burgstil, halb hypermoderne Architekturrichtung. Meterdicke Mauern; die Fenster zwei Meter von der Erde, breit und niedrig, oben sanft gewölbt, mit kunstvollen Verglasungen, die weder Einblick noch Ausschau gestatteten; in den oberen Stockwerken waren die Fenster freilich von klarem Glas, aber kleinscheibig und schmal, wie in uralten Häusern. Ein massiver Turm mit gitterumfriedigtem Söller flankierte die Westseite des Hauses; nach dem Rhein zu lief eine breite hölzerne Galerie am ersten Stock entlang; kleine Balkons klebten wie Schwalbennester an den seitlichen Erkern, und nach

Osten zu zeigte das Haus die behagliche, oben spitze, unten breit ausladende Giebelform altfriesischer Bauart.

Das fertige Gebäude machte einen massigen und trotz des weißen Anstrichs etwas düsteren Eindruck, und nur wer sich länger in den Anblick dieser Halbburg vertiefte, kam zu der Überzeugung, daß die dicken Mauern trauliche Räume umschließen, und daß man sich im Innern des originellen Hauses wohl und behaglich fühlen müsse.

Die Doberacher fanden dies nicht. Sie fanden das Haus abscheulich. Und am allermeisten chokierte sie die Mauer, die über zwei Meter hoch um das ganze Besitztum emporwuchs; selbst das schmiedeeiserne Eingangstor war von innen in Übermanneshöhe mit Eisenplatten beschlagen und verhinderte so jeden neugierigen Einlug.

Wozu diese Mauer? Weshalb diese Isolierung? Wollte man sich abschließen von der Außenwelt? Hatte man etwas zu verbergen?

Die fremden Architekten, welche im „vollen Herbst" wohnten, konnten den Interviewern am Stammtisch keine sehr erschöpfenden Auskünfte über ihren Bauherrn und dessen Verhältnisse geben. Sie wüßten nur, daß er ein reicher Mainzer Jude war, ein Dr. chem. Levin Katzenstein, und daß derselbe, sobald das Haus fertig und genügend ausgetrocknet sei, mit seiner Familie nach Doberach übersiedeln werde.

Also reiche Juden. Das war nicht viel, aber doch etwas; man wußte doch wo und wie und hatte Spielraum für Vermutungen und Ansichten.

Die Doberacher hatten mit wahlverwandten Städten und Städtchen die Gabe gemein, eine blühende Phantasie zu entwickeln, sobald es die Angelegenheiten des lieben Nächsten zu erörtern galt. So lieferten die Katzensteins schon ein halbes Jahr, bevor sie persönlich auf der Bildfläche erschienen, den Herren am Stammtisch und den Damen in ihren Kaffeekränzchen einen interessanten und ausgiebigen Gesprächsstoff, während das gewöhnliche Volk sich am Feierabend vor der Judenburg zu versammeln pflegte, feindselig die Mauer anglotzte, und brummige Bemerkungen über das Haus und den vermeintlichen ungeheuren Reichtum der demnächst einziehenden Besitzer tauschte.

Doberach hatte vierundzwanzighundert Einwohner. Wie alle Städtlein am goldenen Strom, von Bonn aufwärts bis Bingen, hielt es sich für den schönsten Platz am Rhein. Über den Superlativ ließe sich streiten, da bekanntlich der Geschmack verschieden ist, dieser die Mutter und jener die Tochter liebt, aber Doberachs malerische und anmutige Lage war allgemein anerkannt und deshalb ein nicht wegzuleugnender Positiv. Über den Rhein weg blickte es geradeaus auf eine romantische Bergruine; baumreiche Gärten umrahmten zum Teil die niedrigen, vorwiegend in Holzfachwerk ausgeführten Häuser, und im Hintergrund gaben die weinbestandenen,

waldbekrönten Hänge des Hunsrückens dem Städtchen eine liebliche wirkungsvolle Staffage.

Doberachs Einwohner teilten sich in drei streng abgezirkelte und durch unübersteigbare Schranken voneinander getrennte Kasten. Nummer eins: Der ebenso enge wie exklusive Kreis der die Doberacher „Gesellschaft“ repräsentierenden Honoratioren. Zweitens der Mittelstand, meist Weinbauer, Ackerbürger und kleine Gewerbetreibende; und Nummer drei: Das Volk unter dem Strich, allerhand Proletarier, darunter eine kleine Gemeinde von Lumpenjuden und sehr viele von auswärts zugezogene Arbeiter, die teils in der Fabrik einer nahen Ortschaft, teils in den benachbarten Erzgruben beschäftigt waren.

Honoratioren waren der Bürgermeister, der Amtsrichter, der Notar, der katholische Pfarrer, der Doktor, der Apotheker, zwei Weingroßhändler und eine handvoll wohlhabender Privatiers, die sich im Laufe der Jahre in Doberach angesiedelt hatten.

In allen gesellschaftlichen Angelegenheiten gab Frau Notar Anna Hilgenberg den Ton an; die Dame verdankte ihre hervorragende Position teils ihren blendenden Geistesschätzen, mit denen sie den Doberachern imponierte, teils der luxuriösen Gastlichkeit ihres eigenen Haushaltes.

Frau Anna Hilgenberg konnte sich das leisten. Sie entstammte einer reichen Bauerfamilie am Niederrhein; sie war zwei Jahre lang in einem teueren

hannoverschen Pensionat auf moderne Bildung geaicht und hatte ihrem Manne ein Barvermögen von siebzigtausend Taler in die Ehe gebracht.

Frau Notar Hilgenberg bezog ihre Kleider aus Berlin, ihre Hüte aus Frankfurt und ihr fortschreitendes Wissen aus Leipzig. Sie hatte sämtliche Werke Tolstois gelesen, wußte ganze Kapitel von Gypschen Romanen auswendig und hatte aus Nietzsche einige recht hübsche Schlagwörter herausgeklaubt, die sie gelegentlich als geistige Knallbonbons zum besten gab. Mit ihrem Mann kam sie leidlich gut aus, wenn sie in elegischen Anwandlungen auch zuweilen eingestand, daß die Illusionen, welche sie ehedem an ihre Siebzigtausendtalerehe knüpfte, sich keineswegs alle realisiert hatten. Seitdem ihr Junge da war, kam der königl. preussische Notar, ihr Gemahl, überhaupt nur in zweiter Linie in Betracht; seitdem hatte sie sich gewöhnt, alle in ihren Gesichtskreis tretenden Vorkommnisse, Wendungen und Ereignisse zuvörderst von dem Standpunkt aus zu betrachten, ob und in welcher Hinsicht ihr Ludwig, gemeinhin der „süße Lulu“ genannt, gegenwärtig oder später davon profitieren konnte. Und von diesem Gesichtswinkel aus, knüpfte sie an den bevorstehenden Einzug der Katzensteins, die, wie die Architekten noch verraten hatten, jüngere Kinder und auch Knaben besaßen, einige optimistische Hoffnungen.

Der süße Lulu darbte nämlich an standesgemäßem Umgang. Die Honoratiorenfamilien, so weit sie über-

haupt noch über jungen Nachwuchs verfügten, hatten nur Mädel, ein Weingroßhändler ausgenommen, aber dessen beide Buben waren für Lulus zarte Konstitution entschieden zu robust veranlagt, noch viel weniger kamen die Kinder am Rhein in Betracht, da ein solcher Umgang selbstredend demoralisierend auf das Honoratiorenkind wirken mußte. Da Frau Hilgenberg, eine aufgeklärte und infolge ihrer hohen Bildung vorurteilslose Dame war, faßte sie den Entschluß, die Katzensteinschen Knaben, — sofern sie sich als wohlgesittete und liebenswerte Individuen erwiesen, — der Ehre des Umganges mit einem königl. preußischen Notarssohn christlich katholischer Konfession teilhaftig zu machen, — unter Hintenansetzung aller kleinlichen Bedenken. Sie hielt auch dann an diesem hochherzigen Vorsatz fest, als in einer Damenkaffeesitzung der Beschluß gefaßt wurde, sich im allgemeinen den voraussichtlich ziemlich aufdringlichen Annäherungsversuchen der jüdischen Familie gegenüber reserviert zu halten, und erst nachdem die Leute auf Herz und Nieren ob ihrer Wohlanständigkeit und Bildung geprüft und das Examen bestanden, ihnen den exclusiven Kreis der Doberacher Gesellschaft zu erschließen.

So standen die Sachen als die Katzensteins einzogen. Drei Wochen waren sie schon da, ehe jemand von ihrer Anwesenheit erfuhr. Besuche machten sie überhaupt nicht; selten, daß sich jemand aus der „Judenburg“ außerhalb der übermanneshohen Mauer zeigte; ihren

Bedarf an Lebensmitteln und anderen Sachen bezogen sie von auswärts, und nur an vereinzelten schönen Abenden konnte man die ganze Familie am Rhein spazieren gehen sehen. Voran das Ehepaar Katzenstein. Er eine breitschultrige, imposante Erscheinung, mit grauem Patriarchenbart und etwas finstern Augen unter dicken schwarzgrauen Brauen, sie eine noch jugendliche, bildhübsche Frau von zierlicher Statur, mit hellen, freundlichen Augen und gütigen Zügen. Beiden nach folgte Dr. Katzensteins Schwiegervater, ein ehemaliger Rabbiner, Dr. Machul Ben Halberstamm, ein kleiner, alter Herr in kaftanartigem, langen Gewand und schwarzem Fez auf dem halbkahlen weißen Haupt; ihm zur Seite die beiden älteren Kinder, Sybille und Thedor. Den Nachtrab bildeten die zwei kleinen Kinder mit ihrer Wärterin.

Die „herausfordernde" Zurückhaltung der Juden begann die Doberacher nachgerade zu ärgern. Vierzehn Tage lang hatte Frau Notar dem erwarteten Besuch der Fremden zu Liebe die resedagrünen Seidenplüschmöbel in ihrem Salon dem vollen Tageslicht preisgegeben; wenn die Leute nicht kommen wollten, mußten sie halt fortbleiben, sie störte sich mal sicher nicht daran. Die Doberacher grämten sich überhaupt nicht darum. Ganz gewiß nicht.

Bei alledem hätte man um die Welt gern gewußt, warum diese Juden eigentlich nach Doberach gekommen waren.

Nur um sich hier hinter diese schreckliche Mauer zu setzen? Ohne jedes Rechnen auf geistige Anregung und interessanten Gedankenaustausch mit gebildeten Menschen? Seltsam. Sehr seltsam.

Allmählich sickerte einiges über die Familienverhältnisse der fremden Ansiedler durch. Katzenstein war in erster Ehe mit einer Katholikin verheiratet gewesen, die wegen dieser Heirat von ihrer Kirche exkommuniziert wurde. Die drei Kinder aus dieser Ehe wurden im Glauben ihrer Mutter erzogen. Der älteste Sohn war auf einem auswärtigen Gymnasium und die anderen beiden hatten einen katholischen Hauslehrer. Im übrigen lebte die Familie streng rituell.

So still und unauffällig die Katzensteins sich auch verhielten, das Interesse der Doberacher an den „eigentümlichen Leuten" wuchs und wuchs und geriet endlich in die Dimensionen des begehrlichen Wunsches, die widerspenstigen Fremdlinge mit List oder Gewalt in den Strudel der Doberacher Geselligkeit zu ziehen. Kommt der Berg nicht zu Mohamed, geht Mohamed zum Berge. Die Bürgermeisterin opferte sich. Gelegentlich einer gemeinsamen Überfahrt mit dem Trajektschiffchen an die nassauische Seite knüpfte sie frank und frei mit Frau Katzenstein ein Gespräch an. Ob sich die Herrschaften schon in Doberach eingelebt hätten? Ob es ihnen hier gefalle? Frau Katzenstein antwortete sehr artig, sehr freundlich, daß sie sich in ihrem neuen Heim sehr wohl fühlten, aber dabei blieb es. Am

jenseitigen Ufer angelangt, trennte man sich mit höflichem Gruß, und die unsichtbare Mauer gleich hoch und dicht wie die sichtbare — zwischen den Doberacher und den Katzensteins, blieb nach wie vor bestehen.

Nach Jahr und Tag schien in die Mauer eine Bresche zu kommen. . . .

Sybille Katzenstein besuchte den Kommunionsunterricht. Der Pastor erzählte, daß diese Schülerin ein ganz eigenartiges Mädchen sei. Nicht als ob etwas in ihrer Bildung versäumt wäre oder ihre Religionskenntnis Lücken aufweise, aber sie hatte eine so besondere Art, zu antworten und Fragen zu stellen. . . . ein gewißes heidnisches Odium hafte ihr an, er werde sie ganz besonders im Auge behalten.

Schon bald bot sich ihm die gewünschte Gelegenheit, ein ernstes Wörtchen mit Sybille zu reden.

Die Mitschülerinnen hatten sie denunziert. Sybille hatte in der heiligen Messe aus einem Gebetbuch gebetet, das eigentlich gar kein Gebetbuch war. Allerhand wunderliche Zeichen stünden drin, und sie hätte auch etwas anderes gebetet als das Meßgebet.

Nun nahm der Seelenhirt das räudige Schäflein vor. Es leugnete nicht einmal. Das Buch hatte sie von Großvaters Studiertisch genommen, und zum Beten brauchte sie kein Buch.

„Was hast du gebetet?“

„Nicht viel. Immer dasselbe. Lieber Gott, gib, daß ich auch wirklich glaube, was ich glauben soll! Amen."

„Glauben was du glauben sollst? Was soll das heißen? Glaubst du etwa nicht an die Segenswirkungen unserer allein seligmachenden heiligen Kirche?"

Sybille sah den geistlichen Herrn mit ihren großen, schwarzen Augen fest an. „Ich weiß nicht," sagte sie zögernd, „ich glaube ja, daß man ein Christ und auch ein guter Mensch sein kann. Ich glaube es, und Großvater sagt es auch. Aber ich weiß es nicht bestimmt. Ich weiß nur, daß mein Vater und meine Mutter und mein Großvater — —"

„Das heißt deine Stiefmutter und dein Stiefgroßvater — —"

„Meine liebe Mutter und mein Großvater" wiederholte das Mädchen errötend, „daß die gute Menschen und Juden sind. Einen wirklich guten Christen habe ich noch nicht kennen gelernt. Aber dafür ist nicht gesagt, daß es nicht auch gute Christen gibt."

„Das sind ja nette Äußerungen von einem Mädchen, das demnächst zur ersten heiligen Kummunion geführt werden will," brach der Pastor aufgeregt los. „Entsetzlich! Doppelt und dreifach hast du Ursache zu beten, um ein gläubiges Herz — —"

„Darum bete ich ja gerade, Herr Pastor. . . ."

„Und zwar so zu beten, wie ein gläubiger, katholischer Christ betet, denn nur ein solches Gebet hat

Aussicht, bei Gott und der heiligen Jungfrau Erhörung zu finden . . ."

„O, Herr Pastor, haben Sie schon einmal einen richtigen Juden beten hören?" rief das Mädchen mit blitzenden Augen. „Ich sage Ihnen, wenn Großvater morgens seine Gebetriemen umlegt und den Herrn anruft, das hört sich noch anders an, als wenn so eine Prozession dahinzieht, mit ihrem Vorbeter „Gegrüßet seist du, Maria. Du bist voller Gnaden. . . . . und Paperlapapp — papp — papp . . . leiert der Chorus hinterdrein. Ich meine, so'n Beten hieße Gott spotten, Herr Pastor."

Der geistliche Herr schwieg ein Weilchen. Mit fulminanter Zornesrede, das erkannte er, war hier nichts auszurichten; der störrische, widerspruchige Sinn des irregeleiteten Mädchens konnte nur auf diplomatischem Wege, mit Ruhe, Überlegung und Vorsicht entwaffnet werden.

„Wenn deine Eltern und dein Großvater vortreffliche Menschen sind" sagte er schließlich, „so werden sie es dich gelehrt haben, daß Wahrheit und Gehorsam die Kardinalkriterien jedes edlen Charakters sind."

Das Kind besann sich. „Jawohl. Gehorsam gegen den einigen Gott. Und die Thora spricht: Allweil lehre Wahrheit deinen Mund, damit du das Leben dieser und der künftigen Welt erlangest".

„Also, da du nach dem Willen deiner seligen Mutter und deiner jetzigen Eltern im christlichen Glauben

erzogen bist, so hast du die Wahrheiten deines Glaubens anzuerkennen und ihren Vorschriften zu gehorchen. Verstehst du das?"

Sybille schwieg. Den letzten Anführungen gegenüber versagte ihre kindliche Logik. Der Pastor redete weiter auf sie ein, und seine wohlwollenden und eindringlichen Vorstellungen schienen zu fruchten, denn fortan betete Sybille Katzenstein in der heiligen Messe aus einem Gebetbuch, das wirklich ein Gebetbuch war, immer die vorgeschriebenen Gebete.

Mit den anderen Mädchen im Unterricht stand Sybille nicht besonders. Die unsichtbare Mauer machte sich auch hier bemerkbar. Die Mädchen konnten den „Judenfratz" nicht leiden; allgemein hielt man sie für hochmütig.

Emma Tröpfel, des Bürgermeisters Töchterlein, beschwerte sich eines Tages, daß das „Rasseln und Knittern" in Sybillens Kleider sie nervös mache und ihre Aufmerksamkeit ablenke.

„Du hast Papier in der Tasche oder unterm Rock. Uns zum Tort . . . ."

„Ach! — Wie albern!"

„So zeig doch mal," und sie hob mit spitzen Fingern den Saum von Sybillens Kleid in die Höhe. Da kam unter dem einfachen grauen Oberstoff ein schweres rotes Atlasfutter und ein hochelegantes Röckchen von knisterndem Taffet zum Vorschein.

„Das ist ja Seide" sagte Emma verblüfft, und

alle drängten sich heran, um die enthüllte Pracht anzustaunen.

Sybille entfernte ärgerlich Emmas Hand von ihrem Kleide und strich die Falten glatt. „Nun ja. Was weiter?“ sagte sie gleichgültig. „Wir haben alles von Seide, auch Wäsche, weil Mutter Seide für die gesündeste Tracht hält“.

Am anderen Tage gab Frau Bürgermeister einen Extra-Damenkaffee mit Extra Schlagsahne und einer extra glacirten Fruchtbombe. Und bei dieser Gelegenheit wurden Sybille Katzensteins Atlasfutter und seidenen Unterröckchen von den versammelten Damen bis in ihre Urbestandteile zerpflückt.

„Ich bitte Sie, meine Damen, welch einen Einfluß übt ein solches Beispiel“ seufzte die Bürgermeisterin und präsentierte ihrer Nachbarin die Kuchenplatte. „Wenn nun unsere Mädel auch so was verlangten! Eine solche sündhafte Üppigkeit müßte von Gesetz wegen bestraft werden. Und erst bei Kommunikantinnen .... Schrecklich!“

„Das ist so recht jüdisch“ sagte Frau Apotheker, Schlagsahne löffelnd, „dieses Protzen und Hervortun. Hier bin ich! Die Leute sehen mir ganz so aus, als müßten sie sagen: Was kostet Doberach? M'r habens ja, m'r könnens ja. Wer hat hier so viel mesumen wie unsere Leit ....“

„Na, eigentlich kann man es doch kein Protzen

nennen“ meinte Frau Steuerrat. „Der Staat war doch nur inwendig.“

„Ja, und woher stammen die dicken Geldsäcke?“ bemerkte Frau Amtsrichter „diese Menschen sind mir offengestanden unheimlich. Der Mann hat so etwas Stechendes im Blick und kann einen nicht gerade ansehen. Haben Sie das nicht auch schon beobachtet? Woher die Juden ihre Reichtümer meistens haben, weiß doch jedes Kind —“ und sie machte die Geste des Halsabschneidens und stopfte dann rasch ein Pflaumentörtchen in den Mund.

„Was mich anbelangt: Ich nehme in dieser Hinsicht einen sehr freien Standpunkt ein“ äußerte Frau Hilgenberg und säbelte ein Stück Sandkuchen ab. „Zum Beispiel: Rassenhaß kenne ich nicht. Ich erkenne sogar an, — und Nietzsche ist mit mir derselben Ansicht, — daß die Juden in ihrer Art eine zähe und reine Rasse sind. Aber sie haben doch viel Unsympathisches. So das ekelhafte Protzen. Sehen Sie, ich habe siebenzigtausend Taler in Staatspapieren, und zwar alles ehrlich erworben — natürlich von meinen Eltern — aber daß ich jemals drüber spräche. . . . Nein, gewiß nicht. Dazu bin ich zu vornehm, müssen Sie wissen. Das wäre mir zu unfein. Und es ist mir noch niemals eingefallen, meinem Lulu seidene Hemden zu nähen.“ — —

Die seidenen Unterröcke machten das Verhältnis zwischen Sybille und den anderen Teilnehmerinnen am

Religionsunterricht noch gespannter. Neben der unsichtbaren Scheidewand gähnte jetzt noch ein nicht zu übersehender Abgrund von gehässigem Neid und höhnischer Mißgunst zwischen hüben und drüben.

Sybille zerbrach sich vergebens den Kopf, welche Ursache sie den Mädchen zu den sich täglich erneuernden wider sie richtenden Chikanen derselben gegeben hatte. Eine Zeit lang ließ sie sich die Wespenstiche gefallen, schließlich wurden sie ihr lästig; sie war keine Amboßnatur, keine von denen, die in christlicher Ergebenheit die linke Backe hinhalten, wo sie auf die rechte geschlagen werden. Ihr rasches Temperament inklinierte mehr zum impulsiven Handeln als zum passiven Dulden und Leiden, und als ihr die Geschichte zu bunt ward, lief ihr die Galle über.

Es war an einem Samstag, etwa vierzehn Tage vor weißem Sonntag, als der Pastor seine Lämmlein zu dem gnadenspendenden Muttergottesbild eines benachbarten Wallfahrtortes führte.

Paarweise zog die jugendliche Prozession dahin durch den sonnigen Frühlingsmorgen, voran die Knaben, hinten die Mädchen; jedes den Rosenkranz in den Händen und die üblichen Gebetsworte murmelnd.

Dicht hinter Sybille schritten Bürgermeisters Emma und Amtsrichters Paula eifrig betend, und zwischen den einzelnen Sätzen halblaute Worte zischelnd. Sybille bewegte nur mechanisch die Lippen. Die Umgebung lenkte ihre Gedanken ab. Der leuchtend dahinflutende

Strom, das jubelnde Grün der Berge und Fluren, das strahlende Saphirblau des Himmels mit seinem silbernen Wolkengeäder, das alles stimmte sie fröhlich und andächtig, ohne daß sie ihre Empfindungen in den Refrain der Rosenkranzworte zu zwingen vermochte. Dagegen fing ihr scharfes Ohr jede Bemerkung der Mädchen hinter ihr auf, und alsbald wurde es ihr klar, daß die Sticheleien und anzüglichen Redensarten auf sie gemünzt waren.

„Sieh das Judenschicksel . . . Wie es sich aufgedonnert hat . . .“

„Du bist voller Gnaden, der Herr ist mit dir . . .“

„'s'ist ja auch Schabbes heit — . . .“

„Du bist gebenedeit unter den Weibern — —“

„O, wat ein Schlemaßel, det se heit nicht daheim is bei ihre Lait . . .“

. . . „und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesu . . .“

„Levi Schmuhl, der Handelsmann — —“

„Heilige Maria . . . Mutter Gottes, bete für uns . . .“

„Handelte mit Zwirn und Kamm — —“

. . . „Jetzt und in der Stunde unseres Todes . . .“

Das Amen zu diesem Rosenkranz ist von Emma Tröpfel nie gesprochen worden. Mit einem Ruck, blitzschnell und unversehens, drehte Sybille sich auf dem Absatz herum, riß der Bürgermeisterstochter den Rosenkranz aus den Händen und peitschte ihn ihr mit einer

Vehemenz rechts und links um das Gesicht, daß die scharfkantigen Perlen der Kette blutrote Striemchen über die blassen Wangen des im Augenblick völlig konsternierten Mädchens zogen. Dann allerdings brach Emma in ein lautes, wütendes Jammergeheul aus, der Zug stockte, löste sich auf, und in der allgemeinen Verwirrung schleuderte Sybille den Rosenkranz weit von sich über die Chaussee in den Rhein und lief davon. Die aufgescheuchte Herde ihr nach, in wilder Hetzjagd, ohne der befehlenden Zurufe ihres Hirten zu achten. Wohl oder übel mußte der Pastor sich entschließen, eine Strecke mitzulaufen, bis es ihm endlich gelang, die aufgeregte Schar zum Stillstand zu bringen und das Band der Ordnung wieder zu befestigen. Sybillens schmale helle Gestalt verschwand eben um die Chausseebiegung.

„Ich komme überhaupt nicht mehr zu Euch, ich will gar nicht zur Kommunion," hatte sie gerufen.

Wochenlang stand ganz Doberach in Flammen der Entrüstung. Die Damen richteten eine Petition an den Geistlichen, worin sie den hochwürdigen Herrn ersuchten, Sybille Katzenstein ihres rohen Betragens wegen von der Kommunion auszuschließen; aber merkwürdigerweise reagierte der Pastor nicht auf das berechtigte Verlangen. Nach einer strengen Untersuchung fällte er vielmehr das salomonische Urteil, daß die beiden feindlichen Elemente Tröpfel — Katzenstein einen ganzen Nachmittag zusammen in einen neben seinem Studierzimmer befindlichen Raum gesperrt

wurden, allwo jedes von ihnen das dreizehnte Kapitel aus dem ersten Chorintherbriefe, das da handelt von der Liebe, fünfundfünfzig Mal abschreiben mußte. Ob's geholfen hat, weiß der Chronist nicht zu berichten. Tatsache ist, daß sich am weißen Sonntag alles programmgemäß abwickelte, und die schöne Einigkeit des feierlichen Tages durch keinen Mißklang gestört wurde. Leider aber schlug bald darauf eine neue noch größere Frechheit der Juden völlig den Boden aus dem Faß.

Frau Hilgenbergs süßer Lulu war allmählich in jenes Stadium geistiger und körperlicher Entwickelung gerückt, welches man schlechtweg und gemeinhin als „Flegeljahre" zu bezeichnen pflegt. Er „mauserte," wie die zärtliche Mutter seufzend zugab, wenn er es innerhalb der vier Wände einmal zu arg trieb. Jedenfalls bewies er neben vielen minder liebenswerten Eigenschaften eine nicht zu unterschätzende Selbständigkeit, die sich besonders auch darin äußerte, daß er, was die Wahl seines Umganges anbelangte, die mütterliche Autorität nicht mehr als maßgebende Instanz respektierte. Und da er sich seine Freunde nun selber wählte, zeigte es sich, daß der königlich preußische Notarssohn ausgesprochenen demokratischen Neigungen fröhnte, denn am liebsten war er unten am Rhein, unter der Proletarierjugend, bei deren Max- und Moritziaden er stets den Vorrang behauptete.

Nun wohnte in Doberach ein etwa achtzigjähriger Jude, der sich Samuel Meckerstein schrieb und dessen

groteskes Aussehen der Doberacher Jugend eine unversiegbare Quelle des Ergötzens lieferte. Samuel Meckerstein — die Doberacher hatten den schönen klangvollen Namen zu einem „Mule Meck“ verballhornisiert — war Zeit seines Lebens verwachsen gewesen, aber das Alter hatte seinen gekrümmten Rücken so tief gebeugt, daß der Kopf mit den Knieen beinahe in wagerechter Linie stand. Bewegte der Alte sich, so bekam seine Gestalt etwas merkwürdig Igelähnliches; er schien mehr zu rollen und zu kollern als zu gehen, und kam dabei doch nur langsam vorwärts.

Als der süße Lulu eines Nachmittags mit seinen Konsorten am Rhein umherlungerte, tauchte Mule Meck plötzlich in seinem Gesichtskreis auf. Beim Anblick des krummen Alten blitzte durch das Gehirn des genialen Notarssohnes eine famose Idee, die, mitgeteilt, sofortigen und allgemeinen Beifall fand. Es hatte am Morgen geregnet, und die sandige, feuchte Erde am Rhein eignete sich vorzüglich zur Fabrikation von „Dreckbällen“.

Alsobald trottete die ganze Rotte Korah hinter dem unglücklichen Samuel her und eröffnete unter Absingung eines Reims, zu dessen Autorschaft sich ebenfalls Lulu Hilgenberg bekannte, mit den appetitlichen Wurfgeschossen ein regelrechtes Bombardement auf den Rücken des verwachsenen Alten.

„Mule Mule Mule Mule Meck Meck Meck . . .
Schmeiß den Jud' mit Dreck Dreck Dreck . . .“

Doktor Katzenstein stand am Fenster seines Arbeitszimmers als der Zug sich nahte.

„So laßt mich doch in Ruhe, ihr lieben Kinder" fistelte Mule kläglich, „ich hab euch doch nie nix getan. Laßt doch eine arme alte Mann in Frieden — —"

Freilich hätte Mule aus vielfältiger Erfahrung wissen müssen, daß ein Appell an die Barmherzigkeit der jungen Übeltäter stets eine dem beabsichtigten Erfolg direkt entgegengesetzte Wirkung hatte. Auch heute antwortete ihm ein brüllendes Gelächter und ein erneuter Kartätschenhagel. Der süße Lulu warf ihm eine Handvoll Erde geradaus ins Gesicht, so daß die schlammige Masse dem Alten in Mund und Augen spritzte.

In dem Momente dieser Heldentat, leider zu spät, um sie verhüten zu können, erschien Doktor Katzenstein auf der Bildfläche, und ehe Lulu wußte, wie ihm geschah, wurde er aufgehoben, umgedreht und das Centrum seiner rückwändigen Wesenheit dermaßen nachdrücklich mit einem Rohrstöckchen bearbeitet, daß ihm Hören und Sehen und auch auf alle Fälle die Lust zur Fortsetzung seines genialen Amüsements verging.

Eine viertel Stunde später stürzte Frau Hilgenberg mit zornrotem Antlitz und tränenden Augen in die Kanzlei ihres Mannes. Der Notar hatte gerade eine Konferenz mit sechs Hunsrücker Bauern, die in einer Erbschaftssache um einen halbmorgengroßen Kartoffelacker stritten, und die Störung kam ihm sehr ungelegen,

aber angesichts der hochgradigen Erregung seiner Frau hielt er es doch für angebracht, ihr zu folgen.

Schluchzend erzählte Frau Anna den Sachverhalt. Das gemißhandelte Kind hatte sie eben zu Bett gebracht, und nun verlangte sie von ihrem Manne, daß er sich stehenden Fußes zu den Katzensteins begebe und blutige Sühne für das unerhörte Verhalten „dieser Bande" fordere.

Der Notar war ein Mann des Friedens. In allen häuslichen Angelegenheiten ordnete er sich stets willig der besseren Einsicht seiner Siebzigtausendtalerfrau unter, aber heute stand ihm der Kopf nicht. Die Störung ärgerte ihn und dann bot ihm diese Sache endlich einmal Gelegenheit zur Ventilation eines schon lange aufgespeicherten Unmuts.

„Das mußte so kommen" sagte er kurz. „Das kommt von deiner Affenzärtlichkeit und deiner blödsinnigen Pempelei mit dem Bengel. Ich darf ihn ja nicht schief ansehen, viel weniger anrühren . . . nun gut, so wird er seine Hiebe von anderen Leuten kriegen. Lulu ist ein notorischer Flegel, und diese Geschichte mit dem armen alten Meckerstein, der keiner Fliege was zuleide tut, ist eine Rüpelei, eine beispiellose Rohheit, und ich könnte mich höchstens bei dem Doktor Katzenstein bedanken, daß er meinem Jungen solche Töne mit dem Rohrstock auszahlte; wenn du was willst, geh selber hin, mich laß gefälligst damit ungeschoren." Sprachs und warf die Tür seiner Kanzlei

hinter sich zu, daß die Wände des königlichen Notariats noch zwei Minuten lang wie im Schüttelfrost tatterten. Seine Gattin aber kehrte in das Kinderzimmer zurück, fütterte ihren heulenden Liebling mit Konfekt und tat ein schauerliches Fluch- und Rachegelübde: Ewige Fehde diesen Katzensteins. Feindschaft zwischen deinem Samen und meinem Samen. Eine neue Capuletti- und Montecchiauflage — . . . Krieg zwischen Doberach und der Katzenburg. Jetzt und immerdar und in Ewigkeit. Amen.

2.

Darüber war ein Dezennium vergangen. Doberachs Physiognomie hatte sich ein wenig verändert; es zählte jetzt beinahe dreitausend Einwohner. Das niedliche Städtchen war unter den kleinen Rentiers und Privatiers, die aus größeren Städten an den Rhein zogen, um den Rest ihres Daseins in beschaulicher Ruhe auf einem schönen Erdenfleckchen zu verbringen, in Mode gekommen. Überall schoben sich zwischen die niedrigen Fachbauwerke modische Häuser und kleine Villen.

Die Katzensteins lebten noch immer ganz für sich. Das Haus am Rhein erhielt alle Jahre einen neuen weißen Anstrich, und die Giebelseite war mit einem Teppich von Efeu und weißen Kletterrosen überkleidet,

auch der vor zehn Jahren neu angelegte Garten hatte sich in der verflossenen Zeit in ein kleines, Fruchtbarkeit strotzendes Eden mit reichtragenden Obstbäumen, schattigen Wegen, heimlichen Lauben und einer Flut köstlicher Rosen verwandelt, — sonst war alles wie ehedem.

Im Hause war es sehr still geworden. Außer Sybille waren die Kinder alle ausgeflogen. Rudolf, der älteste Sohn, stand als Leutnant bei den Ulanen in H. . . ., Theodor studierte Jura, Hermann, der älteste aus der zweiten Ehe, war seit einem halben Jahre als Volontär in einem Frankfurter Bankgeschäft, und Jenny, die Jüngste, kam vor einigen Monaten in ein Schweizer Pensionat.

Ehe sie nach Doberach zogen, hatte Dr. Katzenstein mit den Seinen ein halbes Nomadenleben geführt. Sie wohnten nacheinander in Thüringen, in Leipzig, in Breslau, Berlin und zuletzt wieder in Mainz, wo Katzenstein vor Jahren eine chemische Fabrik besessen hatte.

Überall nur kurze Zeit, längstens ein Jahr; kaum war der Umzug überwunden und man wieder zur Ordnung gekommen, da drängte es den Mann wieder fort, indem er hier diesen, dort jenen Miß- und Übelstand entdeckte. Diese Ruhelosigkeit, die Lust zu wechseln, diese förmliche Manie zum fortwährenden Wandern und Verändern begründete sich bei Katzenstein in einer Nervenkrankheit, an der er seit Jahren litt und unter deren Symptomen seine Familie sehr

zu leiden hatte. Glücklicherweise traten diese Symptome nur periodisch zu Tage, — in den Zwischenzeiten war er der liebenswürdigste Mensch, der sich denken läßt. Die jeweiligen Nervenkrisen wurden stets durch eine vorhergehende, tagelang anhaltende nervöse Reizbarkeit und rapide Stimmungsumschläge eingeleitet; an sich äußerten sie sich nur in einer tiefen schwermütigen Apathie, einem müden Insichselbstversinken und einer stumpfen Teilnahmlosigkeit gegen alle Vorgänge in seiner Umgebung. Seine Angehörigen, die diesen Zustand kannten, wußten, daß es zu solchen Zeiten das beste war, den Vater ganz sich selber zu überlassen, und ihm möglichst aus dem Wege zu gehen, bis die Normaltemperatur seines Wesens wieder hergestellt war.

Frau Katzenstein hatte hinter dem Rücken ihres Mannes schon verschiedene Ärzte über sein Leiden konsultiert, aber da er körperlich gesund war, konnten sie ihr auch keine anderen, als die schon längst versuchten und oft wiederholten Palliativ-Mittel zur Bekämpfung seines Leidens raten, die da waren: Luftveränderung, Zerstreuung, unauffällige Ablenkung seiner melancholischen Gedanken auf freundliche und erheiternde Gegenstände und eine fröhliche und harmonische Umgebung.

An der letzten fehlte es gewiß nicht. Das Familienleben im Katzensteinschen Hause war ein selten glückliches. Geradezu rührend und ideal gestaltete sich das Verhältnis zwischen den ersteheliclhen Kindern Katzen-

steins und der Stiefmutter. Das Wörtchen „Stief“ schien in diesem Falle so unangebracht als nur möglich; die Kinder hatten ihre leibliche Mutter kaum gekannt, und Frau Esthers sanftes, zärtliches Wesen hatte die liebedürstenden Herzen der Kleinen vom ersten Augenblick an im Sturm erobert.

Die kleine bewegliche, immer tätige Frau, die ihren vornehmsten Lebenszweck darin erblickte, eine Atmosphäre von Wohlbehagen um die Ihren zu verbreiten, war der gute Geist des Hauses, die Seele der Familie, die sie mit dem Odem ihrer Liebe durchströmte. Ihr Mann liebte sie; die Kinder vergötterten die Mutter; Frau Esther war eine lebendige Illustration der bewährten Satzung, daß dienende Liebe in dauernder Intension allmählich zur Herrscherin wird. Das Generalprinzip ihrer Erziehung bestand darin, möglichst wenig zu erziehen, das heißt, alles Befehlen und Verbieten tunlichst zu umgehen und den Kindern einen möglichst weiten Spielraum für ihre Neigungen und die freie Entwickelung ihrer Eigenart zu lassen. Vielleicht war es gerade die Toleranz und Nachsicht der Erziehung, die die Kinder abhielt, jemals die weitgesteckten Grenzen zu überschreiten; gern und willig fügte sich eins dem andern, trugen die Geschwister ihren gegenseitigen Wünschen und Neigungen Rechnung. Nie hatten eine ernste Meinungsverschiedenheit oder gar ein Streit Dissonanzen in dem fest geschlossenen, innig verbundenen Kreis der Familie hervorgerufen.

Um der Kinder willen hätte Frau Esther für ihre Person derzeit gern einen Verkehr mit einigen besseren Familien Doberachs angebahnt, aber die Rücksicht auf die Eigenheiten ihres Mannes ließ sie davon absehen. Sie wußte, daß ihr Mann diese Kleinstädter mit ihrem engen Interessenkreis, ihrem beschränkten Geisteshorizont, ihrer kleinlichen, aufdringlichen Neugier auf die Dauer nicht ertragen würde, und da ihr vor allem daran lag, ihn dauernd an das neue Heim zu fesseln, sah sie lieber von vornherein von jedem Umgang ab. Erst in den letzten Jahren war es in dieser Hinsicht etwas anders geworden. Unter den von auswärts Zugezogenen befanden sich einige sehr angenehme Leute; unter andern ein Ehepaar Secken, das mit seinem einzigen Töchterchen, in Jenny Katzensteins Alter, eine kleine Villa am Berge bewohnte. Auf einem Spaziergang waren die Familien Katzenstein und Secken bekannt geworden und seitdem besuchte man einander hin und wieder. Da die Lehrkräfte in der höheren Töchterschule nur sehr mangelhaft waren, nahmen Seckens Frau Doktor Katzensteins Vorschlag, die kleine Elise an dem Unterricht von Jennys governess finished partizipieren zu lassen, dankbar an, und zwischen den beiden Mädchen hatte sich infolge des gemeinsamen Lernens eine innige Freundschaft entwickelt.

Sybille war der Liebling des Hauses, sowohl der Eltern als der sämtlichen Geschwister und des alten Großvaters Halberstamm. Dieser alte Herr lebte sein

Leben für sich; vor langer Zeit hatten seine hochgelehrten rabbinischen Werke Aufsehen erregt, aber mit den Jahren grub er sich immer tiefer hinein in die düstere Mystik mittelalterlicher jüdischer Gelehrsamkeit; er arbeitete an einer neuen Auslegung des Buches Jezirah, die zehn Zahlen und zweiundzwanzig Buchstaben der Kabbala waren das A und O seines Lebens, es konnte geschehen, daß er, aus den geheimnisvollen Wundertiefen seiner Grübeleien emportauchend, mit blöden, verschlafenen Augen um sich blickte und erst einiger Sammlung bedurfte, um die nüchterne Wirklichkeit der gegenwärtigen Zeit zu begreifen. In der Familie brachte außer Sybille niemand seinem Steckenpferd rechtes Verständnis entgegen. Sein Schwiegersohn, Dr. Katzenstein, huldigte freigeistigen Ideen, seine Tochter Esther war wohl eine fromme Jüdin, aber sie beschränkte sich doch im großen, ganzen auf das strikte Innehalten der äußeren Gesetzesvorschriften und außerdem nahmen Haus und Familie ihre Zeit vollkommen in Anspruch; die Kinder, besonders die heranwachsenden Knaben, hatten stets hundert lachende Widersprüche gegen die mysteriösen Aufstellungen des alten Großvaters, und nur Sybille verstand ihn, wenigstens hörte sie ihm aufmerksam, beinahe andächtig zu. Sie war von Kind an immer nachdenklich gewesen, und der schwüle Duft der wundersamen kabbalistischen Lehre, die phantastische, bilderreiche Sprache machten einen ungemein tiefen Eindruck auf

ihre ohnehin lebhafte Phantasie; für eine weniger gesunde Natur wäre die metaphysische Weisheit des alten Herren nicht ganz ungefährlich gewesen, ihr aber schadete sie nicht. Sie las und schrieb hebräisch wie ein Rabbiner, sie wußte mit dem nun schon achtundsiebzigjährigen Greis ein langes und breites über die Geheimnisse der gaonäischen Zeit, über Hechaloth rabbathi, Sefer jezira, über eklektische Mystik, dem Sohar und viele andere tiefgelehrten Schriften und Dinge zu reden; sie ging auf alle seine Intentionen ein und hörte seinen Darstellungen und Erläuterungen zu, wie man einem fesselnden Märchen lauscht, durch dessen goldenes Phantasienlabyrint sich der rote Faden eines tiefen, verborgenen Sinnes schlingt.

Sybille war kürzlich dreiundzwanzig Jahre geworden. Sie hatte sich zu einer großen Schönheit entwickelt.

In ihrem bleichen, edelzügigen Gesicht, dessen strenge Linien, der weiche Glanz der schwarzen Augen etwas milderte, war nur ein Atom semitischen Typus, gerade genug, um ihrer klassischen Schönheit einen pikanten Beistrich zu geben.

Die Julinachmittagsonne schien hell und heiß in den Katzensteinschen Garten. Im Hause waren alle Jalousieen und Persiennes herabgelassen, um die eindringende Sommerhitze abzuhalten; im Garten gewährten die Bäume einigen aber nicht hinreichenden Schatten. Über den blühenden Rosenbeeten schwebte der Atem

tausendfältiger Blüten wie eine schwere Weihrauchwolke; nichts regte sich ringsum, aber jenseits der Mauer brausten und grollten die Rheinwogen, und hin und wieder unterbrach das Räderschlagen und Pfeifen eines vorüberziehenden Dampfbootes die Ruhe des Sommernachmittags.

Sybille und Ben Halberstamm wanderten langsam durch die Gartenwege. Sybille hielt einen großen roten Sonnenschirm über sich, und während sie mit leichten elastischen Schrittchen neben dem Großvater herging, plauderte sie von den kleinen Dingen, die eben ihre Gedanken beschäftigten, daß Rudolf in diesem Sommer keinen längeren Urlaub bekommen, und wie schade das sei, da sie sich schon auf die Ferien mit den beiden Brüdern daheim gefreut habe. Die Mutter bestehe partout darauf, sie, Sybille solle im Herbst mit dem Vater nach Italien reisen, aber sie habe gar keine besondere Lust dazu. Eher nach Norwegen. Norwegen ist mein Schwarm. Aber Vater ist nicht für Norwegen.

„Was meinst du, Großväterchen, wenn wir beide mal nach Norwegen gondelten?“

Der alte Herr — er hatte eben wieder über ein besonders kompliziertes kabbalistisches Problem spintisiert — fuhr verstört herum.

„Was sagst du, Kind? Ich? Ich mag nicht mehr reisen. Such dir einen jungen, frischen, fröhlichen Gefährten für die Hochzeitsreise nach Norwegen. Das wäre gescheit, S'billchen.“

„Ich werde wohl überhaupt nicht heiraten, Großvater!“

„Ei wie!“ sagte Machul ben Halberstamm, „weshalb denn nicht? Die Mädchen wollen ja alle heiraten.“

„Jawohl, und ich will mich nicht einmal als Ausnahme gerieren“ erwiderte Sybille, und das rote Sonnenlicht auf ihren Wangen wurde um einen Schein intensiver, „aber für mich wird sich schwerlich eine passende Partie finden. In einen Juden werde ich mich wahrscheinlich nicht verlieben, denn wir wissen es alle, daß das Israel von heute in seiner großen Mehrheit eine degenerierte Rasse ist, dessen vornehme Ursprünglichkeit nur noch vereinzelte Exemplare repräsentieren. Und ein Christ, wenn ich ihn vielleicht möchte — wird ein religiöses Zwitterding wie mich nicht wollen. Das ist eben die Tragik meiner Individualität, daß ich weder Jüdin noch Christin bin; eine unchristliche Christin; das ist schon schlimmer als eine Heidin krassester Potenz . . . o je . . .“

Sie seufzte; obgleich sie mit lachendem Munde sprach, klang eine bittere Note durch ihre Worte. Machul ben Halberstamm sah seine Enkelin aufmerksam an; wenn er nicht gerade mit seinen Gedanken in einer anderen Welt weilte, konnte der alte Herr sehr helläugig, sehr scharfsinnig blicken und — sehr scharfsinnig kombinieren. Sybille geriet in eine leichte Unruhe, und es kam ihr ganz gelegen, daß die Schelle

an der Gartenpforte plötzlich ertönte und sie hingehen konnte, um zu öffnen.

Ein fremder Herr in hellen Reisekleidern stand draußen und fragte nach Dr. Katzenstein.

Sybille lud ihn ein, näher zu treten. Zu Hause war der Vater, ob er gerade zu sprechen sei, wollte sie sich erkundigen. Der Fremde betrachtete die schlanke Mädchenerscheinung, die in dem losen, empirartigen Gewand von geblümten Musselin sehr groß aussah, mit wohlwollendem Interesse.

„Fräulein Sybille Katzenstein? Nicht wahr?“ fragte er lächelnd. „Ihr Herr Vater, mein lieber Freund, hält mich, was seine Familie anbelangt, immer auf dem laufenden, so daß ich über jedes einzelne Glied derselben ziemlich eingehend informiert bin. Aber pardon — Sie gestatten, daß ich mich Ihnen bekannt mache. Doktor Romotoff — —.“

„Doktor Romotoff aus Petersburg! Vaters einziger, lieber Freund! Welche Überraschung!“ rief Sybille, dem Angekommenen beide Hände entgegenstreckend. „Wie wird Vater sich freuen! Hoffentlich haben Sie recht, recht viel Zeit mitgebracht.“

„Ich komme allerdings mit dem Vorsatz, mich einige Tage in Ihrem gastlichen Hause einzuquartieren. Mein Koffer wird gleich gebracht werden. Ich habe meine Praxis in Petersburg aufgegeben und bleibe jetzt für immer in Deutschland.“

„Ach, das ist schön! Das wird Vater freuen“

sagte Sybille und faßte nun auch ihrerseits den Doktor, von dem sie wußte, daß er ihres Vaters treuester Freund war, näher ins Auge. Romotoff hatte ein längliches Gesicht mit frischen Farben, einem spärlichen rötlichen Schnurrbart über den feingeschnittenen Lippen und dunkelblauen Augen, die mit jugendlichem Feuer hinter den blanken Gläsern des Kneifers hervorblitzten. Die hohe Stirn verlor sich nach hinten in einer mächtigen spiegelglatten Glatze, welche unten mit einem Halbkranze von dünnen schneeweißen Haaren abschloß. Ohne dies Kriterium vorgerückter Lebensjahre hätte der Russe, der immerhin wohl schon ein fünfziger war, noch gut als ein Mann in den letzten dreißig gelten können.

Sie traten zusammen ins Haus, und Sybille bat den Gast einen Augenblick im Salon zu warten, bis sie die Mutter und vor allem den Vater auf die bevorstehende Überraschung vorbereitet habe. Davon wollte Romotoff aber nichts wissen: „Wozu die Förmlichkeiten? Ich denke mir die Geschichte weit wirkungsvoller ohne Introduktion“ sagte er lachend „nolens volens die Tür aufgerissen und da bin ich! Levin, alter Freund und Studienbruder, komme in meine Arme, und so weiter. Zeigen Sie mir bitte wo ich ihn finde.“

Sybille wies nach oben. „Wie Sie denken, Herr Doktor. Eine Treppe, die erste Tür rechts.“

Sie sah ihm lächelnd nach, wie er mit leichten, federnden Schritten die breite Treppe emporstieg; dann ging

sie zur Mutter, um ihr die Ankunft des Logierbesuches mitzuteilen.

Frau Esther saß in ihrem Wohnzimmer vor dem kleinen Schreibtisch und rechnete an ihren Wirtschaftsbüchern herum. Sybillens Kunde rief bei der kleinen, freundlichen Frau sofort eine zappelige Lebendigkeit hervor. Ein fremder Gast! Und nun gar dieser ihrem Manne so teuere und von ihm so hochgeschätzte Romotoff! Was gab es da noch alles rasch in die Hände zu nehmen, zu berücksichtigen, anzuordnen, um dem Besuch den Aufenthalt so behaglich als nur möglich zu machen. Das Gastzimmer nach der kühleren Nordseite sollte er haben, und dann vertiefte sie sich aufgeregt in die Menüaufstellung zum Abendbrot.

„Überstürz dich nur nicht, Muttchen" sagte Sybille, „der Mann macht mir so den Eindruck, als ob er sich am wohlsten fühlte, wenn man es ihm möglichst wenig merken läßt, daß er Gast ist; ich glaube, er will ganz zur Familie gerechnet werden. Kann ich dir helfen?"

Diese Frage wurde eigentlich nur pro forma gestellt, denn Sybille wußte genau, daß ihre häusliche Tüchtigkeit einigermaßen problematischer Natur war und der Gang des von der umsichtigen Mutter so präzise gelenkten wirtschaftlichen Uhrwerkes durch ihre gutgemeinte Hilfe eher gehemmt als gefördert wurde. Auch jetzt lehnte Frau Esther die angebotene Hilfeleistung mit freundlicher Entschiedenheit ab.

Sybille ging dann wieder in den Garten, aber anstatt sich dem Großvater wieder zuzugesellen, setzte sie sich still auf die kleine, von einem Nußbaum dicht-überlaubte Estrade an der Mauer, die einen wundervollen Blick auf den Rhein und die gegenüberliegende Ruine gewährte.

Sie fürchtete, der Großvater könnte den vorhin abgerissenen Faden der Unterhaltung wieder anknüpfen, und das wollte sie um jeden Preis vermeiden. Sie fürchtete, die stillen, in die Tiefe blickenden Augen des greisen Mannes könnten sie durchschaut und das sorglich gehütete Geheimnis ihres Herzens erspäht haben.

Nur das nicht! Nur das nicht.

Es war nicht ihre Schuld, daß sie mit den Gedanken an Kleist von Lassen nicht mehr fertig wurde. Sie hatte sich so viel Mühe gegeben, sie hatte so tapfer dagegen angekämpft, aber es behauptete sich, ließ sich nicht mehr verdrängen.

Die dunkle Glut in ihren Wangen war zurückgetreten und einer Elfenbein getönten Blässe gewichen. Die Hände im Schoß verschlungen, starrte sie regungslos in die blaue Luft und die flimmerde Sonne, die allmählich schon ihre milde, goldrote Abendfarbe bekam. Die großen Nußblätter schienen leuchtend transparent, und die Rheinwogen schillerten vielfarbig wie Opale.

Ein trotziges Lächeln zuckte um Sybillens Lippen. Ein ähnlicher Abend war es gewesen, als sie ihre jungen Hoffnungen einsargen mußte. Nur daß es

damals Frühling war, der Nußbaum kraftstrotzende Knospen statt Blätter hatte und die Pfirsich- und Aprikosenbäume sich unter der Last ihres rosaroten und blendendweißen Blütenschnees bogen!

Rudolf hatte den einige Jahre älteren Kameraden auf seinem Urlaub mitgebracht, und der junge Freiherr schien sich in dem gastfreundlichen Heim der Katzensteins recht wohl zu fühlen. Sie mochten ihn auch alle gern leiden, besonders aber fühlte sich Sybille von dem angenehmen Wesen des Leutnants, der neben der frischen Munterkeit seiner sechsundzwanzig Jahre und dem obligaten Schneid des Offiziers in manchen Dingen eine außerordentlich ernste, beinahe strenge Lebensauffassung zeigte, angezogen. Instinktiv witterte sie, daß die Sympathie auf Gegenseitigkeit beruhte und Lassen ihre Gesellschaft der Unterhaltung mit den andern vorzog, und ganz allmählich mischte sich ihrer Freude über diese Erkenntnis, ein unruhiges, sehnsüchtiges Glücksempfinden bei. Sie liebte und fühlte sich wiedergeliebt; welches Mädchenherz schlüge nicht jubelnd in dem Bewußtsein! Vor ihren Geistesaugen öffnete sich eine lachende, goldene Zukunftsperspektive. Äußere Hindernisse, die sich ihrer späteren Verbindung mit Kleist entgegenstellen könnten, erblickte sie nirgends. Zum ersten Male freute sie die christliche Signatur ihrer Erziehung; eine Jüdin hätte der Leutnant nicht heiraten dürfen. Lassens pekuniäre Verhältnisse kannte sie zwar nicht, aber sie wußte — auch wenn er selbst

unbemittelt war — daß ihre Mitgift hinreichen würde, ihnen ein sorgenfreies Leben zu gewähren. Es verstimmte und enttäuschte sie nur ein bißchen, daß er das entscheidende Wort nicht sprach, obgleich sich oft genug Gelegenheit dazu bot.

Eines Abends, als sie allein auf der Estrade saßen, erzählte Lassen ihr von seiner Mutter, die in Berlin wohnte und dort in streng kirchlich gesinnten Kreisen eine hervorragende Rolle spielte. Die Baronin Lassen war eine orthodoxe Protestantin; sie stand an der Spitze eines Frauenvereins für innere Mission, an dessen praktischer Wirksamkeit sie sich persönlich eifrig beteiligte; ein vielgenannter ehemaliger Hofprediger war ihr Freund und Berater, dessen Einfluß sie sich ganz unterstellte.

Sybille hörte die Mitteilungen des jungen Offiziers anfangs mit unbefangenem Interesse an, als er aber das begonnene Thema mit zäher Beharrlichkeit in den verschiedensten Varianten ausspann, wurde sie nachdenklich. Weshalb erzählte er ihr das alles? Verfolgte er ein bestimmtes Ziel damit? Wollte er ihr damit andeuten, daß seine fromme evangelische Mutter nur eine in ihrer eigenen geistigen Atmosphäre erzogene und auf denselben Standpunkt fußende Schwiegertochter willkommen heißen würde? Wollte er ihr damit zu verstehen geben, daß seine Mutter niemals in eine Heirat ihres Sohnes mit einem Mädchen willigen werde, das nach außen hin halb Jüdin, halb Katholikin, und innerlich eine durch

und durch freisinnige, von jeder religiösen Schablone emanzipierte Natur war? Wollte er das damit sagen? Sie senkte den Kopf ein wenig, und über ihre sonnigen Zukunftsillusionen senkte sich ein breiter dunkler, erkältender Schatten. Von Kleist hätte sie am wenigsten solche kleinliche Gesinnungen erwartet, — aber freilich, — — er war ein zu guter Sohn, um seine Mutter zu kränken.

„Meine Mutter ist felsenfest überzeugt, daß ihre Bestrebungen demnächst ein weites Terrain erobern werden" fuhr er auf eine tonlos eingestreute Bemerkung Sybillens im leichten Plauderton fort. „Und warum auch nicht? Das Schlagwort unserer Zeit heißt „modern". Was ist aber modern? Kein Begriff ist so chamäleonartig, so wechselreich in Ursache und Wirkung, so unbestimmt, so jeder Logik entbehrend und unberechenbar als dieses: „Was ist modern?" Auf allen Gebieten. Heute bevorzugt man in Wohnungseinrichtungen, kunstgewerblichen Gegenständen usw. die antikisierenden Formen des Rokoko, des Empire oder anderer längst entschwundener Zeitalter, morgen wiederum steht alles im Zeichen der Sezession. Die naturalistische Strömung, welche eine zeitlang unsere Literatur durchrauschte, verläuft sich allmählich wieder im Sande der neuesten Geschmacksrichtung des bücherkaufenden Publikums, das sich in seiner Mehrzahl für eine sittliche Tendenz seiner Lektüre entscheidet. Gilt es heute noch in besseren Gesellschaftskreisen für taktlos und unfein, über

religiöse Fragen zu debattieren, so ist es dafür nicht abzusehen, ob sich nicht schon in nächster Zeit auch darin ein Wandel vollziehen wird. Man will sogar mit Sicherheit behaupten, daß das „positive Christentum“ demnächst wieder modern wird, und daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo es wieder zum bon ton gehört, mit Bibel und Gesangbuch zu kokettieren, und anstatt die letzten Modephilosophen, die alten Herren Evangelisten zu zitieren. Chacun à son gout.“

Sybille nickte. Sie hatte kaum gehört, was er sagte; sie wußte nur das eine: Ihre Hoffnung auf Glück mußte sie begraben. Kleist von Lessen mußte ja seine eigenen Wünsche auf dem Altar seiner hochkonservativen Familientraditionen opfern.

Beim Abschied hatte er ihr freilich lange und fest die Hand gedrückt und ihr mit warmem Stimmklang zugeflüstert, sie werde bald von ihm hören, aber Sybille knüpfte an das Versprechen keine Hoffnung, sie wünschte nicht einmal, daß er sein Versprechen halte. Tatsächlich beschränkten sich seine Lebenszeichen — außer dem ersten Brief, in dem er für die gewährte Gastfreundschaft dankte — auf wenige flüchtige Billets und Karten, die Sybille in gleicher Weise erwiderte.

Es war alles vorbei. Aber trotzdem konnte sie Kleist von Lassen nicht vergessen. Die Gedanken an ihn waren gewissermaßen Bestandteile ihrer geistigen Lebensluft, die sie nicht entbehren konnte, die das Gegengift der revolutionären Bakterien bedeuteten,

mit denen diese intellektuelle Lebensluft erfüllt war. Denn im Grund befriedigte das müssige Leben in dem behaglichen Elternhaus, dieses Verwöhnt- und Verhätscheltwerden, die verweichlichende Atmosphäre dieses bequemen, ruhigen Daseins sie nicht. Sie sehnte sich nach einem größeren Wirkungskreis, nach einer Arbeit, die ihre geistigen und körperlichen Kräfte anspannte und stählte. Alle Liebe der Eltern und Geschwister konnten sie nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß sie doch eigentlich recht entbehrlich zu Hause war. Und sie fühlte sich so stark; ihre Kraft drängte nach einer Betätigung. — — —

In Doktor Katzensteins Arbeitszimmer hatte unterdessen zwischen den beiden Freunden ein fast ergreifendes Wiedersehen nach zwanzigjähriger Trennung stattgefunden. Wortlos hatten sie einander sekundenlang in den Armen gelegen, bis Romotoff mit einem heiteren Begrüßungswort, unter dem er — freilich erfolglos — seine Rührung zu verstecken suchte, den Bann, in dem sich beide momentan befanden, löste. Dann ein rasches Hin und Her, Fragen und Antworten, und während sie einander ansahen, erriet jeder von beiden des andern Gedanken.

„Ja, ja, wir sind beide alt geworden" murmelte Romotoff, „alt, aber nicht morsch. Gott sei Dank noch nicht."

„Doch Alex. Ich bin morsch geworden . . . bis in die Wurzel. Seelenmorsch. Innerlich defekt, innerlich verbraucht und zerschlissen" sagte Katzenstein leise, mit einem trüben Blick ins Leere.

Romotoff wußte, was der Freund meinte; aber er hielt es für richtiger, die erste Stunde des Wiedersehens nicht mit traurigen Reminiszenzen zu verdüstern.

„Du hast unrecht, Levin! Herrgott und Fahnenreich! Mensch, hast du es gut! Eine wunderschöne Villa, eine liebe Frau und wohlgeratene Kinder, unter diesen eine bildschöne, reizende Tochter; ich hatte das Vergnügen unten von ihr empfangen zu werden. Denke dir dagegen mal das Geschick eines bemitleidenswerten Menschen, der, wie ich zum Beispiel, einspännig durch die Welt kutschieren muß, und der gegenwärtig keine Stelle zu Eigen hat, wo er sein Haupt hinlegen kann. Ich komme mir zur Zeit vor wie ein Luftballon, der selber nicht weiß, wohin ihn der Wind treibt und wo er sich niederlassen wird. Das ist schon gar dumm, aber bei alledem bin ich putzmunter; ich sage dir, seitdem meine Patienten mich nicht mehr ärgern, fühle ich mich wie neugeboren und freue mich meines Daseins, wie ein Quartaner, dem zum erstenmal die Cigarre bekommt. Nur keine Grillen fangen! Noch ist Tag, noch scheint die Sonne! . . ."

„Ja, ja, du kannst dich deines Lebens freuen. Hast du kürzlich Nachrichten aus Danzig?"

„Ja. Vor vierzehn Tagen. Frau van Bookendaal ist tot. Ich schrieb dir ja, daß sie sehr krank sei. Der Rechtsanwalt teilte es mir mit. Sie war schon jahrelang leidend."

„Tot, tot," wiederholte Katzenstein langsam „un ihr Sohn?"

„Der ist vor kurzem Oberleutnant geworden und nach H . . . versetzt."

„Nach H . . .! Das ist auch Rudolfs Garnison. Sonderbarer Zufall."

Romotoff zuckte die Achseln. „Er wird wohl seinen Abschied nehmen, da die Zulage aufhört . . ."

„Wieso? Natürlich leiste ich die Zahlungen weiter."

„Du bist verrückt, Mann Gottes . . . nichts für ungut!" fuhr Romotoff auf, „wo soll denn das hinaus! Das kann doch nicht in alle Ewigkeit weiter gehen. Es war ja Wahnsinn von der Frau, die allein deiner Güte ihre Existenz verdankte, den Jungen daraufhin Offizier werden zu lassen. Du glaubtest Frau van Bookendaal eine Versorgung zu schulden; gut; dieser Pflicht hast du vollauf bis zu ihrem Ende genügt, aber das kann sich doch nicht auf Kind und Kindeskinder fortsetzen. Wenn der Herr Oberleutnant ohne Zulage nicht auskommt, mag er seinen Abschied nehmen und eine Civilstellung annehmen, wie es andere in seiner Lage auch müssen."

„Ich weiß, was ich Bookendaals Sohn schulde" sagte Katzenstein, „solche Schulden verjähren nicht. Daß er aber gerade nach H . . . gekommen, das ist mir offengestanden gar nicht lieb. Ich bin seit damals Fatalist . . . und geneigt in jedem Umschwung der

Verhältnisse, in jedem Zusammentreffen von Umständen das Raffinement eines tückischen Schicksals zu sehen. . . ."

„Ach wo und wie! Mach' dir doch nicht solche Gedanken. Ich weiß überhaupt nicht, was du willst. Deine Schuld besteht doch nur in deiner Einbildung. Nach den allgemein anerkannten Satzungen unserer Kreise hast du doch vollständig korrekt gehandelt — —"

„Geh mir ab mit diesen Satzungen," sagte Katzenstein finster, „in der Theorie klingt das alles sehr schön, aber wer es an der eigenen Haut erfahren hat, was es heißt . . . na, reden wir nicht weiter drüber."

„Das meine ich auch. Sprechen wir lieber von erfreulicheren Dingen. Was machen deine Söhne? Du schriebst derzeit, du hättest nur mit Widerstreben deine Einwilligung zu der militärischen Carriere deines Ältesten gegeben."

„Jawohl. Nur mit großem Widerwillen. Aber der Junge ließ sich nicht davon abbringen. Das ist das Soldatenblut von seinem Großvater mütterlicherseits in ihm, das zu seinem Recht will . . . Ich habe mich furchtbar dagegen gesträubt, aber es half mir nichts, zumal auch meine Frau, mein Schwiegervater und Sybille ihm die Stange hielten. So haben sie denn ihren Willen durchgesetzt. Freilich nur unter einer Bedingung habe ich meinen Consens gegeben. Hier an dieser Stelle hat er mir schwören müssen, sich nie zu duellieren, weder selber zu fordern, noch eine Forderung anzunehmen."

Romotoff schüttelte den Kopf. „Torheit! Da hast du ihm ja einen positiv unmöglichen Eid abgenommen. Als Offizier kann er so etwas doch gar nicht versprechen. Das könnte ihm unter Umständen seinen Degen kosten. . . .“

„Und ob,“ beharrte Katzenstein, „lieber Degen und Tressen zum Teufel als der Gewissensfriede.“

„Nun, und der andere, der Student?“

„Hat mir dasselbe auf sein Ehrenwort versprechen müssen. Eine harmlose Studentenpaukerei . . . meinetwegen. Aber bei ihm bin ich noch weiter gegangen. Er mußte mir geloben, nie eine Schießwaffe in die Hand zu nehmen.“

„Und deine Söhne wissen nicht, warum du diese seltsamen Anforderungen an sie stellst?“

„Nein. Sie halten mich natürlich für komplett närrisch. Schadet nichts. Übrigens sind meine Kinder an bedingungslosen Gehorsam gewöhnt; ich kann mich auf sie verlassen; das ist mir ein großer Trost.“

Romotoff schwieg eine Weile und begann dann ein anderes Thema. Nach einer längeren angeregten Unterhaltung schlug Katzenstein dem Freunde vor, mit nach unten zu gehen, um seine Frau aufzusuchen.

In dem kühlen achteckigen Speisezimmer, durch dessen weit offen gewölbte Fenster das satte Grün des Gartens und die Goldglut des Abendhimmels hereinschimmerte, wurde eine Stunde später das Nachtessen eingenommen.

Wie Sybille richtig vermutete, gab Doktor Romotoff den Wunsch zu erkennen, ganz als „Hausonkel" und Familienglied behandelt zu werden.

„Ein bißchen arrogant, gnädige Frau, nicht wahr? Ich müßte mir das „Onkeldiplom" eigentlich erst verdienen. Aber hier mein Freund Levin bürgt für mich, nicht Alter?" — — Romotoff beabsichtigte einige Zeit nach Nauheim zu gehen, um eines rheumatischen Leidens wegen, das ihm im verflossenem Winter stark zugesetzt hatte, die kohlensäuren Bäder zu gebrauchen. Katzenstein wollte sich dem so lange entbehrten Freund anschließen; seine Damen sollten ihn begleiten.

„Sybille geht natürlich mit" entschied Frau Esther, „ich bleibe lieber zu Haus. Großvater wäre ja sonst auch ganz allein. Wenn Thedo kommt, kann er auch ein paar Wochen hinfahren, hier ist es doch gar so langweilig für junge Leute. Und in Nauheim können Rudi und Hermann euch auch eher besuchen; von H. . . . ist es doch nur ein Katzensprung dahin. Die werden sich freuen."

„Ich meine nur, du könntest auch einmal eine kleine Ausspannung nötig haben, Muttchen" wandte Sybille ein.

„Ich spanne mich schon aus, wenn ich hier allein das Reich habe und mich ein bißchen von euch erhole" sagte die Hausfrau schalkhaft lächelnd. „Wir beide machen es uns schon behaglich, gelt Väterchen?"

Ben Halberstamm nickte ein wenig gezwungen.

Er entbehrte seinen Liebling eigentlich von allen immer am meisten. Katzenstein bemerkte die resignierte Miene seines Schwiegervaters.

„Nur für höchstens vier Wochen, Großvater" tröstete er, und zu seinem Freund gewendet, setzte er hinzu: „Unsere Sybille ist nämlich eine berühmte Talmudistin und Bibelgelehrte und Großvaters rechte Hand bei seinen wissenschaftlichen Studien, mußt du wissen."

„Bibelgelehrte. Hm hm —" Romotoff nickte. „Vielleicht werden Sie mir eine Auskunft nicht vorenthalten, gnädiges Fräulein, eine Frage, die ich der Wissenschaft halber gern an bibelkundige Leute richte... Welche Person interessiert Sie in der Bibel am meisten? Welche ist Ihre Lieblingsfigur in den bibelhistorischen Legenden?"

„Die Königin Vesthi, die sich weigerte zu ihrem Gemahl, dem König Ahasveros zu kommen" erwiderte Sybille ohne Besinnen „die Frau hat mir immer imponiert, denn in ihrem Verhalten dokumentiert sich schon die Idee unserer, erst tausende Jahre später zur Geltung gekommenen modernen Frauenbewegung. Die Königin Vesthi hatte entschieden Charakter. Sie fühlte sich neben dem König als Königin, nicht als königliche Sklavin, und weigerte sich deshalb seinem Befehl zu gehorchen. Ein tüchtiges Stück Mut muß dazu gehört haben, den damaligen Anschauungen, Sitten und Verhältnissen in so stolzer Weise Trotz zu bieten."

„Sieh, sieh, sieh! Sie sind auch Anhängerin der Frauenbewegung —"

„Wie jede denkende moderne Frau. Selbstverständlich."

„Ich liebe die modernen Frauen in der Theorie auch sehr, in der Praxis ist mir freilich meine alte lieber" scherzte Katzenstein.

„Und ich habe die moderne Frau in so vielfältiger Form kennen gelernt, daß mir schon das Unterscheidungsvermögen abhanden gekommen ist und ich die Streu vom Weizen nicht mehr recht zu sondern vermag" seufzte Romotoff so komisch kläglich, daß alle lachen mußte. Und dann erzählte er in humoristischer Weise, wie seine erfolgreiche Behandlung einer hysterischen Fürstin ihn plötzlich in den Ruf eines berühmten Frauenarztes gebracht hatte. Zu Scharen hatten die Damen sein Sprechzimmer gestürmt, um ihn ihrer wirklichen oder eingebildeten Leiden wegen zu konsultieren. „Sie haben mich umgebracht" schloß er seinen Bericht „notorisch umgebracht. Ich wäre heute noch in Petersburg, aber die Frauenpraxis hat mich nahezu verrückt gemacht; ich mußte ausreißen; es ging nicht anders."

„Dafür wollen wir deine ehemaligen Patientinnen leben lassen" lachte Katzenstein, die Römer mit dem dunkelgoldigen Enghöller füllend „die modernen Frauen im allgemeinen und unseres Onkels Romotoffs nervöse

Frauen im speciellen sie leben hoch. Prosit . . . Wohlsein . . . .“

Die Gläser klangen zusammen.

3.

Die Hochflut der Badegäste, welche Nauheim im Juli überschwemmte, war schon ein wenig abgeebbt als Katzenstein, Sybille und Romotoff eintrafen. Sie fanden denn auch bald ein Logis in der ersten Etage einer Villa an der Kurstraße, bestehend aus einem gemeinsamen Salon und vier Einzelzimmern. Eine Woche später folgte ihnen der Student, der die Aussicht, einige Wochen in dem hübschen Badeort in Gesellschaft von Vater und Schwester zu verleben, mit Freuden begrüßt hatte. Theodor ähnelte seiner Schwester ein wenig. Wie Sybille, war auch er schlank gewachsen, Haare und Augen hatten dieselbe tiefdunkle Farbe, aber seine Züge waren eigentlich noch feiner; im Profil schien das Gesicht des jungen Mannes beinahe frauenhaft zart und kameenartig fein geschnitten. Theodor Katzenstein hatte in seiner äußeren Erscheinung etwas ungemein Einnehmendes, Anziehendes, ein Eindruck, der durch sein angenehmes, freundliches Wesen bestätigt und verstärkt wurde.

Eines Vormittags kam er in sichtlich angeregter Stimmung zu Sybille. „Denke dir, Billi, halb Doberach ist in Nauheim“ rief er, vorhin begegnete ich im Park der Frau Notar Hilgenberg. Ich grüßte natürlich, worauf sie auf mich zukam und mich ganz freundschaftlich intim stellte. Sie ist mit dem süßen Lulu hier, er soll in Folge des anstrengenden Studierens etwas herzleidend sein und gebraucht die Kur. Dann erzählte sie mir, daß Lulu zum Herbst nach Bonn geht, und dann wollte sie hundert Auskünfte über Bonner Logisverhältnisse, über die Professoren, über unsere Verbindung und Gott weiß wo sonst noch über haben, und bei jedem dritten Wort: „Auf die Preise braucht mein Sohn natürlich nicht zu sehen.“ Schließlich sprach sie den Wunsch aus, daß Lulu und ich als Doberacher treu zusammenhalten würden.“

„Eine unangenehme Frau“ sagte Sybille. „Noch nie ist mir ein solches mixtum compositum von süßlicher Devotion und impertinenter Arroganz, Dummheit, Protzerei und Pfauigkeit in einem Gefäß vorgekommen, als bei dieser Person. Ich traf sie öfters bei Seckens, auch mir gegenüber ist sie immer von erdrückender Liebenswürdigkeit; wir wollen um Himmels willen nicht hier mit ihr anbändeln.“

„Als ich endlich von ihr loskam und in die Parkstraße einbiege — wer begegnet mir? Seckens! Alle drei; Vater, Mutter und Elise Secken. Sie sind gestern morgen angekommen und vorläufig bei Langsdorf ab-

gestiegen; eben hatten sie sich irgendwo in der Ludwigstraße Zimmer gemietet . . ."

„Aha! Daher die freudige Erregung. Fräulein Elischen . . ." Sybille machte dem Bruder ein Fingerchen. „Du, du! Übereil dich nicht, Junge! Hast noch ein hübsches Streckchen Weg bis zum Landgerichtsrat. . . ."

„Bis zum Assessor, willst du sagen". Theodor lachte und errötete heftig. So in Blut getaucht, sah sein junges feines Gesicht noch mädchenhafter aus als gewöhnlich.

Vom Salon her nahten jetzt Schritte. Katzenstein trat zu seinen Kindern auf den Balkon und setzte sich zu ihnen. Er brachte zwei Briefe mit, in denen seine Söhne Rudolf und Hermann ihren Besuch für nächsten Sonntag anmeldeten; der Leutnant schrieb, er werde jedenfalls einen Kameraden mitbringen.

Sybille hatte nur ein: „So? Das ist nett" auf die Nachricht des Vaters, dann wandte sie rasch den Kopf und sah regungslos unter den Zacken der tief herabhängenden Persienne hindurch auf die sich schnurgerade am Park entlang ziehende, zum Kurhaus führende Straße hinab.

Einen Kameraden brachte Dolf mit . . . Welchen? Etwa Lassen? Eine rätselhafte, zwiespältige Empfindung, halb Qual, halb Freude drängte sich ihr ans Herz. Nach dem Vorangegangenen durfte sie es nicht wünschen, Kleist von Lassen wieder zu begegnen, und doch ängstigte

der Gedanke sie, es könne ein anderer, ein Fremder sein, der ihren Bruder begleitete. Herz und Vernunft lagen wieder einmal miteinander in Streit, und während sie sich einredete, nur der Vernunft zuzuhören, fühlte sie doch in diesem Augenbick nichts anderes als den unruhigen, sehnsüchtigen Schlag ihres Herzens, in dem Kleist von Lassen nach wie vor seinen Platz behauptete.

Wie aus weiter Ferne hörte sie Thedos und des Vaters Geplauder, dann das tiefe, behagliche Lachen des letzten. Die günstige Veränderung in des Vaters Befinden machten ihr große Freude; tatsächlich schien die Gesellschaft seines Freundes wie Medizin auf ihn zu wirken. Allmählich kam ihr die Überzeugung, daß sein Leiden mehr einer tiefen Gemütsverstimmung als einer Nervenzerrüttung entspringe. Dem Doktor Romotoff, dessen Einfluß die günstige Wirkung zuzuschreiben war, fühlte sie sich deswegen dankbar verpflichtet.

Da kam er eben! Langsam schlenderte er die Straße herüber. Seine elegante, straffe Figur hatte etwas Militärisches, das ihm das Ansehen eines Offiziers in Zivil gab. Jeder Schritt und jede Bewegung waren von einer eigenartigen Grazie, wie sie Männern selten eigen ist.

Zehn Minuten später war er auch auf dem Balkon. Noch nie war es Sybille so aufgefallen, wie alt der Vater — trotz seiner stattlichen Gestalt und seines

üppigen, ergrauten Haares neben dem nicht viel jüngeren Russen aussah.

„Was lesen Sie denn da? Ist es erlaubt?“ fragte Romotoff und nahm das Buch vom Tisch. „Multatulis Liebesbriefe. Hu — jeh! So schwere Lektüre an einem so schönen Sommermorgen! Sie haben einen ungewöhnlichen Geschmack, Fräulein Sybill' . . .“

„Danke — wenn das ein Kompliment sein soll,“ lachte diese, „ich habe eben die neun Geschichten von der Autorität gelesen —“

„Die sich natürlich sehr mit Ihren Ansichten decken —“

„Wirklich! Ich bin erstaunt, wie genau Sie mich kennen, Onkel Romotoff! Ich habe auch nie die Berechtigung der Autorität anerkennen können.“

„O, Fräulein Sybill' — Sybill'. Wie gut, daß hier keine jungen Verehrer von Ihnen sind. Sie werden nie einen Mann bekommen mit Ihren revolutionären Ideen — —“

„Als ob überhaupt ein Mann für mich zum Heiraten in Frage käme, der sich mir gegenüber als Herr und Meister aufspielen möchte,“ rief Sybille in aufrichtiger Empörung, und eine rosarote Welle lief durch ihre blasse, glatte Wangenhaut. „Sie haben es darauf abgesehen, mich böse zu machen, Herr Doktor.“

„Jawohl, weil Sie mir böse so gut gefallen. Ich

komme mir dann vor, wie Pygmalion, der seiner elfenbeinernen Jungfrau Leben einhauchte."

„Warten Sie, ich entdecke auch noch mal an Ihnen eine Achillesferse," grollte Sybille, „dann aber — wehe Ihnen!" — —

Der Nachmittag und der kommende Samstag vergingen Sybille in drückender Langeweile. Auf der Promenade traf sie Seckens, an die sich Frau Hilgenberg, die mit ihrem Sohn auch im Sprudelhotel wohnte, angeschlossen hatte. Später erschien auch Lulu auf der Bildfläche und wurde Sybille vorgestellt. Der süße Lulu war mehr in die Breite als in die Länge gegangen, seine kurze, stämmige Gestalt mit dem Stiernacken und dem viereckigen Kopf hätte ebensogut einem Metzgergesellen als einem stud. juris gehören können. Nur die kunstgerechten Kreuzschmisse auf beiden Wangen kennzeichneten die höhere geistige Bestimmung dieses Jünglings. Sein blasses Gesicht war mit Wimmeln übersäet und prahlte mit einem kräftigen Schnurrbartansatz. Eines Augenleidens wegen trug er eine bläuliche Brille. Die beiden jungen Herren — Lulu Hilgenberg und Thedo — nahmen die kleine muntere Elise Secken in ihre Mitte und promenierten unter den Klängen der Musik auf der breiten Terrasse auf und ab. Theodor hegte eine große Schwärmerei für die knospenhafte Freundin seiner jüngsten Schwester, aber diese Neigung lag zur Zeit noch eingekapselt in einer scheuen Unsicherheit, einer schüchternen Zurück-

haltung und wartete des Sonnenfunkens eines Erkennens von Erwiderung, um ihre Hülle zu sprengen und sich zu einem warmen, vollen Gefühl zu entfalten; vorläufig hatten seine Wünsche in Bezug auf Elise und die Zukunft noch nicht die Dimensionen glühenden Verlangens angenommen. Es befriedigte und genügte ihm vor der Hand, daß Elise ihm augenscheinlich wohlgesinnt war, daß ihr blaßrotes Mündchen und ihre glashellen himmelblauen Augen ihn stets freundlich anlächelten und ihre beiderseitigen Neigungen und Ansichten wunderbar übereinstimmten. So waren sie sich zum Beispiel gegenwärtig unausgesprochen darüber einig, daß ein Plaudern zu zweien einer Unterhaltung zu dritt entschieden vorzuziehen ist, und daß es ihnen beiden keinen besonderen Schmerz bereiten würde, wenn Lulu Hilgenberg sich plötzlich zu einem Abstecher ins Pfefferland entschließen und sich dieserhalb schleunigst empfehlen würde. Zumal die kleine Elise vermochte ihren Unmut über den unwillkommenen Gesellschafter nur schlecht hinter äußerer Gelassenheit zu verbergen, aber gerade diese Wahrnehmung stimmte Thedo freundlicher gegen den demnächstigen Kommilitonen; es machte ihm Vergnügen, Elisens Unmut über die Störung zu beobachten und zuzuhören, wie schroff und kalt sie Hilgenbergs plumpe Courmacherei zurückwies. Als die klotzigen Schmeicheleien des süßen Lulu ihr geradezu lästig wurden, drehte sie ihm brüsk den Rücken und wandte sich unvermittelt mit einer Frage an Theodor. Lulu

Hilgenberg schwieg geärgert und warf Theodor einen wütenden Blick zu. In der Nähe des Orchesters, wo sich die Menge der Zuhörer dicht zusammendrängte, blieb er ein wenig hinter den beiden zurück, um mit einem Bekannten zu sprechen. Diese Chance, den aufdringlichen Wicht loszuwerden, wurde sofort von Elise respektiert. Theodor am Arm nehmend, drängte sie geschwind durch die Menge und bog in den sich seitwärts vom Orchester öffnenden schmalen Laubgang ein. Wie zwei wilde Kinder, einander an den Händen haltend, rasten sie eine ganze Strecke Wegs entlang, bis Elise rasch atmend stehen blieb.

„Ah, ah," sagte sie lachend und strich die hellen seidigen Haarfähnchen aus dem erhitzten Gesichtchen, „jetzt findet er uns nicht mehr. Gott sei Dank. Ich kann ihn einmal nicht leiden, den faden Peter. Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir ein bißchen um den Teich, ja?"

Theodor nickte nur; er brachte kein Wort hervor, verschlang aber dafür die liebe, zierliche Gestalt mit seinen leuchtenden Blicken. Mit einem Male war die Katastrophe geschehen. Statt des Sonnenfunkens fuhr ein Stückchen glühenden Zunders in die verschlossenen Brennstoffe seiner Gefühle und setzte sein einundzwanzigjähriges Herz in lichterlohe Flammen. Am liebsten hätte er die kleine Elise, wie sie dastand, an sich genommen, um sie jubelnd als sein Eigentum zu proklamieren, doch ihre unschuldige Unbefangenheit hielt

seine stürmischen Wünsche einigermaßen im Zaum; einstweilen begnügte er sich deshalb damit, sich wieder ihrer Hand zu bemächtigen, die ihm widerspruchslos überlassen wurde, und dann kam plötzlich eine jungenhafte Ausgelassenheit über ihn. Hand in Hand schlenderten sie dahin, von allerhand törichten, nichtigen Dingen schwatzend, und während ihre Lippen lachten und ihre Augen strahlten, lag ein sonniger Glanz auf beiden jungen Gesichtern, das Frühmorgenlicht ersten, reinsten Herzensglücks. Und von denen, die dem Pärchen begegneten, blieb mancher stehen, schaute ihm lächelnd nach und dachte mit Rührung an die eigene entschwundene Jugendzeit mit ihrem Reichtum an Illusionen und ihrer Fähigkeit, die Süßigkeit des Glücks zu kosten, ohne den herben Nachgeschmack ernüchternder Erwägungen und Zweifel zu spüren, die das reifere Lebensalter jedem Genuß beifügt. Die beiden aber achteten nicht darauf, daß man ihnen nachschaute; mitten unter harmlos fröhlichem Geplauder sahen sie in den blendenden Lichtschein erfüllter Hoffnungen; der blaue Sommerhimmel hing ihnen voller Geigen, und die stille, heiße Nachmittagsluft lag voll singender, klingender, jubelnder Zukunftsmusik. — —

Die Seckens waren ein ziemlich ungleiches Paar. Herr von Secken, Landrat a. D. hatte spät geheiratet und stand bereits an der Schwelle des Greisenalters; seine Frau war volle fünfundzwanzig Jahre jünger als er. Elischen, die einzige Blüte dieser Ehe, wurde

von beiden Eltern mit abgöttischer Zärtlichkeit geliebt, sie war das Zentrum, um das sich ihre gemeinsamen Interessen drehten, der Sonnenschein ihres Daseins.

Herr und Frau von Secken hatten sich anfangs nicht recht in Doberach einleben können, aber schließlich akklimatisierten sie sich. Der Landrat a. D. traf abends mit den Honoratioren im Wirtshaus zusammen und befreundete sich mit ihnen, und seine Frau gewann allmählich Fühlung mit den maßgebenden Damen des Städtchens. Die Kleinstadt färbte ab — Sybille beobachtete mit lächelnder Verwunderung, wie interessiert Frau von Secken dem geflüsterten Klatsch der Hilgenberg über diesen und jenen Badegast lauschte und wie scharf sie die Toiletten der Vorübergehenden kritisierte.

Als Frau von Secken sich eine Weile entfernte, um ihren Mann zu suchen, rückte Frau Hilgenberg dicht an Sybille heran.

„Wo sind denn unsere jungen Leute?“ sagte sie, die langestielte Lorgnette an die Augen führend „ich meine, ich hätte sie eben noch gesehen. Im Vertrauen gesagt: Mein Sohn interessiert sich sehr für die kleine Secken. Na und ich — — mein Gott, sie ist ja keine brillante Partie — aber ich sage immer, wenn zwei Herzen sich zusammenfinden, soll man sie nicht trennen. Sie sind ja auch noch beide jung und können noch warten. Und was Seckens anbelangt, ich glaube, die wären froh, wenn die Sache bald perfekt würde.

Es ist ja immer eine Beruhigung, ein Kind versorgt zu wissen. Unter uns gesagt, bei den Seckens soll nicht allzuviel los sein. Wissen Sie etwas Näheres?"

„Nein." Sybille wußte nichts Näheres; interessierte sich auch nicht dafür.

„Na, ich meine nur so, ich weiß nämlich aus ziemlich sicherer Quelle, daß sie nur fünfzehnhundert Mark Zinsen haben, und die Pension fällt bei seinem Tode weg, da er erst nach seiner Pensionierung geheiratet hat. Sehen Sie, so ist das. Denken Sie mal, wenn so 'ne Frau mit fünfzehnhundert Mark auskommen soll. In meinem Haushalt wird gewiß nichts verschwendet, aber achttausend Mark brauchen wir als Minimum . . . natürlich ohne das, was mein Sohn kostet. Na, Lulu braucht nicht darauf zu sehen, seitdem ich die Erbschaft von meinem Vater gemacht habe, legen wir ohnehin jedes Jahr mehrere Tausende über. Hunderttausend Mark geben wir unserm Sohn als Mitgift — Minimum . . ."

Auf Sybillens klarer Stirn erschien plötzlich eine senkrechte Falte, und um ihren Mund kräuselte sich ein kleiner Zug, der ganz gut als Hochmut gedeutet werden konnte und von Frau Hilgenberg auch in diesem Sinne aufgefaßt wurde. In Wirklichkeit hatte Sybille auf das Geschwätz kaum gehört, ihre Gedanken drehten sich um einen Gegenstand, der mit Frau Hilgenbergs interessanten Mitteilungen nicht das geringste zu tun hatte.

„Hochnasiger Aff'" dachte die Frau Notar mit mühsam verhaltener Wut. Seit Jahren nährte sie gegen die Familie Katzenstein einen gesunden Haß, dem wiederum als kräftiger Seitentrieb das Verlangen entsproß, „diese Menschen" einmal zu demütigen, sie gehörig unterzuducken, sie deutlich fühlen zu lassen, wie weit man in jeder — Beziehung über ihnen stand; aber leider Gottes war die Erfüllung des geheimen Sehnens bislang an der bockigen Reserve „dieser Leute" gescheitert.

„Sie entschuldigen mich, Frau Hilgenberg, ich sehe drüben meinen Vater und Doktor Romotoff" sagte Sybille sich erhebend, nickte flüchtig und entfernte sich. Fünf Minuten später trat Ludwig Hilgenberg an den Tisch seiner Mutter, warf den weißen Strohut auf den nächsten Stuhl und sich selber auf den von Sybille eben verlassenen Sitz.

„Nun? Wo sind die andern denn?" fragte Frau Hilgenberg. „Wo ist Elise?"

„Wo soll sie sein? Dünne gemacht haben sich die beiden. Ist ja kaum zum Anhören, wie sie sich von dem Judenbengel Süßholz raspeln läßt. Und mich behandelt sie wie ein Schaf. Aber warte mein Hühnchen, will's dem Milchgesicht schon eintränken; hab's mir notiert . . ."

„Um Gottes Himmels willen, Lulu, nur keine Mensur wieder" flehte Frau Hilgenberg „du mußt es nicht so tragisch nehmen, die Mädchen sind manchmal

so, sie kokettiert vielleicht mit Katzenstein und meint dich. Mein Gott, zwischen euch beiden kann doch wahrhaftig die Wahl nicht schwer fallen . . ." Ein schmelzend zärtlicher Blick streifte das „männliche" Gesicht ihres Abgottes.

Lulu gab seinem Stuhl einen Ruck und drehte seiner Mutter in despektierlicher Weise den Rücken zu, ohne ihre Bemerkung einer Entgegnung zu würdigen.

Um elf Uhr abends lag Nauheim in tiefer Ruhe. Sybille hatte in ihrem Zimmer das Licht ausgelöscht und wanderte in dem Halbdunkel der monddurchfluteten Dämmerung auf und nieder. Morgen entschied es sich, morgen sollte sie ihn wiedersehen. Oder auch nicht, vielleicht waren all diese Zweifel, diese Qualen umsonst; vielleicht schlug morgen irgend ein fremder, gleichgültiger Leutnant die Hacken vor ihr zusammen, nannte Rudolf einen fremden Namen, vielleicht — aber nicht wahrscheinlich. Ein bestimmtes Gefühl, dessen Zuverlässigkeit sie vertraute, sagte ihr, daß Kleist von Lassen kommen würde. Wie sollte sie ihm begegnen? Fremd? Abweisend? Gleichgültig? Natürlich gleichgültig; freundlich unbefangen, als ob sie den ersten besten sympathischen Bekannten in ihm begrüßte. Ob es ihr gelingen würde? Sie selber wußte am besten, daß trotz ihrer äußeren statuenhaften Ruhe unter der marmorblassen Hülle eine Überfülle von rotem, heißen Blut durch ihre Adern brauste, das, auf einen bestimmten Siedegrad der Leidenschaft gebracht, rücksichts-

los alle von der Selbstbeherrschung, Vernunft und anderen Faktoren aufgetürmten Schranken stürmte und vernichtete.

Die Luft in dem schmalen Raum war trotz der geöffneten Fenster schwül und drückend. Sybille öffnete leise die Tür zum anstoßenden Salon und schritt mit lautlosen Schritten über den Teppich zum Balkon. Schon war sie draußen, als sie das rote glimmende Licht einer Cigarre gewahrte, im Schatten des Windschirmes erhob sich jemand und trat neben sie; Romotoff.

„Guten Abend“ sagte er „Sie wollen auch noch ein wenig Nachtluft kneipen, Fräulein Sybill'? Hoffentlich irritiert meine Gesellschaft Sie nicht.“

Sie murmelte eine Verneinung und starrte, auf die eiserne Brüstung gelehnt, eine ganze Weile in die ruhige Sommernachtsscenerie vor ihr. Der Mond schuf scharfe Kontraste von Licht und Schatten. Silbertriefend hob sich die lange weiße Fassade des Kurhauses mit seiner Säulenreihe von dem Dunkel des Parkes ab. Ein durchsichtiger violetter Dunst schwamm schleierhaft über die Rasen und hing in krausen Flocken und Gespinsten in Baumkronen und Strauchwerk. Den dunklen Horizont durchschnitt ein breiter, fast weißer Streifen.

„Ich kann noch nicht schlafen“, sagte sie endlich, „es ist hübsch, daß Sie auch noch auf sind. Erzählen Sie mir etwas! Erzählen Sie mir von Ihrer und

Vaters Studienzeit, überhaupt von früher, Herr Doktor! Sie haben auch meine verstorbene Mutter gekannt, nicht wahr?“

„Ich hatte die Ehre“ erwiderte der Russe trocken und warf den Rest der glimmenden Cigarre über die Balkonbrüstung.

„Erzählen Sie mir von ihr“ drängte Sybille „ich weiß so wenig; erinnere mich ihrer nicht einmal mehr. Ist es wahr, was ich einmal aus Zufall erfuhr — — hat sie wirklich so furchtbar unter dem Bannfluch ihrer Kirche gelitten? Wissen Sie etwas davon? Ist ihr das Sterben so schrecklich schwer geworden, weil die Kirche der Exkommunizierten die letzten ersehnten Gnadenmittel verweigerte? Ich wagte nie Vater danach zu fragen, weil ich weiß, wie sehr er unter diesen Reminisenzen leidet. Aber Sie hatten ja von jeher sein unbeschränktes Vertrauen; Sie wissen sicher ebensogut Bescheid als er selber.“

„Doch nicht, Fräulein Sybill'. Gerade über diesen Punkt hat er sich mir gegenüber immer nur andeutungsweise ausgesprochen. Es war nichts weiter nötig, ich verstand schon, ohne weitschweifige Erläuterungen. Ihre Frau Mutter entstammte einer streng katholischen Familie, war in der schwüldunklen Kirchenatmosphäre eines Klosters erzogen, es ist ihr nicht zum Vorwurf zu machen, wenn ihre Seelenkraft nicht weit über die eigentliche starke Handlung: den Bruch mit den ihren und mit ihrer Kirche, — hinausreichte. So geht es

meistens im Leben: Einem großen Unglück, einem ergreifenden, zerfleischenden Leid vermögen wir erfolgreich zu widerstehen, aber die nachfolgende Kette von nagenden Zweifeln, von kleinen Widerwärtigkeiten, von Reue, angeblässelten Reflexionen, kleinlichen Bohrereien und Wespenstichen zermürbt und erdrückt uns. Ähnlich mag es Ihrer Mutter ergangen sein."

„Ich verstehe; sie war geistig nicht ganz frei. Ach Gott, die Ärmste wußte nicht, was sie uns antat, als sie unserm Vater in ihrer armen, qualvollen Todesstunde das Gelübde abnahm, uns taufen und christlich erziehen zu lassen."

„Wieso?"

„Es war nicht gut, für mich wenigstens nicht gut," sagte Sybille mit zuckenden Lippen. „Ich habe die Verstorbene manchmal deswegen gehaßt. . . . Das ist gewiß schlecht, aber ich kann nichts dafür. Sie ist mir ja so fremd. . . . Das Bild der Toten wurde zu früh von den lebenswarmen, liebevollen Zügen der zweiten Mutter übermalt. . . . Und ich bin ein so eigenes Gewächs; ich glaube, ich hätte eine sehr fromme Christin oder eine fromme Jüdin werden können.

„Irgend ein religiöses Fluidum ist in mir, und es ist mein Verhängnis, daß ich niemals das Medium einer wahren Gotteserkenntnis fand, um es auszugestalten, um es auf irgend einen wirklichen Glauben zu übertragen. Schon als kleines Kind habe ich mich immer mit Gott beschäftigt. Ich wollte ihn sehen, ihn er=

kennen. Ich konnte stundenlang in die Wolken starren, in der Hoffnung, dort irgend etwas zu entdecken, was mich von der Existenz einer Gottheit überzeugte. Einmal, am Tage des ewigen Gebets, haben sie mich ohnmächtig aus der Kirche getragen; acht Stunden hatte ich ununterbrochen vor dem Marienaltar gelegen und ein Wunder erwartet. . . .“

Sie schwieg. „Und dann?“ fragte Romotoff nach einer Weile.

„Später, als ich älter und verständiger wurde, studierte ich religiöse und philosophische Werke. Gott, was habe ich alles gelesen! Altrabbinische Werke, Philosophen aller Nationen, von den alten Griechen bis zu Nietzsche und Multatuli. Und die graue beizende Asche ihrer Weisheit hat die letzten lebendigen Glaubenstriebe in mir getötet. Ich wollte so gern glauben und konnte mich nicht dazu zwingen. Überall sah ich in den intellektuellen Hütten, die die Menschen sich gezimmert, und die sie Religion benennen, nur die Form — das Machwerk von Menschenhand, die Attrappe ohne den Inhalt jener kristallklaren Ethik, die die elementare Ausströmung eines wahren Gottesglaubens sein müßte.“

„Und — —?“

„Ja, das ist ja gerade das Tragische“ sagte Sybille kläglich, „irgend eine dunkle Gewalt arbeitet in mir und möchte absolut an etwas Großes, Gutes, Schönes und Vollkommenes glauben; ich habe manchmal das Gefühl, als müßte schon ein ganz besonderes Ereignis

eintreten, das meinem Leben eine bestimmte, feste Richtung gibt, sonst geht es einmal schief mit mir — verliere ich mich selbst und werde verrückt . . ."

„Sie spintisieren zu viel, Kind," sagte Romotoff, und der lustige Sarkasmus, welcher seine Stimme gewöhnlich würzte, war momentan ausgelöscht von einer weichen, beinahe zärtlichen Tonschwingung. „In Ihrem Alter soll man unter allen Umständen an Gott als an das überwiegend Gute in Welt und Menschheit glauben."

„Ja, das überwiegend Gute. Als ob das Gute jemals in der Welt überwogen hätte! Gehen Sie mit der Diogeneslaterne die Güte suchen. Ich habe sie vergebens gesucht; sowohl in den großen Zügen der historischen Vergangenheit als in den kleinen und kleinsten Details des um mich herum wogenden und krabbelnden Lebens. Äußerlich — ich meine nur äußerlich fühle ich mich ja doch eigentlich als Jüdin, und die Geschichte des Judentums, in die Großvater Halberstamm mich einführte, war mir eine Quelle größten Interesses.

„Ach, du lieber Himmel, wie traurig ist diese Geschichte! Wenn man bedenkt, was aus dem einst auf einer hohen Stufe geistiger und sittlicher Entwicklung stehenden alten, vornehmen, auserlesenem Volk geworden ist — — Ein Stückchen düsterer Dekadenz; aus den Löwen von ehemals eine Handvoll Katzen, degeneriert bis in die Wurzel, eine blutleere, kraftlose, feige Rasse, vaterlandslose Nomaden, auch da wo sie

anscheinend Wurzel geschlagen und eine bleibende Statt gefunden haben. Die Juden von heute sind ein trauriger Triumph der jahrhundertelang fortschreitenden „christlichen“ Kultur. Eine Passion ohne Gleichen liegt hinter ihnen. Es gibt nichts Ergreifenderes als ihren Leidensgang zu verfolgen, wie sie gehetzt und geprügelt, gehaßt, verachtet, mit Füßen getreten, gebrandschatzt und vogelfrei durch die verschiedenen geschichtlichen Perioden getrieben wurden. Daß sie das alles überstanden haben, daß sie von all dem Drangsal nicht ganz aufgerieben wurden, das beweist doch, daß ein tüchtiger Kern in diesem Volke war. — — Wenn jemand, so weiß Israel ein Lied von christlicher Liebe zu singen . . . bis in unsere Zeit . . . Denn in Wahrheit sind sie heute noch wie ehemals der Prügeljunge, ein heimatloses, widerwillig geduldetes Volk, das noch immer eine Ausnahmestelle einnimmt. Ich denke dabei nur an den sonderbaren Codex, der keinen jüdischen Offizier duldet und sogar dem christlichen Offizier, der sich herabläßt, eine Jüdin zu heiraten, das Tragen des Kaisers Rock verbietet. Wirklich kein Wunder, wenn die Juden allmählich unter der Behandlung entartet und unter der Peitsche zu Hunden geworden sind, wenn sie so weit gesunken sind, sich ihrer Eigenart als Juden zu schämen.“

„Suchen Sie die Güte, Herr Doktor! Die Menschen sind in ihrer Mehrheit subtilisierte Bestien, und die schönen, menschlichen Regungen kommen höchstens in

Fällen zur Geltung, wo der Regenbogenschimmer der lieben Ichinteressen hineinspielt . . . Solange ich nicht an Menschen, wirklich gute Menschen glaube, solange kann ich auch nicht an einen vollkommenen Gott glauben. Das Produkt muß seinem Erschaffer ähneln. Entweder sind beide gut, oder sie taugen beide nichts . . .“

Ein eiskalter Strom rann durch ihren Körper. Sie schauderte zusammen und preßte die verschränkten Arme fest gegen ihre Brust. Ihr Gesicht war weiß wie Kalk vor Erregung.

„Viel zu pessimistisch, Fräulein Sybill’“ sagte der russische Arzt ruhig. „Sie lesen und grübeln zu viel und haben zu wenig praktische Lebenserfahrung, um unbefangen urteilen zu können. Das mit dem Tier ist ja richtig. In jedem Adamsdeszendenten wohnen zwei Extreme: Das Tier und die sogenannte Seele, der Gottesfunken; äußere Verhältnisse, Erziehung, Umgang und so weiter vermögen eines von beiden Elementen groß zu ziehen, ohne das andere ganz ausrotten zu können. Selbst in dem Dasein des verrohtesten Individiums gibt es Augenblicke, in denen der Mensch in ihm zu Worte kommt, und wiederum ist sich selbst der Beste unter den edelsten Produkten der Schöpfung keine Stunde sicher, daß das Tier in ihm, der rohe Instinkt, nicht die Oberhand über die wohlgepflegten besseren Seelenregungen gewinnt. Vielleicht ein ganz harmloses Tierchen: Selbstsucht, Eigen-

liebe, Neid, Mißtrauen, Ehrgeiz, Sinnlichkeit oder sonst eine ungefährliche Kreatur, aber immerhin das Tier, aus dem sich über Nacht die Bestie Leidenschaft entwickeln kann. Aber es hieße doch das Kind mit dem Bade ausschütten, auf die Erkenntnis hin über die ganze Menschheit ein Kreuz zu schlagen.

„Nein Sybill', glauben Sie mir, das Gute ist immer no chin der Welt und ringt sich, wenn auch mühsam auf die Oberfläche, während das Böse durch seine eigene Schwerkraft zu Boden sinkt und als Hefe dort liegen bleibt. Glauben Sie mir, wenn ein Mann wie ich, den der Schicksalswind von einem Weltwinkel in den andern wehte, der in seiner Eigenschaft als Mensch und Arzt mit den extremsten Elementen der Gesellschaft in Kontakt gekommen ist, wenn ich bekenne: Ich glaube trotz mancherlei trüber Erfahrung dennoch fest an den endgültigen Sieg des unermüdlich aufwärts ringenden Guten, ich meine, Sie dürfen da meiner Ansicht ein wenig Gewicht beilegen. Sie frieren! Es wird kühl! Ich will Ihnen ein Tuch holen."!

Sybille dankte; sie wollte nun doch hinein gehen. Morgen konnte man ja weiter plaudern. — —

Im Morgengrauen schlief sie ein, dann aber fest und lange, bis tief in den hellen Sonntagvormittag.

Ein kräftiges Tremolo an der Tür weckte sie.

„Bill! Bill! Faulsack! Bum, bum, bum, . . . Du bist schön! Verschläfst den halben Sonntag und

deine Gäste . . . Bum, bum, bum, — Heraus Fräulein Siebenschläfer . . ."

Es war Hermanns heller Diskant, der sich draußen vernehmen ließ. Dann Rudolfs dunkler gefärbte Stimme: „'n Morgen, Bill! Da wären wir! Nun, mach aber . . . . Wir haben Hunger, und das Frühstück wartet . . ."

Lachen, Säbelgerassel, Schritte, Sporengeklirr und lustige Stimmen.

Sybille kleidete sich ohne besondere Eile an.

Im Salon war die ganze muntere Gesellschaft versammelt. Die Brüder begrüßten die Eintretende mit lautem Hallo; der erste, der ihr entgegenkam, war Kleist von Lassen. Es überraschte sie nicht, ihn zu sehen, sie hatte gewußt, daß er kommen würde, dennoch verwirrte seine Begrüßung sie. Er sah so heiter aus, so glücklich. Sein hübsches, offenes Gesicht war wie in Sonne getaucht, seine Augen mit dem intensiven, glücklichen Leuchten brachten sie momentan ganz aus dem Konzept, sodaß sie nichts als ein paar unverständlich gemurmelte Worte hervorbrachte. Im stillen wunderte sie sich über die geräuschvolle, beinahe aufgeregte Heiterkeit unter den jungen Herren.

Hermann war als Kind immer kränklich gewesen, erst in den letzten Jahren hatte er sich recht herausgemacht.

Aus dem stillen, schmächtigen, schüchternen Knaben von ehemals war ein kräftiger, aufgeweckter Bursche

von etwas füllenhafter Lebendigkeit geworden. Er war stets zum Necken, Scherzen und losen Streichen aufgelegt; unter der Großstadtpolitur guckte noch ein gutes Stück erfrischenden, Dummenjungentums, das der Jugend von heute leider allzu frühe abhanden kommt — hervor.

Auf dem Spaziergang, der nach dem Frühstück unternommen wurde, flankierten Hermann und Rudolf Sybille.

„Ich muß Billy etwas sagen. Sei so gut und empfiehl dich für fünf Minuten, mein Sohn" appellierte Rudolf.

„Bitte, genieren sich der Herr Leutnant nicht, ich kann schweigen, und wenn mir zehn Böcke begegnen..."

„Du wirst wirklich immer schnodderiger, Hermann," sagte Sybille. „So gehe doch. Du hörst doch, daß Rudi mir etwas mitzuteilen hat . . ."

„Ich wittere Verlobungsbazillen in der Atmosphäre" rief der Taugenichts hell auflachend, blieb aber doch zurück und gesellte sich zu Leutnant Lassen.

„Das Kalb hat keine schlechte Nase," sagte der Leutnant ärgerlich. „Weißt du, Bill, ich bin nämlich verliebt."

„So, so," erwiderte Sybille zerstreut. „Wer ist sie denn?"

„Du wirst sie heute kennen lernen. Reizend ist sie . . ." und eine Tirade auf die Vorzüge der Auserwählten folgte. Sie war die Tochter seines Kom-

mandeurs und mit Vater und Tante heute in Nauheim anwesend. Mit der jungen Dame selber war er neulich gelegentlich eines Gartenfestes unter vier Augen einig geworden, hoffte aber, auch bei dem Vater Oberst zu reüssieren. Sybille war von der Aussicht, demnächst eine Schwägerin zu bekommen, sehr angeregt.

Im Kurhaus, wo man beiderseits zu Mittag speiste, stellte Rudolf die Seinen dem Oberst von Blomberg und dessen Damen vor. Grete Blomberg war nicht gerade hübsch, aber ihre sanften Augen, ihre wohllautende Stimme und ihre feinen, angenehmen Manieren ließen die fehlende Schönheit nicht als fühlbaren Mangel empfinden; auf Sybille machte sie gleich einen guten Eindruck. Der Oberst, ein jovialer alter Herr, schien übrigens schon einigermaßen au fait; ohne viel Umstände machte er den allseitig mit Beifall acceptierten Vorschlag, den Nachmittag gemeinsam zu verbringen und abends auf der Terrasse zu soupieren.

Nach dem Abendessen wollte sich die Jugend ein wenig vertreten. Sybille hatte während des Nachmittagskonzertes zwischen der Schwester des Obersten, einer Frau Neubert und Fräulein Grete gesessen und mit Lassen nur wenige flüchtige Worte wechseln können.

Eben trat er an ihre Seite. „Wollen Sie mir denn nicht fünf Minuten ungestörter Unterredung schenken?“ bat er flehend, dringend. „Der ganze Sonntag, auf den ich mich so lange freute, ist mir verpfuscht worden, und ich bin hier wirklich ganz propria

causa ... nicht etwa nur ins Schlepptau von Rudolf genommen. Kommen Sie, Fräulein Sybille, ich weiß hier Bescheid, hier rechts, bitte." —

Sie machte keine Einwendungen. Willenlos ließ sie sich von ihm die breite Terrassentreppe hinab und in der bezeichneten Richtung führen. Unten wimmelte es noch von Menschen, aber je weiter sie gingen, desto stiller und einsamer wurde es um sie.

Sie schwiegen beide. Sybille hatte ihre Hand auf Lassens Arm gelegt. Wunderbar! Seine unmittelbare Nähe löschte alle Enttäuschung, alle Zweifel, alle bitteren Gefühle, die sich um die Erinnerung an ihr erstes Bekanntwerden mit ihm rankten, aus. Ihre Herzschläge stockten momentan unter der berauschenden Süßigkeit einer ihre Seele umdämmernden Ahnung von nahendem Glück.

Immer weiter wurde die Entfernung zwischen ihnen und der überfüllten Terrasse; immer schwächer tönten die Klänge der Musik herüber.

Beinahe finster war es in dem engen laubüberrauschten Weg, in den sie einbogen; ringsum lag eine große, feierliche Ruhe. Nur das leise, geheimnisvolle Säuseln der Blätter unterbrach die leise Stille, den Sabbathfrieden der lauen Sommernacht.

„Was haben Sie von mir gedacht, daß ich so gar nichts von mir hören ließ?" fragte er leise, so nahe, daß sie seinen Atem warm über ihre Wange streichen fühlte.

„Ich habe angenommen, daß Ihr Schweigen aus wohlerwogenen Gründen resultierte.“

„Und ganz gleichgültig war es Ihnen — — —“

Ihre Augen tauchten sekundenlang ineinander; dann riß er sie stürmisch an sich und bedeckte ihren Mund, ihre Wangen mit langen, weichen, glühenden Küssen —

So fern waren sie der Welt, so weit entrückt der lauten Menge mit ihrem Sonntagslärm, mit ihrem Alltagsklatsch und ihren Werktagsinteressen; in weltvergessener Seligkeit hielten sie sich umschlungen, keins von beiden sprach ein Wort, aber dies schwüle, süße Schweigen war beredter als hundert wortreiche Liebesergüsse.

„Du wußtest doch, wie lieb ich dich habe! Du mußtest doch schlecht von mir denken — — —“

„Schlecht nicht. Ich wußte nicht recht, was ich denken sollte. Ich brachte dein Schweigen mit der Rücksicht auf deine Mutter und deren Wünsche in Verbindung . . .“

„Siehst du! Du hast richtig geraten, Lieb. Ich wollte uns erst glatte Bahn schaffen. Meine Mutter ist eine etwas sonderbare Dame, herzensgut, aber den verschiedensten Einflüssen in einer Weise zugänglich, die eine Verständigung mit ihr manchmal recht schwer macht. Gott, es ist ja im Grunde alles so dumm, so widersinnig, so lächerlich. Nichts in der Welt kann dich mir entreißen, und selbst, wenn ich zwischen dir und der Mutter wählen sollte, würde mir die Ent-

scheidung nicht schwer fallen. Aber es ist doch besser, wenn alles in Frieden abgeht. Und eben diese langweiligen Auseinandersetzungen, diese lästigen Erklärungen, all' dieses ärgerliche Hin und Her wollte ich dir ersparen; so nebensächlich und unerheblich es an sich ist, es hätte doch seine Schatten in unser junges Glück geworfen, das wollte ich vermeiden. Nun ist alles gut. Meine Mutter wartet auf meine Depesche, die ihr mein Glück verkündet. Dann will sie hierherkommen und dich kennen lernen."

Statt der Antwort küßte sie ihn mit heißer Innigkeit. Eine nie gekannte weiche Demut erfüllte sie; wie klein hatte sie von Kleist gedacht, und wie klein war in Wirklichkeit sie gewesen, mit ihrem Zweifel an ihn. Während sie mit heimlichem Groll und schmerzhafter Bitterkeit seiner gedachte, hatte er für ihr Glück gekämpft. Sie fand es süß und beglückend, sich vor ihm zu beugen, in hingebender Liebe zu ihm emporzusehen, sich in ihrer eigenen Kleingläubigkeit zu erniedrigen.

„Sag mir, Sybille, daß du mein bist! Unwiderruflich, immer und ewig . . ."

„Für immer . . ."

Raketen zischten knatternd in die Luft; das für halb zehn Uhr angesetzte Feuerwerk begann. Um zehn Uhr ging der letzte Zug nach H. . . . ab.

Niemand hatte die beiden vermißt. Rudolf und Grete Blomberg freuten sich ihres ungestörten Tete-a-

tete inmitten der die Terrasse auf und ab wogenden Menge; Theodor war schon eine Stunde auf der Suche nach Seckens, Hermann hatte Frankfurter Bekannte getroffen, und die älteren Herrschaften unterhielten sich untereinander vortrefflich. Ein paar Flaschen Steinberger Kabinett hatten Stimmung gemacht. Der Oberst war sehr aufgeräumt, lachte und sprach mehr als es sonst seine Gewohnheit war. Als die Herren ihn gesprächsweise nach dem Oberleutnant van Bookendaal, Sohn eines verstorbenen Bekannten von ihnen, fragten, gab er, ganz gegen sein Prinzip, eine ziemlich erschöpfende Auskunft. Sehr genau kannte er den Herrn, der bei den Füselieren stand, zwar nicht. Er wüßte überhaupt nichts über ihn zu sagen, wenn sich der Oberleutnant — der im übrigen ein pflichtgetreuer Offizier sei — nicht einmal in unliebsamer Weise im Kasino bemerkbar gemacht hätte. Es hatte sich da um einen Streit gehandelt, dessen Ursache und Einzelheiten er sich nicht mehr erinnere, der sich aber auf eine Forderung zugespitzt hatte. Die Sache war durch Intervention des direkten Vorgesetzten beigelegt worden. Nur soviel wußte Oberst Blomberg, daß Bookendaal allem Anschein nach ein sehr empfindlicher, nervöser, reizbarer Mensch und bei den Kameraden nicht hervorragend beliebt sei.

Romotoff und Katzenstein wechselten einen raschen Blick . . .

Katzenstein führte ein Glas zum Munde, setzte es

aber eben so rasch nieder; der Wein brannte ihm plötzlich wie eine ätzende Säure auf der Zunge. Vor seinen Augen stieg ein Gespenst auf, drohend, riesenhaft und verscheuchte den Rest seiner behaglichen Laune. Er sah plötzlich sehr blaß, sehr verfallen aus.

Der Oberst bemerkte die Veränderung nicht. Die Wahrnehmung, daß es schon ein Viertel zehn Uhr durch war, versetzte ihn in einige Aufregung.

„Herrgott! Die höchste Eisenbahn. Nun aber rasch zum Sammeln geblasen. Wo steckt das Jungvolk?"

Von allen Seiten kamen sie heran, alle strahlend, glücklich, übermütig, unter Lachen und Schwatzen. Zum Abschiednehmen blieb nicht lange Zeit mehr. Noch ein herzliches Hinüber und Herüber, Händedrücke, Gute Nacht und Auf Wiedersehen, dann wurde eilig in die vor der Terrasse stehenden Droschken gestiegen und abgefahren. Romotoff wartete im Salon auf Sybille.

„Zum Zubettgehen ist es noch zu früh. Wir gehen noch ein Weilchen auf den Balkon und setzen unsere gestrige Unterhaltung fort, nicht wahr? Ich habe es mir in den Kopf gesetzt, Ihnen eine bessere Überzeugung beizubringen."

Sybille lachte. „Sie sind sehr gütig, Onkel Romotoff, aber das Wunder ist schon geschehen. Ich habe mich bekehrt. Sie haben ganz recht. Es gibt noch gute Menschen, und das Gute ist das allein Maß-

gebende in der Welt. Und es gibt auch einen guten, vollkommenen Gott, der eine so schöne, vollkommene Welt erschaffen hat, — ich glaube, — Onkel Romotoff, ich glaube an alles Gute und Schöne und an einen guten Gott — ganz sicher, ganz felsenfest . . .“

„So, so, so,“ sagte Romotoff verblüfft, „dann gratuliere ich . . .“

Sie bot ihm glücklich lachend gute Nacht und verschwand mit ihrem Jubel in ihrem Zimmer.

Romotoff setzte sich in einen der umherstehenden Rockingchairs, legte die noch unangebrannte Cigarre auf das Tischchen neben sich und betrachtete nachdenklich seine schmalen, weißen Hände. „So, so, so, sie glaubt plötzlich an alles Gute, an Gott und an eine vollkommene Welt. Hm . . . hm . . .“

Er pfiff leise durch die Zähne und horchte auf die regelmäßigen, großen Schritte im Nebenzimmer. Nach einer Weile erhob er sich und trat an die Tür. Da hörte er jemand seufzen — schwer und langsam, wie das Ächzen eines verendenden Tieres hoben sich die Atemzüge des Mannes drinnen aus der Brusttiefe. Romotoff stand eine Weile unschlüssig, ob er hineingehen oder den Freund sich selber überlassen sollte; dann entschloß er sich für das letzte. Er kannte seinen Freund, diesen seltsamen Mann mit der sensiblen Frauenseele in der Hülle eines Riesen; er wußte auch, welche Schatten die hingeworfene Bemerkung des Obersten in ihm beschworen hatte, und daß Vernunftgründe

und wohlmeinendes Zureden in solchen Fällen nicht das geringste fruchteten. Lautlos schlich er auf seinen verlassenen Platz zurück und versank wieder in Nachdenken.

4.

Sybille hatte sich ihre künftige Schwiegermutter als eine stattliche, strengblickende alte Dame, äußerlich von nonnenhafter Schlichtheit, vorgestellt; desto angenehmer war sie überrascht, als ihr auf dem Bahnsteig, wo sie die Ankunft der Baronin erwartete, eine hübsche, elegante Frau in den besten Jahren entgegentrat und sich als die Erwartete zu erkennen gab.

Frau von Lassen hatte weiche rundliche Züge, klare, hellgraue Augen und braunes, noch ganz silberfreies Haar. Ihre Lippen und Augen lächelten Sybille so freundlich wohlwollend an, daß dieser eine Zentnerlast vom Herzen rutschte. Das bevorstehende Examen seitens der gestrengen Frau Schwiegermama hatte der glücklichen Braut heimliches Herzklopfen verursacht, aber diese lächelnde, jugendlich anmutige Frau sah gar nicht so aus, als ob sie sich gegen eine zutrauliche Annäherung von vornherein mit eisiger Zurückhaltung umpanzern würde.

Sybille begleitete die Angekommene in das Hotel

Augusta Victoria, wo diese sich Quartier bestellt hatte. Dort angekommen, wollte sie sich einstweilen verabschieden, aber die Baronin bestand darauf, daß ihr „Schwiegertöchterchen“ wie sie schalkhaft betonte, mit in ihr Zimmer komme, und sich erst einmal gehörig betrachten lasse.

„Also das ist die berühmte Sybille, die mir meinen Jungen mit Haut und Haar gestohlen hat! Ei, ei! Ich habe freilich nicht gezweifelt, daß Kleist bei seiner Wahl einen guten Geschmack entwickeln werde, aber ich gestehe gern, daß meine Erwartungen übertroffen sind. Sie müssen wissen, liebes Kind, es ist Ihrem Schatz sehr schwer geworden, mich seinen Wünschen geneigt zu machen. Ich bin eine eigensinnige alte Frau, und ich konnte mich anfangs durchaus nicht an die Schwiegertochter, oder vielmehr an die Schwiegermutter gewöhnen . . . ich fand mich noch nicht genügend präpariert für diese wichtige soziale Stellung . . . Aber was wollte ich schließlich machen, als Ja und Amen sagen! Nun ich denke, wir werden gut miteinander auskommen.“ —

Sybille neigte sich über die ihr entgegengestreckte Hand der Baronin, sie zu küssen, aber eine rasche Bewegung derselben hinderte sie daran: „Willkommen! Seien Sie mir willkommen als meines Sohnes Braut,“ sagte die Baronin mit sichtlicher Bewegung, ergriff Sybillens Hände und küßte sie auf den Mund.

„Wenn Sie erst einmal so alt sind wie ich und erwachsene Kinder haben, werden Sie meine Empfind-

ungen nachfühlen können“ fuhr sie fort, „oder vielleicht — nein hoffentlich auch dann noch nicht! Denn so Gott will, werdet ihr beide bis ins hohe Alter vereint bleiben. Ich wurde schon junge Witwe, und Kleist war seit meines Mannes Tod mein ein und mein alles. Früher konnte ich mir überhaupt nicht denken, daß ich ohne ihn leben könnte, später habe ich mich an die Trennung gewöhnen müssen. Wir blieben einander trotzdem gegenseitig alles. Wir hatten nie Geheimnisse voreinander; meines Sohnes Seele und Leben lagen jederzeit wie ein offenes Buch vor mir; wir waren einander mehr als nur Mutter und Sohn, wir waren Freunde, Kameraden — — wie er in meinem Herzen, war ich in dem seinen unumschränkt Alleinherrscherin. Ich bildete mir immer ein, Kleist werde erst in reiferen Lebensjahren heiraten. Er ist so ganz anders als die jungen Leute im allgemeinen; so viel ernster; fast ein bißchen zu abgeklärt für sein Alter. Seine Mitteilung traf mich, offengestanden, wie ein Wassersturz. Ich habe wirklich alles versucht, ihm die Verlobungsgedanken auszureden, aber meiner Liebe Müh war ganz vergebens. Einen bequemen Mann bekommen Sie nicht, Sybille! Es läßt sich schwer gegen seine schöne Ruhe ankommen. Ich war wütend eifersüchtig, mochte und wollte nicht daran glauben, daß eine Fremde mir nolens volens das erste Recht an seiner Seele abspenstig machen sollte. Wie ein eigensinniges Kind habe ich gegen das Un-

abänderliche protestiert und angeeifert, bis ich endlich die Waffen strecken mußte. Sie sehen, ich mache keine Mördergrube aus meinem Herzen. Für unser künftiges Einvernehmen wird meine anfängliche Halsstarrigkeit kein böses Omen sein. Sie sollen eine gute Mutter in mir finden."

„Und ich werde mich bemühen, Ihnen eine gute Tochter zu sein, gnädige Frau", erwiderte Sybille ernst. „Wenn Sie Kleists Liebe fortan mit mir teilen müssen, so werden Sie dafür in Zukunft zwei Kinder haben, die Ihnen beide in Liebe und Verehrung zugetan sind."

„Das hoffe und erwarte ich."

Die Baronin hatte in Bewegung und Sprache etwas Rasches, Resolutes, Peremptorisches, das mit ihren kindlich weichen Zügen und der ruhigen Freundlichkeit ihres Gesichtsausdrucks wunderlich kontrastierte. Er wirkte aber nicht unangenehm und störte auch nicht den sympathischen Gesamteindruck ihres Wesens.

Sybille freute sich über die liebenswürdige Schwiegermutter wie über ein unverhofftes Geschenk der Vorsehung. Es klang alles so gewinnend schlicht und aufrichtig, so liebenswürdig natürlich, was sie sagte; Sybille verstand vollkommen das anfängliche eifersüchtige Streuben der einsamen Frau gegen die Rivalin in der Liebe ihres einzigen Sohnes; sie begriff nur nicht, daß Kleist ihr die Mutter nicht gleich als die liebe, anmutige Frau, die sie in Wirklichkeit war,

geschildert hatte. Seine Andeutungen und Bemerkungen hatten das wenig einnehmende Bild in ihrer Vorstellung geschaffen.

Kleist hatte von H . . . aus bei Doktor Katzenstein um Sybillens Hand angehalten. Dieser telegraphierte an seine Frau und bat sie sofort herzukommen. An demselben Tage wo die Baronin morgens ankam, traf Frau Esther nachmittags ein.

Am andern Tage kam Kleist von H . . . herüber.

Herr und Frau Doktor Katzenstein hatten gegen die Werbung des jungen Offiziers nichts einzuwenden. Frau Esther strahlte förmlich in ihrer neuen schwiegermütterlichen Würde.

Die näheren Einzelheiten über die Veröffentlichung der Verlobung, den Zeitpunkt der Hochzeit und andere nebensächlichere Dinge wurden in einem Familienrat erörtert, an dem auch Romotoff als adoptiertes Familienglied teilnahm.

Frau von Lassen bestand darauf, daß die Verlobung bis Ostern nächsten Jahres Familiengeheimnis bleiben und die Hochzeit der offiziellen Verlobungsbekanntgabe dann auf dem Fuße folgen sollte. Sybillens Eltern waren mit dem Vorschlag einverstanden. Katzenstein, weil er seine Lieblingstochter noch gern den Winter zu Hause hielt, und Frau Esther hatte den Kopf voll Ausstattungspläne, zu deren gründlichen Ausgestaltung sie eines längeren Zeitraumes bedurfte. Sybille selber enthielt sich jeder Meinungsäußerung in dieser An-

gelegenheit, aber Kleist und Romotoff protestierten gegen den Wunsch der Baronin. Kleist erklärte eine so lange Wartezeit als eine ganz schreckliche und zwecklose Quälerei, und Romotoff meinte dasselbe und motivierte auch seine Ansicht.

„Ich halte nichts von langen Verlobungen“ sagte er „es kann so vieles dazwischen kommen. Zum Beispiel, es stirbt während des Winters ein Familienglied, dann muß das Trauerjahr inne gehalten werden und die Hochzeit ist nochmals auf die lange Bank geschoben. Zweitens ist der Mensch bekanntlich in keiner Lebenslage so vielen Intriguen seitens seiner lieben Nächsten, so vielen Varianten von Neid und Bosheit ausgesetzt, als in verlobtem Zustand. Auf gewisse edle Seelen wirkt der Anblick eines glücklichen Brautpaares wie auf den Stier die rote Fahne. Schon mehr als eine Verlobung ist auf diese Weise zerstört und in die Luft gesprengt worden.“

„Sie mißverstehen mich, Herr Doktor Romotoff!“ sagte Frau von Lassen „eben deshalb soll ja die Verlobung geheim gehalten werden. Ich will auch keinen offiziellen langen Brautstand. Unmittelbar nach der Veröffentlichung der Verlobung soll das standesamtliche Aufgebot erfolgen.“

„Ja, da verstehe ich wieder nicht, was die lange Heimlichhalterei bezwecken soll.“

„Die paar Monate gehen sehr rasch vorüber. Ich

wünsche, daß diese Zeit unserm Brautpaar eine Periode der Vorbereitung auf den neuen, ernsten Lebensabschnitt sein möchte" sagte die Baronin sehr sanft und sehr bestimmt.

Romotoff zuckte die Achseln, blickte nach Sybille hinüber und begegnete ihren ihn bittend anschauenden Augen. Daraufhin schwieg er. Ihm, als nur geduldetes Mitglied des Familienkonzerts kam es ohnehin nicht zu, hier das erste Wort zu geigen und seine Ansicht als Leitmotiv aufzuspielen. Aber Sybillens nachgiebige Passivität ärgerte ihn beinahe ebensosehr, wie die imperative Form, in die die Baronin ihr Verlangen kleidete, und die von vornherein jeden Widerspruch und jede gegenteilige Meinungsäußerung auszuschließen schien. Er konnte die Baronin überhaupt nicht besonders gut vertragen.

Sybille stimmte innerlich ganz mit Romotoff und Kleist überein, nicht weil ihr die Wartezeit bis zur Hochzeit allzu lange schien, sondern aus dem einfachen Grunde, weil ihr das Komödie- und Versteckspielen vor den Leuten zuwider war. Sie verstellte sich nicht gern. Sie wußte nicht recht, wie sie es fertig bringen würde, Kleist in Gegenwart Fremder wieder „Sie" zu nennen und förmlich und gleichgültig mit ihm zu verkehren und dabei jede Minute auf der Hut vor sich selber sein, um sich nicht zu verraten. Dennoch widersprach sie dem Verlangen der Schwiegermama in spe nicht.

Ihre Verlobung hatte eine ganz eigenartige Veränderung ihres Wesens verursacht. Ihre ganze Selbständigkeit und Willensstärke schien verloren gegangen, ausgelöscht von einer weichen, anschmiegenden Nachgiebigkeit, die ihr früher fremd gewesen, ja, die sie früher als Schwäche bezeichnet hätte. Als die Baronin sie mit einem Anflug von Ungeduld bat, doch auch ihre Meinung zu äußern, erklärte sie sich ohne weiteres mit den Vorschlägen der Dame einverstanden. Nachdem nun dieser Punkt im Sinne der Mama Lassen erledigt war, rückte diese mit einigen anderen Wünschen heraus. Die Trauung sollte natürlich von einem evangelischen Geistlichen vollzogen werden, und — damit später alle langen Auseinandersetzungen vermieden wurden — im Heiratskontrakt mußte — selbstverständlich — die evangelische Kindererziehung vereinbart werden.

„Erlauben Sie, Gnädige, warum selbstverständlich?“ fragte Romotoff.

„Selbstverständlich“ wiederholte die Baronin mit Nachdruck, ohne die direkte Frage zu beantworten, und mit einem Seufzer setzte sie hinzu: „Es wäre mir natürlich lieber gewesen, wenn Sybille unseres Glaubens wäre. — Aus den Mischehen resultiert selten eine ersprießliche Kindererziehung. Da wir aber einmal mit der Tatsache der Glaubensverschiedenheit rechnen müssen, ist es am besten, wir stellen diese Angelegenheit gleich vollständig klar.“

„Wenn Ihnen und Kleist viel daran liegt, kann ich ja evangelisch werden —“ sagte Sybille unbefangen. Niemand antwortete. Romotoff wandte sich dem Fenster zu und blickte auf die Straße; die Eltern schwiegen beide, und die Baronin saß plötzlich kerzensteif und gerade in ihrem Fauteuil, die weichen Züge wie versteinert in entsetztem Erstaunen. Sybille sah verwundert von einem zum andern. Sie begriff das allgemeine mißbilligende Schweigen nicht; tatsächlich galt ihr die rein äußerliche Form der Religion so wenig, daß es ihr auf eine Umprägung derselben nicht ankam. Die Stille, welche ihrer Bemerkung folgte, und vor allem das bestürzte Gesicht der Baronin verwirrten sie einigermaßen. Da schmiegten sich zwei Hände von rückwärts an ihre Wangen; Kleist war hinter sie getreten und bog sich über sie, und wie sie in seine leuchtend zärtlichen Augen blickte, schwand ihre Unsicherheit und machte wieder ihrer fröhlichen Unbefangenheit Platz.

„Ja, warum denn nicht?“ sagte sie „ich meine nur, wenn euch viel daran gelegen ist. . . .“

„Ich bin ganz starr, wie leicht Sie mit einer so hoch ernsten, wichtigen Sache umgehen, Sybille“ sagte die Baronin streng. „So glücklich es mich machen würde, wenn Sie aus innerster Überzeugung zu unserer teuren evangelischen Kirche übertreten würden, so beklage ich doch tief Ihre laxe, ja verzeihen Sie! — beinahe ein wenig leichtfertige Auffassung der Ange-

legenheit. Ich für meine Person respektiere jede ehrliche Überzeugung, aber ich verabscheue alles Laue, Halbe. Man wechselt seine Religion nicht wie die Handschuhe. Sie erscheinen mir wenig in Ihrem Glauben gefestigt, wenn Sie überhaupt glauben. — —"

„O ja! Seitdem ich meinen Schatz habe, glaube ich an Gottes Güte. Mein Liebe zu Kleist hat mich ganz fromm gemacht —" sagte Sybille lächelnd.

„Für diese Art der Frömmigkeit fehlt mir das Verständnis."

„Mir aber nicht," rief Kleist und küßte seine Braut auf die Stirn, „wir sind eines Glaubens wie einer Liebe, nicht Billy?"

„Disputieren Sie mit Verliebten! Ganz unmöglich, gnädige Frau," lachte Katzenstein, „das ist eine undankbare Sache; man läuft im Kreis und kommt immer wieder auf demselben Punkt an: Bei der Liebe."

Die Baronin zwang sich zu einem Lächeln. Sybille merkte aber doch, daß sie mit ihrer gutgemeinten, ohne Nachdenken hervorgebrachten Äußerung ein bedeutendes Stück schwiegermütterlicher Achtung und dito Wohlwollen eingebüßt hatte.

Ein kühler Luftzug wehte plötzlich zwischen beiden Frauen. Bis dahin hatte Sybille bei der Mutter ihres Verlobten keine augenfällig zu Tage tretenden Kriterien einer besonderen orthodoxen Glaubensrichtung wahrgenommen, allmählich überzeugte sie sich aber dennoch, daß seitens der Baronin bei der anfänglich

hartnäckigen Verweigerung ihres Konsens zu der Verlobung, wohl stärkere Faktoren mitgesprochen hatten, als die eifersüchtelnden Empfindungen der Mutter; dabei konnte sie der Frau nicht ihre Achtung versagen. Die Religiösität der Baronin war jedenfalls keine heuchelnde Frömmelei, sondern der Ausfluß einer kernechten ehrlichen Überzeugung, die auf keinen Fall eine geringschätzende Beurteilung auf Wert und Unwert zuließ.

Frau von Lassen war innerlich durchdrungen von der Ansicht, daß die religiösen Empfindungen eines Menschen der einzig richtige Gradmesser und Qualitätsprober seiner wahren Moralität und seines Charakters sind. Von diesem Standpunkt aus erfüllte sie das Ergebnis ihrer Seelensonde bei Sybille, ungeachtet des günstigen Eindrucks, den die Persönlichkeit des Mädchens auf sie machte, mit schweren Bedenken für die Zukunft. Eines Tages schüttete sie ihrem Freund und Beichtvater in allen Lebenslagen Pastor Y. ihr bedrücktes Herz aus.

„Ich sehe Unsegen erblühen aus dieser Verbindung, die zu hintertreiben ich so wenig vermag, wie ich das Verlöbnis hindern konnte!“ schrieb sie, „ich studiere meine künftige Schwiegertochter täglich und sehe zu meinem Schmerz, daß ihre äußeren Reize und ihre blendenden Geistesgaben leider eine beklagenswerte innere Hohlheit, eine düstere Irreligiösität — ja schlimmer als das — den nackten Nichtglauben mas-

kieren. Und sie hat soviel Einfluß auf Kleist! Er betet sie an . . . Ich weiß nicht, ob diese Heirat glückbringend für ihn sein kann . . .“

Pastor Y. antwortete auf diesen Herzensguß der Freundin mit wenigen Worten.

„Werben Sie, teuere Freundin! Werben Sie unermüdlich und mit nie erlahmender Geduld um das Herz, um die Seele des jedenfalls irregeleiteten Mädchens. Senken Sie den Samen ihrer Frömmigkeit in das Herz der neuen Tochter, und die Saat wird aufgehen, aus der Dunkelheit des Unglaubens wird die reine schöne Blume unseres herrlichen Glaubens erstehen . . .“

Und die Baronin warb. —

Sybille verstand die Absicht ihrer demnächstigen Schwiegermutter und hielt den vorsichtigen Bekehrungsversuchen gutmütig stand. Das Glück hatte sie so duldsam und sanft gemacht!

Romotoff hielt ihr einmal eine längere Rede.

„Sie sind mir ein physiologisches Rätsel, Sybille,“ sagte er kopfschüttelnd, „Sie interessieren den Arzt in mir. Was haben die letzten vierzehn Tage an Ihnen bewirkt? Wo ist das moderne Weib mit seiner souveränen Autoritätsverachtung geblieben? Ich werde nächstens eine lehrreiche Broschüre über den demoralisierenden und geistesschwächenden Einfluß der Liebesleidenschaft schreiben.“

„Ja, schreiben Sie nur, aber denken Sie nur nicht, daß Ihnen jemand glaubt,“ lachte Sybille. „Lassen

Sie der guten Dame doch das Vergnügen, ein bißchen an mir herumzubessern. Recht hat sie! Gott doch! Die Leute sprechen immer von der läuternden und veredelnden Wirkung des Leidens. Ich finde umgekehrt: das Glück veredelt, läutert, paralysiert die bösen und stärkt die guten Triebe in uns. Ich bin wie ausgewechselt."

„Ja eben. Es freut mich nur für Sie, daß Ihr Bräutigam das nötige Rückgrat zu haben scheint, und daß Frau von Lassen in Berlin wohnt. Sonst würde ich Ihnen aufrichtig zu dieser Schwiegermutter kondolieren. Die Frau ist mir unheimlich."

Sybille wollte zwar nicht direkt zustimmen, aber in Wirklichkeit fand sie es als eine ganz angenehme Einrichtung, daß die Schwiegermama in Berlin wohnte.

Unterdessen waren Theodor die Liebesgötter weniger huldreich gewesen als seiner Schwester. Am Tage nach jener denkwürdigen Promenade mit Elischen, hatte Lulu Hilgenberg ihn angerempelt, und das Resultat der erregten Auseinandersetzung war die Verabredung einiger scharfen Gänge direkt nach Semesteranfang. Frau Hilgenberg, von ihrem Sohne mit den nötigen Instruktionen versehen, steckte Frau von Secken bald darauf etwas von der schauderhaften Frechheit dieses Judenjungen „des Katzenstein" und erreichte vollkommen ihren Zweck. Die Seckens hatten bis dato noch kaum bemerkt, daß ihr Töchterchen ganz sachte unter ihren Augen die Kinderschuhe abgestreift und sich

zu einem hübschen, jungen Mädchen entwickelt hatte. Die Entdeckung bestürzte sie fast. Nichts lag ihnen so fern, als die ihnen von Frau Hilgenberg unterschobene Absicht, ihrem einzigen Kinde baldmöglichst eine Versorgung zu sichern. Frau Hilgenbergs Anspielungen auf die zwecklose Courschneiderei des Katzenstein und die viel reelleren Absichten ihres Lulu, bewirkten nur den Entschluß des Ehepaares, Elise so rasch als tunlich den beiden liebeglühenden Jünglingen zu entziehen. Schon am übernächsten Tage reiste Frau von Secken mit ihrer Tochter nach einer kleinen Sommerfrische im Harz, wo der Vater sie nach Beendigung seiner Kur abholen wollte. Vorher fand aber Elischen doch noch Gelegenheit, Theodor ein Zettelchen zuzustecken, und am Abend trafen sie einander zufällig im Park, wo sie Abschied nahmen und einander postlagernd zu schreiben versprachen.

Leutnant Rudolf war über Sybillens Verlobung mit seinem besten Freund sehr erfreut. In der festlichen Stimmung, welche Kleists Mitteilung bei ihm erweckte, beschloß er, sofort dem gegebenen Exempel nachzutun und bei Oberst Blomberg um Grete anzuhalten.

Rolf war bei den Kameraden wie bei den Vorgesetzten sehr beliebt, und zumal der Oberst hatte ihm oftmals Zeichen seines besonderen Wohlwollens gegeben; dennoch war er seiner Sache nicht ganz sicher. Mehrere höhere chargierte Offiziere im Regiment be-

mühten sich gleichfalls um Grete, und es schien ihm nicht ausgeschlossen, daß der Oberst den einen oder andern ihm, dem jungen, bürgerlichen Sekondeleutnant als Schwiegersohn vorziehen werde.

Daß er einen Extrastein bei Blomberg im Brett hatte, konnte er nicht ahnen.

Rudolfs Großvater, mütterlicherseits, der Rittmeister von Ender war mehrere Jahre Blombergs direkter Vorgesetzter gewesen. Blomberg hatte damals viel bei Ender verkehrt und eine innige Zuneigung zu der jüngsten Tochter des Rittmeisters gefaßt. Martha von Ender schien ihm anfangs auch wirklich sehr wohlgesinnt; ihr freundliches Benehmen ihm gegenüber ermutigte ihn zu Hoffnungen, aber gerade zu der Zeit, wo er eine ernste Attacke auf ihr Herz plante, trat das unerwartete und Aufsehen erregende Ereignis ihrer Verlobung mit Katzenstein ein und zertrümmerte jählings seine Liebes- und Zukunftillusionen.

Er hatte die Jugendgeliebte nie ganz vergessen; auch dann nicht, als er in der Ehe mit einer Cousine ein ruhiges, wenn auch nicht überschwengliches Glück fand. Als vor drei Jahren Marthas Sohn in sein Regiment trat — Rudolfs Ähnlichkeit mit der Verstorbenen legitimierte ihn sofort in des Oberst Augen — wurde jene längst entschwundene Periode seliger Liebesleidenschaft und bitterer Enttäuschung in seiner Erinnerung merkwürdig lebendig. Um der toten Mutter willen schloß er den Sohn in sein Herz. — —

Aber noch nie war die Vergangenheit und Martha Enders Bild frischer in seinem Gedächtnis erstanden, als in dem Augenblick, wo der Leutnant um Gretes Hand anhielt. Das breit und golden zu den Fenstern hereinströmende Mittagslicht wob eine Aureole um den ausdrucksvollen, feingemodelten Kopf des jungen Offiziers. Das war Zug um Zug Marthas Gesicht, ihre Augen, ihr blondes, seidiges, leichtwelliges Haar; ja sogar in der Stimme glaubte er einen bekannten, vertrauten, ihn an ferne Zeiten gemahnenden Klang zu hören; er mußte sich ordentlich zusammennehmen, um seine Bewegung nicht zu verraten. Eine so wundersame Fügung schien es ihm, daß das Schicksal nun seinem und Marthas Kind gab, was es ihm einst versagte, — vorenthielt.

„Sie wollen meine Tochter zur Frau, Herr Leutnant" sagte er, „billigen Ihre Eltern diese Verlobung?"

„Ich habe zwar noch nicht mit meinen Eltern gesprochen, setzte ihre Einwilligung aber als selbstverständlich voraus, Herr Oberst."

„Gut, und Grete?"

„Ich glaube zuversichtlich bei Fräulein Grete eine Erwiderung meiner Neigung zu finden."

Der Oberst lächelte. „Nun denn in Gottes Namen. Ich für meine Person habe nichts gegen Sie als Schwiegersohn einzuwenden. Ich werde meine Tochter rufen."

Eine Stunde später verließ Rudolf als glückstrahlender Bräutigam das Haus seiner zukünftigen Schwiegereltern. In Sturmschritten eilte er nach dem Telegraphenamt um seinen Eltern eine Depesche aufzugeben; an einer Straßenecke hätte er beinahe einen Kameraden, den Oberleutnant Bookendaal, umgerannt. Die Herren grüßten einander steif, Rudolf murmelte eine Entschuldigung und eilte weiter. Bookendaal blieb stehen und schaute dem Leutnant verdrießlich und unwillig nach.

Bei Sybille und den Eltern rief Rudolfs Nachricht große Freude hervor; an seiner Wahl war ja in keiner Hinsicht etwas auszusetzen.

Nach einem kurzen Notenwechsel zwischen den Häusern Blamberg — Katzenstein wurde die Hochzeit auf Mitte November festgesetzt und die Verlobung sofort proklamiert.

5.

Es gibt Menschen, die bei der Kunde von irgend einem dem lieben Nächsten zu Teil gewordenen Glück, das Gefühl haben, als kröche ihnen eine Spinne übers Herz. Zu dieser Sorte Menschen gehörte der Oberleutnant Hans van Bookendaal.

Seine Wirtin hatte ihm mit dem Frühstück zwei

Briefe gebracht. In einem derselben zeigte der Oberst von Blomberg die Verlobung seiner Tochter Grete mit dem Leutnant Katzenstein an.

Bookendaal hatte kein besonderes Interesse an dem Brautpaar. Mit Fräulein von Blomberg war er in Gesellschaft einige Male zusammengetroffen, Katzenstein kannte er auch nur flüchtig. — Trotzdem verursachte ihm die Anzeige ein physisches Unbehagen. Wie konnte dieser Unterleutnant mit dem obskuren Namen sich überhaupt unterstehen, um die einzige Tochter seines Kommandeurs zu werben! Und der Mensch reüssierte! Natürlich, den Frechen gehört die Welt!

Mißmutig warf er den großen, weißen Carton in den Papierkorb und begann zu frühstücken.

Bookendaal konnte sich durchaus nicht in die Verhältnisse seiner jetzigen Garnison einleben. Seine Untergebenen haßten ihn seiner Strenge und seiner kleinlichen Pedanterie wegen. Die Kameraden standen ihm fremd gegenüber, und bei den Vorgesetzten konnte er trotz peinlichster Pflichterfüllung und korrekten Verhaltens nicht warm werden.

Bookendaal war das einzige verwöhnte Kind seiner kürzlich verstorbenen Mutter gewesen; seinen Vater hatte er schon in frühester Kindheit verloren. Frau van Bookendaal lebte in leidlichem Wohlstand, aber sie klagte jedermann, daß ihr Mann sein ganzes Vermögen durch jüdische Wucherer, die ihn zu Spekulation verleitet und dann ausgebeutet hatten, — verloren habe.

Hundert und tausendmal wiederholte sie dieselbe Geschichte, lamentierte sie über die blutsaugenden Juden, die ihren Mann um sein Hab und Gut gebracht und ihn schließlich in den Tod getrieben hatten. Schon als Gymnasiast war Bookendaal wütender Antisemit; die Mutter nährte diesen Haß gegen alles Jüdische mit Eifer und Konsequenz und freute sich, daß ihr Sohn auf ihre Lehren und Behauptungen von dem „ätzenden und zersetzenden Gift im deutschen Volkskörper" leidenschaftlich reagierte.

Von den Vermögensverhältnissen seiner Mutter wußte Bookendaal nicht näher Bescheid; da es niemals mangelte, nahm er stillschweigend an, daß sie trotz der früheren großen Verluste noch genug Kapital besaß, um von den Zinsen anständig leben zu können.

Frau van Bookendaal billigte den Entschluß ihres Sohnes, die militärische Carriere einzuschlagen, setzte ihm aber gleichzeitig auseinander, daß er bei ihren immerhin bescheidenen Mitteln nicht auf eine sehr hohe Zulage rechnen dürfte. Darauf hatte er auch gar nicht reflektiert. Er war nüchtern, solid, anspruchslos und hatte keinerlei Passionen; so kam er ganz gut mit dem kleinen Monatswechsel aus.

Hans van Bookendaals größte Stärke war ein brennender Ehrgeiz, das Bestreben hochzukommen, eine möglichst hohe Sprosse auf der militärischen Chargenleiter zu erreichen. Am liebsten wäre ihm ein kleiner Krieg oder eine anständige Revolution gewesen, kurz

eine Gelegenheit, um das Schneckentempo des Avancements etwas zu beschleunigen. In Friedenszeiten war nichts zu machen. Weder die pedantische Dienstpflichterfüllung bis aufs Stüpfelchen, noch sein strenges Regiment nach unten, noch das Anstreben nach oben brachten ihn rascher vorwärts.

An seine Versetzung nach H. . . . hatte er anfangs große Hoffnungen geknüpft. Die Garnison war in militärischen Kreisen berühmt wegen des kameradschaftlichen Geistes unter den dortigen Offizieren und dem angenehmen gesellschaftlichen Verkehr, sowohl in den Häusern der Vorgesetzten als auch in Civilkreisen der Stadt. Er hatte auch überall ein freundliche, beinahe herzliche Aufnahme gefunden.

Eines Abends streifte das Gespräch der Offiziere im Kasino, unter denen sich Bookendaal befand, die Judenfrage. Die aufgestellte Behauptung eines Kameraden entfesselte seinen leidenschaftlichen Widerspruch. Ohne Überlegung ließ er seinen antisemitischen Gefühlen die Zügel schießen; vergebens suchte man ihm in die Rede zu fallen, ihm das Wort abzuschneiden, ihn durch Winke und Pantominen, ungeduldigen Ausrufungen und Unterbrechungen auf seine Unvorsichtigkeit aufmerksam zu machen — ohne sich stören zu lassen, hielt er seine schwungvolle judenfeindliche Rede zu Ende.

Am Tisch nebenan spielte Katzenstein mit zwei Kameraden Skat. Am andern Tisch las der Ober-

stabsarzt Rosenzweig, der sich erst vor wenigen Jahren hatte taufen lassen, seine Zeitung, und unter den Offizieren, an welche Bookendaal seine direkte Ansprache hielt, befand sich ein Hauptmann, der eine getaufte Jüdin zur Frau hatte. Eine spöttische Entgegnung des letzteren war das Signal zu einem Wortwechsel, der, persönlich werdend, mit einer Forderung seitens Bookendaal endete.

Durch höhere Intervention wurde der Zweikampf vereitelt. Der Hauptmann nahm seine Beleidigung, Bookendaal die Forderung zurück. Bookendaal aber erhielt von dem Kommandeur eine scharfe Zurechtweisung — — die erste während seiner ganzen Dienstzeit.

Der Rüffel fraß in ihm wie Gift. Seitdem war ihm der Aufenthalt in H. verleidet. Er fühlte sich plötzlich isoliert unter den Kameraden. Man mied ihn zwar nicht auffällig, aber man wich ihm, soviel als die Schicklichkeit es zuließ, aus. Bei seinem Nahen verstummten die intimeren Gespräche; die kameradschaftliche Herzlichkeit der andern Offiziere untereinander war im Verkehr mit ihm ausgeschlossen.

Vor zwei Monaten starb seine Mutter. Sie hatte jahrelang gekränkelt, und ihr Tod traf ihn nicht unvorbereitet. Mehr als der Sterbefall überraschte ihn die Tatsache, daß sich in ihrem Nachlaß außer einer kleinen Summe Bargeld nur ein winziges, in holländischen Papieren angelegtes Vermögen vorfand.

Bookendaal stand vor einem Rätsel, das nur eine Lösung zuließ: Ohne Zweifel hatte die Verstorbene schon seit Jahren vom Kapital gelebt, das auf diese Weise bis auf den kleinen Rest zusammengeschmolzen war.

Nachdem die erste Bestürzung über die Entdeckung sich gelegt hatte, überlegte er, was zu tun sei. Der monatliche Zuschuß fiel in Zukunft natürlich fort, denn so töricht, auch noch den letzten Rest des Kapitälchens zu verbrauchen, war er keineswegs. Angenehm war der Ausfall des Monatswechsels nicht, aber er fand sich drein: Nicht ein einziges Mal kam ihm der Gedanke, die Uniform deswegen auszuziehen und einen bürgerlichen, einträglicheren Beruf zu ergreifen. Er neigte seinem Wesen nach zu einer gewissen Askese; es fiel ihm nicht schwer, seine Bedürfnisse noch mehr als bisher einzuschränken. Ihn hungerte weit mehr nach Ehre als nach Geld und Wohlleben. — —

Über die Verlobungsanzeige hatte er den zweiten Brief beinahe vergessen. Gleichgültig erbrach er das starke blaue Kuvert und überflog, zuerst verständnislos, dann mit wachsendem Erstaunen den Inhalt des Schreibens.

Der Brief war von einem Justizrat Dezenauer aus Berlin, der ihm darin mitteilte, daß seine verstorbene Mutter, die verwittwete Frau Antje van Bookendaal in Danzig seit dem Tode ihres Mannes eine Rente von jährlich fünftausend Mark durch seine, des Justizrats, Vermittelung bezogen habe. Offizieller

Gewährer dieser Rente sei ein Doktor Alexander Romotoff in Petersburg, doch liege die Vermutung nahe, daß auch dieser von einer dritten Persönlichkeit vorgeschoben sei, oder durch irgend eine testamentarische Bestimmung zum Verwalter der Rente vorgesehen sei. Er, der Justizrat, selber wisse nichts Näheres über die Veranlassung oder die Art der Rente, sie sei ihm halbjährlich überwiesen und von ihm an Frau van Bookendaal weiterbefördert worden. Doktor Romotoff habe nun die Erklärung abgegeben, daß die Rente in Hälfte der bisherigen Höhe an Herrn Oberleutnant van Bookendaal solange weitergezahlt werde, bis derselbe zum Hauptmann vorgerückt sei. Die erste halbjährliche Rente von zwölfhundertfünfzig Mark sei am ersten September fällig.

Als Bookendaal den Brief dreimal durchgelesen hatte war er so klug als zuvor. Eine Rente . . . hm . . . Also daher stammten die Mittel der Mutter. Aber woher und von wem kam das Geld? Doktor Romotoff! Gänzlich unbekannter Name! Wohlhabende Verwandte gab es in seiner Familie nicht; die wenigen holländischen Verwandten mütterlicherseits waren unbemittelt, und wie er genau wußte, von der Mutter zeitweilig mit kleinen Geldbeträgen unterstützt worden. Daß die Mutter aber auch nie etwas davon erwähnt hatte! Es war doch immerhin peinlich, Geld anzunehmen, von dem man nicht genau wußte warum und woher man es erhielt. Dieser Doktor Romotoff mußte

natürlich Rede stehen. Im übrigen hatte die Aussicht, in gewohnter Weise weiter leben zu können, nichts Unerquickliches und verbesserte seine Laune an diesem Morgen um ein beträchtliches.

Bookendaal war achtundzwanzig Jahre alt, sah aber mindestens zehn Jahre älter aus. Das dünne dunkle Haar war über der Stirn ein wenig gelichtet, und der kühne gezwirbelte Schnurrbart hatte eine etwas verstaubte Färbung, die bei flüchtigem Hinsehen grau wirkte.

Er hatte an diesem Vormittag keinen Dienst. Gegen zehn Uhr ging er ins Hotel Brenner, wo die dienstfreien Offiziere ihren Frühschoppen einzunehmen pflegten.

Als Bookendaal eintrat war schon eine kleine Runde versammelt. Das Gespräch drehte sich um die neue Verlobung. Allgemein gönnte man Katzenstein sein Glück. Die Anzeige hatte allerdings überrascht, aber dieser und jener wollte das Ereignis doch vorausgesehen haben, und besonders diejenigen, welche sich selber Hoffnungen auf Grete Blamberg gemacht hatten, behaupteten die Verlobung todsicher vorausgesehen zu haben.

„Gestern abend sind Katzensteins Verwandte angekommen, ich war zufällig an der Bahn,“ erzählte ein jüngerer Leutnant, „ich sage Ihnen, Kameraden, eine junge Dame war dabei . . . offenbar Schwester von Katzenstein — ich versichere Sie, eine Schönheit — großartig! Noch kein so schönes Mädchen gesehen.

Lassen war auch an der Bahn. Attachierte sich gleich an die Dame.“

„Katzenstein! Klingt verdammt semitisch,“ murmelte Bookendaal zu seinem Nachbar, „kennen Sie die Familie?“

„Nein, nur was ich so gehört habe. Der alte Katzenstein ist allerdings Jude. Die Leute sollen enorm reich sein.“

Bookendaal hörte noch eine Weile das Gespräch der Kameraden an, dann trank er sein Bier aus, bezahlte und ging.

In einem Blumenladen in der Nähe kaufte er einen Rosenkorb, den er mit seiner Karte an die Braut schickte.

Wenige Tage später gab Oberst Blomberg ein Abendfest, zu dem sämtliche Offiziere der Garnison eingeladen waren.

Blomberg bewohnte eine Villa vor dem Tor. Er war ein leidenschaftlicher Gartenfreund, hauptsächlich um des bedeutenden Flächenraums willen, hatte er das Grundstück mit der großen Villa vor einigen Jahren käuflich erworben, und dann den von dem bisherigen Besitzer ziemlich vernachlässigten Garten nach seinen eigenen Ideen und Entwürfen neu anlegen lassen. Später traf es sich, daß jenseits des Flüßchens, der den Garten begrenzte, diesem gegenüber ein Stück Land zum öffentlichen Verkauf kam, das von dem

Oberst zur Erweiterung seiner Besitzung angesteigert wurde.

Die beiden durch eine Brücke verbundenen Gärten diesseits und jenseits des Flusses waren durch die Schönheit ihrer Anlagen zu einer Sehenswürdigkeit der Stadt geworden. Weite, von uralten Bäumen überschattete Rasenpläne, dunkle Alleen und prachtvolle Baumgruppen gaben dem Ganzen ein großartiges, parkähnliches Gepräge; man konnte stundenlang um die Anlagen gehen, ohne zu ermüden, überall boten malerische Kioske, Lauben, Grotten, Springbrunnen, blühende Rosenwäldchen, wundervolle Mosaikwirkungen kunstreicher Teppichbeete in steter Abwechslung neue Überraschungen.

An dem Verlobungsfest hatte der Oberst ein besonderes Augenmerk auf die Beleuchtung und Ausschmückung des Gartens gelegt. Viele hundert Laternen aus buntem japanischem Papier schufen ein helles, malerisch getöntes Licht in der grauen Dämmerung. Auf einem Rasenplatze war ein Tanzboden angelegt, und in einem Kiosk in der Nähe desselben spielte die Kapelle des Regiments.

Die festlich erleuchteten Parterrräume in der Villa bildeten durch die weit offen stehenden Verbindungsflügeltüren eine Flucht, die auf die breite, in den Garten führende Freitreppe mündete.

In dem ersten nach der Straße belegenen Salon empfing das Brautpaar die ankommenden Gäste.

Es war ein hübsches Paar, wie sie so zusammenstanden mit ihren seligen, glückverklärten, jungen Gesichtern, beide fast gleich groß und einander ähnlich an Wuchs und Haltung. In ihrer bräutlichen Anmut und dem Duft der zarten Abendtoilette konnte Grete, die sonst kaum im landläufigen Sinne hübsch war, für eine wirkliche Schönheit gelten.

Niemand fiel diese Metomorphose so sehr auf als dem Oberleutnant Bookendaal, der sich unter den zuletzt angekommenen Festteilnehmern befand. Die anmutige Erscheinung der Braut frappierte ihn so sehr, daß er kaum seine Blicke von ihr losreißen konnte. Verwundert fragte er sich, wie es möglich war, daß er dieser reizenden jungen Dame bisher fast gar keine Beachtung geschenkt hatte.

Er war kein Schürzenjäger. Die Frauen hatten keine Rolle in seiner Vergangenheit gespielt; ihn hatte noch kein hübsches Mädchen wärmer gemacht und sehnsüchtige Wünsche in ihm erweckt.

Aber angesichts dieses strahlenden Brautpaares dämmerte zum erstenmal ein leiser Wunsch nach ähnlichem Glück in ihm empor, und um diesen rankte sich ein gehässiges Neidgefühl gegen den glücklichen Bräutigam, der mit kecker Hand diese allerliebste, feine Mädchenblume für sich gepflückt hatte. Instinktiv empfand er, daß er selbst wenig Glück bei den Frauen haben werde, — auch wenn er es ernstlich darauf anlegte, zu gefallen.

Inmitten der lachenden, plaudernden, geputzten Gesellschaft, die in den Zimmern und im Garten regellos durcheinander quirlte, wurde ihm wie nie zuvor seine Vereinsamung bewußt. Dem Namen nach kannte er fast alle Anwesenden, aber trotzdem waren alle ihm fremd, es war niemand darunter, dem er sich anschließen konnte.

Auf dem Tanzplatz drehte sich die Jugend bereits nach den einschmeichelnden Melodien eines Straußschen Walzers.

Bookenbaal sah eine Weile dem fröhlichen Gewoge zu, für einen Augenblick wandelte ihm die Lust an, sich unter die tanzende Gesellschaft zu mischen, das erste beste junge Mädchen zu engagieren und nach den Klängen der Musik mit ihr loszuwalzen, aber es blieb bei dem Wunsch. Der Tanz war zu Ende; ein paar rauschende Schlußstakkatos, und die Paare trennten sich.

Bookenbaal wandte sich um und wich betreten einen Schritt zurück. Dicht hinter ihm stand die Hünengestalt eines älteren Herrn, dessen graue, halberloschene Augen sich mit einem rätselhaften Gemisch von Angst, Entsetzen, Flehen und Verzweiflung auf sein Gesicht richteten.

Mit einer matten, mechanischen Handbewegung griff der Herr an den Hut. „Verzeihen Sie! Mein Name ist Katzenstein — —“ „Bookenbaal,“ erwiderte dieser, mit einer knappen Gegengeste.

„Ich freue mich sehr, Sie kennen zu lernen, Herr Leutnant — ich habe — — — ich bin — — —“

die halbgebrochene Stimme versank in ein undeutliches Gemurmel.

Bookendaal betrachtete sich den patriarchalischen alten Herrn mit neugierigem Erstaunen. Das Gebahren desselben war so sonderbar, daß ihm einige nicht ganz unberechtigt scheinende Zweifel an dessen Nüchternheit kamen.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Katzenstein?“

Jetzt sah er erst, daß die Hände des Mannes wie im Veitstanz flogen.

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen einen Stuhl besorge? Sie scheinen nicht wohl — — —“

„Levin! Was fehlt dir,“ sagte eine Stimme. Romotoff hatte aus der Taxuskulisse tretend seinen Freund im Gespräch mit einem ihm unbekannten Offizier gesehen.

Mit ein paar Schritten war er bei beiden. Sofort überschaute er die Situation. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen.

„Nichts — nichts — ein wenig Schwindel . . .“ murmelte Katzenstein, nahm aber doch den Arm des Freundes und ließ sich willig von ihm wegführen. Kopfschüttelnd blickte Bookendaal den beiden nach.

„Levin! Um Himmels willen, Mann! Faß dich doch! Was ist vorgefallen,“ flüsterte Romotoff, dem mit großen, schwankenden Schritten neben ihm Hergehenden zu.

„Ganz der Vater!“ seufzte Katzenstein, „ich war vorbereitet auf diese Begegnung. Ich wußte, daß ich

den jungen Menschen heute hier treffen würde. Aber ich hatte nicht mit dieser unheimlichen Ähnlichkeit gerechnet. So habe ich noch nie zwei Menschen einander gleichen gesehen. Versetz dich in meine Lage. Seit Jahrzehnten wandert mir Tag und Nacht ein Gespenst vor Augen. Es ist der Schrecken, der Fluch meines Lebens, der mir bei Tag meinen Frieden und bei Nacht meinem Schlaf stiehlt, wenn ich die Augen schließe, steht es vor mir, überall fühle ich auf Schritt und Tritt seine eisige Nähe. Und nun verkörpert sich dieser Rachegeist, . . . aus dem wesenlosen Ding wird ein Mensch, ein denkender, bewußter, handelnder Mensch. Der Tote ersteht in diesem Menschen — — ich kann nicht mehr, ich will ihn nie wieder sehen. Sage meiner Frau, mir sei plötzlich unwohl geworden. Ich komme heute abend nicht mehr zum Vorschein."

„Du mußt dich aber bezwingen, Levin! Was denken die Leute! Schon um deiner Kinder willen mußt du heute abend mal dieser unglücklichen Halluzinationen Herr zu werden suchen. Wenn man's den Leuten nur sagen könnte! Hier in der Gesellschaft ist sicher kein einziger, der dieser Angelegenheit nicht völliges Verständnis entgegenbrächte. Nur deine Gewissensbisse wird niemand begreifen; man würde darüber lächeln . . ."

„Laß nur! Laß das" sagte Katzenstein hastig, „du überzeugst mich nicht. Und was ich noch sagen wollte . . . ich will nach außen hin wenigstens, der Geschichte quitt

sein. Diese Rente ist Nonsens. Du kannst morgen zu ihm gehen und ihm sagen, daß wir ihm ein Kapital anweisen. So sechszig — siebenzigtausend Mark, oder mehr, ich lasse dir freie Hand. Nur nicht geknausert — Bitte, red mir nicht drein. Ich kann heute abend nicht disputiren. Gute Nacht." Er ließ Romotoffs Arm los und stieg mit gesenktem Kopf, langsam die breite Verandatreppe hinauf. Ohne sie nach jemand umzusehen, durchschritt er den Speisesaal, trat auf den Flur und ging nach oben, in das von ihm und seiner Frau bewohnte Gastzimmer.

Er zündete kein Licht an. Im Dunklen tappte er sich an sein Bett, warf sich hinein und vergrub das Gesicht in den Kissen. Nach einer Weile kam Frau Esther. Sie hatte von Romotoff gehört, daß ihr Mann sich zurückgezogen habe und nicht am Souper teilnehmen werde. Die Mitteilung des Freundes hatte sie bestürzt, weil sie ein ernstliches Unwohlsein ihres Mannes befürchtete; als sie nun bei ihm war, sah sie, daß es die alte Geschichte war, jene eigentümliche Nervenkrise, an die sie sich im Laufe der Jahre gewöhnt hatte; zugleich wußte sie aber auch, daß der Zustand für diesen Abend hoffnungslos war und weder Bitten noch Zureden, weder vernünftige Vorstellungen noch ernste Vorhaltungen seinen Entschluß sich zu isolieren, ändern würden. Still setzte sie sich auf den Bettrand und strich kosend über das graue Haar ihres Gatten.

„Es ist so schade, Levin!" sagte sie leise, „unsere

ganze Festfreude ist getrübt, wenn du nicht dabei bist. Komm, Herzmann, sei lieb! Geh mit hinunter."

Katzenstein stöhnte in sich hinein.

„Tu mir den einen Gefallen und bitte mich nicht. Esther! Die Kinder wissen ja Bescheid, wenn du ihnen sagst, daß ich meine alte Unpäßlichkeit habe, und die andern werden sich über meine Abwesenheit zu trösten wissen. Geh, Liebchen! Laß mich allein! Ich mag wirklich nichts hören und sehen."

Frau Esther seufzte bekümmert, aber sie sagte nichts mehr. Eine Weile ruhte ihre kleine, weiche Hand in der ihres Mannes, dann erhob sie sich, schloß die Fensterläden, damit die Musik und das Geräusch des Festes nicht so so hereinbringen konnte, und verließ das Zimmer. Absolute Ruhe — das wußte sie — war das einzige heilsame Medikament für den Leidenden.

Unten fand sie den Oberst und seine Schwester mit dem Brautpaar in eifriger Beratung. Soeben hatte eine noch erwartete Familie ihr Nichterscheinen per Telephon entschuldigt, da die plötzliche Erkrankung ihres Töchterchens sie am Kommen verhinderte. Nun war eben diese Tochter, ein frisch aus dem Pensionat importiertes Backfischchen, dem Oberleutnant Booken-daal als Tischdame zugedacht gewesen, und da an jungen Damen ohnehin Mangel war, geriet man durch das Ausbleiben der betreffenden in nicht geringe Verlegenheit.

„Es hilft nichts, einer von den andern Herren

[illegible] Der Oberst
[illegible] weiteres
[illegible] mitfeiernden,
[illegible] werden
[illegible] zu Tisch
[illegible] Bruder
[illegible] besonderen
[illegible] nehmen.
[illegible] die Aus-
[illegible] des baldiges

junges Mädchen wäre ihm als Tischdame sicherlich lieber. Es bleibt dabei. Punktum."

Bookendaal war in der Tat mehr erstaunt als erfreut über die ihm zugedachte Ehre. Frau Neupert wußte aber so liebenswürdig zu plaudern, daß er sich an ihrer Seite bald recht behaglich fühlte. Zudem saß er in unmittelbarer Nähe des Brautpaares und konnte sich in den reizenden Anblick des Bräutchens versenken, ohne sich weiter auffällig zu machen.

Er trank während des Soupers mehr Wein als er gewohnt und als ihm zuträglich war; und unter der Einwirkung des schweren Bordeaux und der Witwe Cliquot erhitzten sich allmählich seine Sinne; ein glühendes Verlangen, an Katzensteins Stelle neben dem lieblichen Mädchen zu sitzen, packte ihn; seine Augen begannen zu brennen, seine Hände, die das Glas in kurzen Zwischenräumen zum Munde führten, vibrierten . . .

Wie er diesen Katzenstein haßte! Herrgott, wie konnte dieses schöne, vornehme Mädchen die Geschmacklosigkeit haben, sich einem Menschen an den Hals zu werfen, der Katzenstein hieß, in dessen Adern semitisches Blut floß, mochte er sich auch äußerlich zum Christentum bekennen . . .

Frau Neupert sah ihren Tischnachbar mißtrauisch von der Seite an. Er gab ganz konfuse Antworten und lachte so sonderbar laut und grell, daß sie eine leichte Unruhe nicht unterdrücken konnte.

Einmal fühlte Bookendaal seine Blicke wie von einer hypnotischen Macht nach einer andern Richtung gelenkt, und da begegnete er den ernst und voll auf ihn gerichteten schwarzen Augen einer wunderschönen jungen Dame, die ihm schräg gegenüber zwischen einem Oberstleutnant und dem Leutnant Lassen saß. Sekundenlang suchte er in seinem Gedächtnis, dann fand er den Namen: Die Dame war ihm vorhin vorgestellt, ein Fräulein Katzenstein, die Schönheit, von der Leutnant Riebnitz mit solcher Ekstase gesprochen und wegen der sich das halbe Regiment alterierte. Er, für seine Person, teilte den Geschmack der Kameraden nicht; trotz ihrer unleugbaren Schönheit sah man Fräulein Katzenstein die Jüdin von der Nase ab; sapienti sat.

Sybillens Stimmung paßte sich dem frohen Charakter der Festlichkeit nicht recht an. Sie litt den ganzen Abend unter einer eigenen Bedrückung, deren Ursache sie sich nicht erklären konnte. Vor allen Dingen fand sie ihre heimlichen Bedenken und Befürchtungen gegen das Projekt der Schwiegermutter — das Heimlichhalten ihrer Verlobung — heute vollauf bestätigt. Furchtbar geniert fühlte sie sich von dem Zwang, den sie sich in Gegenwart der vielen fremden Menschen auferlegen mußte. Sie wußte Grete, die als demnächsteres Familienglied in den Tatbestand eingeweiht war, nicht einmal besonderen Dank dafür, daß sie sie neben Kleist plaziert hatte; es war geradezu fürchterlich, unter den vielen beobachtenden

Augen jedes Wort, das sie an den Geliebten richtete, abwägen und ihren Blicken Gleichgültigkeit aufzwingen zu müssen.

Sybille freute sich, als die lange Tafelsitzung endlich zu Ende war.

Die Jugend fand sich nach dem Souper bald wieder auf dem Tanzplatz zusammen. Kleist hatte einige nicht zu umgehende und nicht länger aufzuschiebende Pflichttänze zu absolvieren; Sybille suchte derweil einige einsame Wege zu einem Spaziergang auf, sie tanzte nicht gern. Über die weiße Flußbrücke gelangte sie in den jenseitigen Garten, der weniger verschwenderisch beleuchtet war als der andere, diesseitige; nur hier und da schimmerte eine bunte Laterne in dem grünen Blattwerk, aber gerade dieses spärliche, farbige Licht schuf eine malerische, traumhafte Stimmung in dem Schattendunkel der Bäume, deren Konturen halb verwischt aus dem dämmerigen Sommernachtsgrau hervortraten.

Merkwürdigerweise war dieser Garten wie ausgestorben, keine Seele drinn. Die tiefe Stille und die Einsamkeit wirkten ordentlich wohltuend nach dem Trubel drüben.

Sybille ging eine Weile in den Wegen und Alleen umher und setzte sich dann auf eine tief im dichten Grün versteckte Bank nieder.

Das plötzliche Unwohlsein des Vaters verstimmte sie auch. Wie die Mutter ihr zugeraunt, war das-

selbe zwar durchaus nicht besorgniserregend und lief wohl nur auf einen der gewohnten Nervenzufälle hinaus, aber es hatte doch peinlich berührt, daß der Vater bei Tisch fehlte. In Sybillens Bedauern über den Zwischenfall drängte sich — zum erstenmal — ein kleiner Unmut, eine leise Regung des Vorwurfs gegen den Vater. Hätte er nicht dieses eine Mal, dem Brautpaar zu Gefallen und zur Vermeidung eines disharmonischen Akkords in das schöne Fest, sich wenigstens ein paar Stunden bis zur Aufhebung der Tafel aufrecht halten können?! Hatten die revoltierenden Nerven sich nicht einmal von einem starken Willen unterzwingen lassen?

Sie konnte freilich nicht darüber urteilen. Und wie sie weiter dachte, dämmerte ihr, wie schon früher die Erkenntnis, daß unter der Oberfläche dieser scheinbaren Nervenexzesse sich vielleicht eine tiefere, schwer zu erforschende Ursache, irgend ein Leiden seelischer oder gemütlicher Natur verberge, das aus einem bestimmten Grunde von dem Kranken selber als Geheimnis behandelt und sorglich gehütet wurde.

Die Nachtluft — vorhin kosig lind und warm — war jetzt schwer und drückend. Der Horizont hatte sich schwarz umzogen; ein Gewitter brütete in der Luft, zeitweilig durchriß grell und zuckend ein Wetterleuchten die Wolkenschichten im Osten.

Vielleicht war es nur die schwüle Atmosphäre, die sich so dumpf und beklemmend auf ihre Stim-

mung legte. Eine geheimnisvolle Angst erschwerte ihr das Atmen. Die Musik fiel ihr auf die Nerven und machte ihr Kopfschmerzen.

In späteren Jahren gedachte sie oft dieser einsamen Stunde, abseits von dem Lichterglanz und dem Jubel des Verlobungsfestes. Und erst dann wußte sie, daß jene rätselhafte, anscheinend unmotivierte Empfindung eine Ahnung von kommendem Unglück gewesen war, daß die Schatten kommender Ereignisse sie an diesem Abend umkreisten und die tiefe, seelische Depression in ihr bewirkten.

Sie hatte lange auf der Bank gesessen, als Kleists Stimme, die halblaut ihren Namen rief, sie aus ihrem traumhaften Zustand weckte.

„Hier! Hier bin ich“ rief sie. In der nächsten Minute war er neben ihr.

„Ich suchte dich wie eine Stecknadel, Liebes. Aber das hast du gut gemacht. Hier ist es wenigstens ruhig und einsam — — Endlich hab ich dich mal allein. . . .“

Sie schmiegte sich schweigend in den sie umfangenden Arm; die warme Nähe des Geliebten verscheuchte den unerklärlichen Alp.

„Du. . . . du hast ja geweint, Sybille“ rief Kleist erschrocken „was fehlt dir, Herzchen? Du kamst mir schon vorhin so sonderbar vor, so still. . . . Sag mir was dir fehlt. . . .“

„Nichts! Wirklich gar nichts“ versicherte Sybille

lächelnd. Beruhige dich, Schatz. Ich bin einmal so, daran mußt du dich gewöhnen. Ich habe wirklich keine Ursache zum Weinen, ich bin ja — im Gegenteil — so glücklich — — nur kann ich schlecht Theater spielen. Die vielen neugierigen Menschen, denen zu Liebe man sich verstellen muß ärgern mich. . . ."

„Und mich. Wir hätten dieser Marotte von Mama nicht nachgeben dürfen."

Sie gingen langsam die dunkle Allee hinauf.

„Sag mal, wer ist der Oberleutnant, der Frau Neupert an Vaters Stelle zu Tisch führte?" fragte Sybille plötzlich unvermittelt, er ist mir vorgestellt, aber ich entsinne mich nicht — —"

„Bookendaal. Van Bookendaal. Ein unangenehmer Mensch. Weshalb ist er dir aufgefallen?"

„Ich weiß eigentlich nicht weshalb. Unangenehm ist nicht die rechte Bezeichnung, eher unheimlich. Die zusammengewachsenen Augenbrauen wirken so düster. Es gibt Menschen, wohin die treten, da wächst kein Gras und blüht keine Blume. Dieser Bookendaal erweckt mir so die Vorstellung, als ob er allen denen, die mit ihm in nähere Beziehung kommen, Unglück brächte."

„Na, das ist doch ein bißchen zu tragisch aufgefaßt und zu weit gegriffen" sagte Kleist mit frischem, herzlichem Lachen „so gefährlich ist er wohl nicht grad, aber ein streitsüchtiger, quasseliger Peter. Wir wären froh, wenn wir ihn wieder los wären. Außerdem

Antisemit vom reinsten oder vielmehr vom schmutzigsten Wasser aus der Schule Ahlwardt — Pückler, weißt du. Ich glaube, es ist sein einziges Bedauern, daß sein Rock ihn an einer wütenden Agitation im Sinn der beiden Edlen hindert."

„So so" sagte Sybille, ohne weiter etwas dabei zu denken.

Gegen drei Uhr morgens verließen die letzten Gäste die Villa Blomberg. Unter ihnen Bookendaal. Er hatte in den letzen Stunden doch noch tüchtig getanzt und dabei den letzten Rest seiner kühl berechnenden und überlegenden Vernunft verloren. Er hatte mit Grete vom Blomberg einen Galopp gerast und die junge Dame dabei so ungebührlich fest an sich gepreßt, daß ihr der Atem verging und sie ihrem Verlobten halbohnmächtig in die Arme fiel, als der Tanz endlich glücklich vorüber war.

Ein regelrechter Liebesrausch hatte den sonst so nüchternen und verstandeskalten Mann gepackt.

Im Bett durchlebte er den ganzen Abend noch einmal. Und während die Elfen der Weinblüte in seinem Gehirn ein schwindelndes Ballett aufführten, und in seinen Ohren noch die wiegenden, singenden Melodien der Tanzweisen tönten, gaukelte vor seinen

Augen unaufhörlich lockend und lieblich Gretes graziöse Gestalt, ihr feines, rosiges, glückverklärtes Gesicht ...

Einmal breitete er die Arme weit aus, um die Vision an sich zu reißen. Und dann schluchzte er plötzlich vor Enttäuschung, daß es nur eine Vision war, und vor unerfüllter Sehnsucht.

Als er am nächsten Morgen um neun Uhr erwachte, waren die Weingeister mitsamt dem Liebesrausch endgültig abgezogen. Kaum entsann er sich noch der Einzelheiten des verflossenen Abends, und nur das eine war ihm zu seinem Verdruß klar: Er war von dem Wege seiner korrekten Grundsätze für wenige Stunden abgewichen; er hatte sich durch sein Verhalten auffällig — wenn nicht lächerlich gemacht, und den Kameraden Anlaß zu Glossen und Witzen gegeben, und diese letzte Vorstellung färbte seinen bleigrauen Jammer noch um einige Schattierungen dunkler. Zum Glück war seine spröde, harte, nüchterne Natur kein Boden für die Kultur einer starken, hoffnungslosen Liebesleidenschaft. Was ihm am Abend so selbstverständlich und natürlich erschienen — die schnelle sinnliche Aufwallung für ein reizendes Mädchen, das leider zufälligerweise schon vergeben war — dünkte ihm bei nüchterner Erwägung in realistischer Tagesbeleuchtung als das Symptom einer momentanen Geistesverwirrung, ein Ausfluß kompletter Verrücktheit, die ihn maßlos ärgerte.

„Hol der Teufel die Verlobung mitsamt der ganzen

Judenbagage," murrte er, „wäre ich nur nicht hingegangen. Ich werde mich von einem Weibe zu Dummheiten verführen lassen . . .! Kuchen! Danke."

Seine Gesichtsfarbe war an diesem Morgen unter dem Einfluß der Katerstimmung noch pergamentener als gewöhnlich. Das Frühstück schmeckte ihm nicht. Gallbitter wie seine Laune schien ihm der Kaffee. Die Semmeln waren trocken, die Sahne sauer.

Im Dienst hatte Bookendaal heute auch Ärger. Im Bureau war ein Aktenstück abhanden gekommen, für das er verantwortlich gemacht wurde. Es war zwar nichts besonders Wichtiges, und er konnte mit gutem Gewissen beschwören, daß ihn nicht das geringste Verschulden traf, aber er mußte doch trotzdem einen Platzregen von anzüglichen Bemerkungen und schmeichelhaften Komplimenten seitens der Vorgesetzten über sich ergehen lassen. Er, seinerseits, zapfte die verschluckte Wut an seine Untergebenen ab. Die Leute fürchteten ihn nicht umsonst. Er biß, wie ein giftiger Köter, ohne zu bellen. Seine Augen schienen in mancher Hinsicht die Eigenschaft der Röntgenstrahlen zu besitzen. Er witterte in Blick, Miene, Haltung und Gesten die unausgesprochene Insubordination, er sah das winzigste Staubkörnchen auf dem Rock, die kleinste Unregelmäßigkeit am Anzug.

Als er ein halbes Dutzend Arreststrafen und eine Anzahl Rüffel aufgebrummt hatte, wurde ihm etwas leichter ums Herz. Von der Kaserne ging er direkt

wieder nach Hause und bestellte sich von seiner Wirtin das Mittagessen.

Er hatte gerade sein frugales Mahl beendet, als der Bursche ihm einen Besuch anmeldete.

Unmutig über die Störung, las er die Karte: Dr. Alexander Romotoff, Petersburg. — Auf einen Wink des Offiziers ließ der Bursche den Herrn eintreten.

„Wir sind einander zwar gestern abend schon vorgestellt, aber Sie werden sich kaum meiner erinnern, Herr Leutnant," sagte der Russe, „jedenfalls ist Ihnen mein Name bis dahin ganz unbekannt gewesen."

„Nicht ganz," erwiderte Bookendaal steif, indem er dem Besuch einen Sessel hinschob. Vor einigen Tagen erwähnte Herr Justizrat Dezenauer in Berlin in einem Schreiben Ihren Namen. Ich beabsichtigte mich in der nächsten Zeit mit der Bitte um Aufklärung in dieser mir etwas schleierhaften Rentenangelegenheit an Sie zu wenden. Ich hatte nämlich keine Ahnung, daß meine Mutter eine Rente bezog. Sie haben wohl die Güte mir das Nähere zu erklären."

Romotoff streifte seine Handschuhe ab; hinter den funkelnden Kneifergläsern hervor flogen seine Blicke prüfend durch das kleine, nüchterne Wohnzimmer und blieben dann fest und beobachtend auf dem scharfen, strengen Gesicht seines Gegenübers hängen.

„In dieser Angelegenheit komme ich eben, Herr Leutnant. Allerdings bin ich, wie Sie denken können,

nicht gerade expreß deswegen von Petersburg hierhergekommen. Ich bin gegenwärtig in Nauheim zur Kur und bleibe künftig in Deutschland. Das nur nebenbei. Also die Rente. Leider bin ich nicht befugt, Ihnen eine vollständig erschöpfende Auskunft zu geben, es handelt sich da um ein — hm — ein Familiengeheimnis, das der Betreffende, ein Freund von mir, unter allen Umständen gewahrt wissen will. Ich spiele in dieser Angelegenheit nur eine Vermittlerrolle. Auch Ihre Frau Mutter hat keine weiteren Details über die Rente, die ihr regelmäßig ausbezahlt wurde, gewußt. Einmal wandte sie sich mit einer Anfrage an Justizrat Dezenauer, aber da wir genau instruiert waren und nichts verraten durften, erhielt sie einen ausweichenden Bescheid, und gab sich damit zufrieden. Die Rente hätte füglich mit dem Tode Ihrer Frau Mutter erlöschen müssen, aber mein Auftraggeber erklärt sich nicht nur bereit, Ihnen die Hälfte weiter zu zahlen, er wünscht sogar ausdrücklich, daß Sie die Rente fortbeziehen, ja, er geht mit seinem Anerbieten, das zu übermitteln ich eben komme, noch weiter: Er bietet Ihnen als einmalige Abfindung eine runde Ablösungssumme von sechzigtausend Mark an, die Ihnen sofort in Bar ausbezahlt wird — natürlich vorausgesetzt, daß Sie dieses Anerbieten acceptieren."

Bookendaal antwortete nicht sofort. Nachdenklich betrachtete er seine zusammengelegten Fingerspitzen.

„Verzeihen Sie! Diese Sache ist mir wirklich zu

mysteriös, als daß ich mich so kurzerhand mit ihr abfinden könnte. Wir haben seit vielen Jahren von unbekannter Hand eine Rente bezogen; der Urheber hüllt sich aus unbekannten Gründen in geheimnisvolles Dunkel. Nun will man die Rente auslösen. Man bietet uns eine Abfindungssumme. Bitte, wofür Abfindung? Diese Bezeichnung läßt darauf schließen, daß es sich entweder um eine Ablösung berechtigter Ansprüche meinerseits handelt — oder — aber das ist doch höchst unwahrscheinlich! — daß man uns aus freien Stücken eine Art geschenklicher Zuwendung machen will. Der betreffende Herr — wer es immer ist — scheint doch gewissermaßen einer Verpflichtung nachzukommen —"

„Er glaubte sich wenigstens Ihrer Mutter verpflichtet," erwiderte Romotoff reserviert.

„Ich liebe es, klar zu sehen. Mysterien sind mir widerwärtig. Selbstverständlich werde ich kein Geschenk von einem beliebigen Unbekannten annehmen. Schon der Gedanke, daß meine Mutter aus unbekannter Hand eine Art Unterstützung empfangen haben soll, ist mir furchtbar peinlich, furchtbar unsympathisch. Aber selbst in diesem Falle ist mir die Geheimniskrämerei gänzlich unverständlich. Ich bitte also dringend um eine nähere Erklärung."

„Ich darf Ihnen keine nähere Aufklärung geben, Herr Leutnant. Lassen Sie sich, wie es auch Ihre Frau Mutter getan hat, mit der Versicherung genügen,

daß ein Freund Ihres Hauses mit dieser Rente, respektive mit der Ihnen gebotenen Summe eine alte Ehrenschuld abzuzahlen glaubt. Übrigens steht es Ihnen natürlich frei, die Annahme des Kapitals wie den Empfang der Rente definitiv zu verweigern; in diesem Falle müssen wir uns bescheiden."

„Sie kannten meine Eltern, Herr Romotoff?" sagte Bookendaal lauernd.

„Ich kannte Ihren Herrn Vater. Aber bitte, — forschen Sie nicht weiter, es ist absolut zwecklos und führt zu keinem Resultat. Wollen Sie sich also, bitte, unser Anerbieten bezwecks der Kapitalsauszahlung überlegen und mir dann Ihre Entscheidung mitteilen. Ich will Sie nicht zu einem überstürzten Entschluß drängen. Schreiben Sie mir nach Nauheim, wofür Sie sich entschieden haben."

„Wenn ich nur wüßte, wofür man uns eine Abfindung bietet."

„Abfindung ist allerdings wohl keine ganz korrekte Bezeichnung. Mein Freund glaubt sich seiner moralischen Verpflichtung gegen Ihre Frau Mutter eben nur in dieser Weise entledigen zu können, und ich glaube, er würde Ihnen dankbar sein, wenn Sie die Angelegenheit in seinem Sinne auffaßten und die Annahme der Summe bewilligten."

„Den Namen Ihres Freundes dürfte ich aber wohl erfahren . . ."

„Bedaure. In diesem Falle hätte mein Freund persönlich mit Ihnen verhandelt."

„Die Sache ist so furchtbar vage — so — ich weiß selber nicht — —."

„Die Sache liegt in Wirklichkeit sehr einfach. Denken Sie, daß es von Seiten meines Freundes nur die Schrulle eines Sonderlings ist, sich Ihnen gegenüber in Dunkelheit zu hüllen, oder kombinieren Sie auf eigene Hand, vielleicht fällt Ihnen etwas ein. Die Angelegenheit gibt ja den verschiedensten Vermutungen Spielraum. Es wäre zum Beispiel möglich, — ich sage nur möglich — daß Ihr Vater einem Freund vor Jahren mit einer Summe Geldes ausgeholfen hätte, das dieser zu Lebzeiten desselben nicht zurückzahlen konnte. Etwas Schriftliches war nicht vorhanden. Was wäre also selbstverständlicher, als daß dieser Freund seine Schuld in Form einer Rente an seines Gläubigers Erben verzinste, hoch verzinste, mit Wucherzinsen, wenn wir uns so ausdrücken wollen — und endlich das Kapital zurückgäbe?! Ich sage, es könnte so sein, um Ihnen zu beweisen, daß eine einfache Lösung des Rätsels eigentlich sehr nahe liegt. Außerdem gibt es aber noch eine große Menge ähnlicher Möglichkeiten. Wie gesagt, wir lassen Ihnen Zeit zum Überlegen. Vielleicht teilen Sie mir im Laufe der nächsten Woche Ihre Entschlüsse mit."

Bookendaal blickte den Russen starr an . . .

„Sie kennen offenbar den wahren Zusammenhang,

Herr Doktor Romotoff! Können Sie mir also auf Ehrenwort versichern, daß ich mir in meiner Eigenschaft und von meinem Standpunkt als Offizier aus, nichts mit der Annahme Ihres Angebotes vergeben würde?“

„Sicherlich nicht. Übrigens ist strengste Diskretion hüben wie drüben Voraussetzung und selbstverständlich!“

„Es liegt also tatsächlich eine Schuld, eine Verpflichtung seitens des großen Unbekannten vor?“

„Wir wollen uns doch nicht mit Wortklaubereien abgeben, Herr Leutnant!“ sagte Romotoff ungeduldig, „gesetzlich würden Sie natürlich keine Ansprüche erheben können. Übrigens pflegt man ganz ohne Ursache kein Vermögen fortzuwerfen. Wir erwarten also demnächst Ihr Ultimatum in der Sache.“

„Sie werden von mir hören.“

Die Herren erhoben sich. „Also bis auf später. Empfehle mich . . .“

Vom Fenster aus schaute Bookendaal dem Russen nach, bis dieser um die nächste Straßenecke seinen Blicken entschwunden war. Vergebens suchte er nach einer Antwort auf die vielen ihn bestürmenden Fragen, nach einer Lösung des geheimnisvollen Rätsels, dessen Dunkel er trotz eifrigen Grübelns nicht zu durchdringen vermochte.

Eine instinktive Empfindung in ihm lehnte sich gegen die Annahme dieses mysteriösen Geldes, dessen

Ursprung er nicht kannte, auf, aber anderseits hielt seine praktische, vorsichtige und nüchtern erwägende Anschauung ihn von vorschnellen Konzessionen, an die rein im Gefühl begründete Neigung, das Geld schroff abzulehnen, ab. Auch das Geld war ja eine Macht zum Vorwärtskommen, ein passe partout für die verschiedensten Fälle, ein Faktor im modernen Leben, den man nicht leichtsinnig in den Wind schlägt. Außerdem hielt er es für ausgeschlossen, daß die gebotenen sechzigtausend Mark ein Geschenk waren. Die Andeutungen des Russen streiften jedenfalls stark die Tatsache.

Für alle Fälle wollte er über diesen Romotoff Erkundigungen einziehen. Da der Russe mit zu dem Verlobungsfeste bei Blambergs eingeladen war, lag die Vermutung nahe, daß der Oberst ihn persönlich kannte. Am Ende ließ sich von dieser Seite etwas in Erfahrung bringen.

6.

Acht Tage nach seinem Besuch bei Bookendaal, erhielt Romotoff von dem Oberleutnant ein Schreiben in dem dieser sich zur Annahme des angebotenen Kapitals bereit erklärte.

Katzenstein war sehr zufrieden über die definitive

Lösung der Angelegenheit, die ihm in den letzten Wochen stark zugesetzt hatte. Die Möglichkeit, daß der Oberleutnant sich auf eine vollständige Aufklärung des Zusammenhangs steifen und von der Bewilligung seiner Forderung die Annahme des Geldes abhängig machen würde, hatten ihm eine Reihe schlafloser Nächte verursacht.

Seit jener Begegnung auf dem Verlobungsfest litt er mehr als zuvor an angstvollen Halluzinationen. Besonders des Nachts wenn er mit offenen Augen in das Dunkel starrte, sah er allerhand Erscheinungen. Die Schatten der Finsternis verdichteten sich zu Substanzen, wurden Wesen, Gestalten, die ihn peinigten und ihm den Rest seines Seelenfriedens raubten.

Im Laufe der folgenden Woche wurde die Summe durch ein Bankhaus in H . . . an Bookendaal ausbezahlt.

Der Anblick der vielen Tausendmarkscheine und der Geldrollen, die reihenweise vor ihm aufmarschierten, stimmten den Oberleutnant etwas milder gegen den „großen Unbekannten“, der so reges Interesse an ihm nahm und dessen mysteriöses Verhalten bis dato ein feindseliges Mißtrauen in ihm erweckte. Mochte dahinter stecken, was da wollte. Auf alle Fälle war es keine üble Sache, eine Summe wie diese, mühelos einzuziehen; der Besitz des Geldes sicherte ihm überdies einen gewissen Rückhalt und gab seiner Existenz einen soliden Untergrund, der auch im Falle, daß die Carriere

einmal an irgend einer Klippe scheiterte, festhielt. Vom Standpunkt dieser Überzeugung aus gab er seine weiteren Nachforschungen in der Angelegenheit auf. Weder Romotoff noch der „unbekannte Freund“ interessirten ihn sonderlich, und im übrigen soll man nicht aus Übermut in die Tiefe graben; man könnte statt Schätzen Steine hervorklauben, über die man Hals und Beine bricht; das war seine einzige Philosophie und für ihn maßgebend.

Mitte September ging die Saison in Nauheim zu Ende. Ein paar Sturzregentage verscheuchten den Rest der Fremden, der sich sonst bis zum Kehraus dort zu halten pflegte. Auch Sybille packte ihre und des Vaters Koffer. Frau Esther und Theodor waren schon bald nach der Verlobungsfeier in H . . . nach Doberach zurückgekehrt.

Romotoff hatte seinen Freund zu einer Reise nach Oberitalien überredet. Ihm, vor dem die Seele und Vergangenheit des merkwürdigen Mannes wie ein offenes Buch lagen, wurde es leicht, diesem seinem Einfluß zugänglich zu machen. Ende September wollten sie abreisen, und Anfang November, zu Rudolfs Hochzeit, wieder zurückkehren.

Sybille freute sich, als sie wieder daheim war. Sie brachte eine solche Fülle von Glückseligkeit mit nach Hause! Das geliebte Heim erschien ihr in einem ganz neuen, strahlenden Lichte, unter der Fülle ihres bräutlichen Glückes. Ihre helle, heitere Stimme hallte

vom Morgen bis zum Abend durch das Haus und erweckte bei den andern ein gleiches Echo. Selbst der Gedanke an die lange Trennung von Kleist vermochte ihren Frohsinn nicht nachhaltend anzudunkeln. — Der Vater hatte, dem Wunsche der Baronin analog, die Bedingung gestellt, daß das Brautpaar bis zur offiziellen Verlobung nicht mehr zusammenkommen sollte, — aber die unaufhörlich hin und herfliegenden Briefe machten die Trennung illusorisch.

Großvater Halberstamm war in seinen Studien weiter als je der Gegenwart entrückt. Sybillens Verlobung hatte ihn nicht in dem Maße wie die andern überrascht, aber die Aussicht, sie über kurz zu verlieren, bereitete ihm einen kleinen egoistischen Schmerz, den das strahlende Glück seines Lieblings allerdings wieder minderte. Die lebensvolle, frische Fröhlichkeit seiner Stiefenkelin, ihre bräutliche Seligkeit und der plötzlich hervortretende Jugendoptimismus an ihr berührten ihn fremdartig — eigen; er hatte sich zu sehr an die stille, nachdenkliche, mehr zu philosophischem, ernstem Grübeln als zum frohsinnigen Augenblicksgenuß neigende Teilnehmerin seiner eigenen Interessen gewöhnt, um die Metarmorphose gleich richtig aufzufassen; Sybille hatte sich von ihm gewandt, — dahin, wo sie ihrem Alter und der Ordnung der Dinge nach gehörte: zur Jugend, zum Mann, zum weltlichen Glück, zum modernen Leben, dessem Kreislauf er nicht mehr folgte. Der alte gelehrte Herr hatte im letzten

Sommer eine kleine, das Bestreben der Zionisten fördernde Schrift verfaßt, die viel gelesen wurde und seinen, bis dahin nur in rabbinischen Zirkeln bekannten und auch dort schon halb verschollenen Namen, weiteren Kreisen geläufig machte.

Das Ideal seines Lebens war die Wiederaufrichtung eines starken, reinen, einigen Judentums. Dem Bestreben die intellektuellen Kräfte des schwachen, zerrissenen, verstreuten Volkes wieder zu härten, die Glieder zusammenzufassen in einen starken Guß, einen Ring, sie ihrer ursprünglichen Würde als einer auserlesenen Gemeinschaft wieder bewußt zu machen, war das vornehmste Prinzip seiner Studien. Aber seine Ideen waren für das allgemeine Verständnis zu tief, seine Darstellung zu gelehrt, um populär zu werden und in die breiteren Schichten des jüdischen Volkes einzubringen. Von den Laien, die seine früheren Schriften lasen, verstanden die wenigsten, worauf er hinaus wollte.

Mit jener eigenartigen, grausamen Wollust, mit der die indischen Fakire sich in religiöser Extase zerfleischen, wühlte er sich gern und immer wieder hinein in die leidensvolle Geschichte seines Volkes. Sybille war ihm eine dankbare Zuhörerin. Tränen im Auge und Tränen im Herzen, lauschte sie seiner in Momenten intensiver Erregung zur dramatischen Höhe gesteigerten Darstellung von dem bitteren Märtyrum Israels seit dem Verluste seiner politischen Selbständigkeit. Sie weinte mit ihm um das geknechtete, gedrückte, verkannte

Volk, sie litt mit ihm und teilte seine Sehnsucht, die Vaterlandslosen wieder in der alten, verlassenen Heimat des heiligen Landes vereinigt zu sehen.

Eines Nachmittags brachte Sybille dem Großvater eine Anzahl Zeitungsausschnitte, die anerkennende Kritiken seiner Broschüre enthielten. Ben Halberstamm las sie flüchtig durch und legte sie mit einem leisen Wehmutslächeln beiseite.

„Gib acht, du wirst nun noch auf deine alten Tage ein berühmter Schriftsteller, Großväterchen" scherzte Sybille.

„Das reizt mich nicht" sagte er kopfschüttelnd. „Schließlich ist ja doch alles in den Wind geschrieben. Die Idee der Zionisten wird ein Traum bleiben, wird sich nie realisieren; es sollte sich denn ein Moses finden, der die Vaterlandslosen aus der Fremde in ein neues Kanaan führt. Es ist keine Größe, keine Selbstständigkeit mehr in Israel, das Volk der Helden und Propheten ist zur Herde geworden, die im Tal bleibt, da wo sie gerade Futter und Tränke findet. Sie begreifen es nicht, daß unserm Volk als vornehmstes Gnadengeschenk Gottes die Prophetie gegeben ist. Aber nur die klimatischen Verhältnisse unseres heiligen Mutterlandes sind für diese Gnadengabe disponiert; wenn wir auf dem geweihten Boden unseres Landes erst wieder das Gesetz in möglichst vollkommener Weise zu erfüllen suchen, wird der prophetische Geist wieder erstehen und fortleben."

Sybille bemerkte die tiefen, dunklen Ränder um die Augen des Großvaters. Dann fiel ihr Blick auf eine Zeitung, in der er eben gelesen. Sie nahm das Blatt auf und las die rot angestrichenen Spalten: einen antisemitischen Hetzartikel in der Konitzer Mordangelegenheit.

„Darüber wirst du dich doch nicht aufregen, Großvater," sagte sie verwundert, „höchstens die unwissenden Volksschichten reagieren auf das Gekläff dieser Meute. — —"

„Nicht die Unwissenden, die Halbwisser sind es, die das Judentum verleumden," entgegnete der alte Rabbiner düster. „Alle Wissenschaft, tropfenweise genossen, ist Gift für den gesunden Menschenverstand. Gerade die Halblaien, die nur die Buchstaben begreifen, ohne den dahinter stehenden Sinn zu erfassen, sind die gefährlichen Irrführer der Volksmeinung. Majorität ist Macht. Und immer wieder vergessen sie es, daß das Christentum im Judentum seinen Ursprung hat; daß ihr Messias aus dem Schoße unseres Volkes hervorging."

„Die Besserdenkenden und wirklich Gebildeten verschließen sich auch dieser Wahrheit nicht."

Ben Halberstamm zuckte die Achseln.

„Sie werden nicht wach . . ." murmelte er, „die Zeit der Ghettos muß erst wiederkommen, erst müssen wieder Ausnahmegesetze geschaffen werden, sie müssen aus der trägen Ruhe wieder in Sturm und Drang,

ehe sie erwachen und sich wehren! Blödes Israel, wo sind deine Augen —!“

Aus einer Innentasche seines Kaftans nahm er ein Buch, schlug es auf und vertiefte sich darin. Sybille zog sich leise zurück. In Augenblicken wie dieser, versank der alte Herr in seine mystischen Urtiefen und ertrug keine Ablenkung.

Nach einer Weile blickte er auf und sah starr in das Gold der sinkenden Sonnenkugel.

„Blutflecke an der Sonnenscheibe,“ flüsterte er verstört und rieb sich die Augen, „das bedeutet Unglück. Blutflecken und ziehendes Gewölk, Elohim, heiliger Name schütze mein Kind!“

Das aufgeschlagene Buch in der Hand, die Blicke weit und unbewegt ins Leere gerichtet, abgerissene, unzusammenhängende Sätze vor sich hinmurmelnd, schritt er durch den Garten und trat durch die Pforte ins Freie.

Mechanisch nahm er den seitwärts von der Villa abweichenden Weg, der eine Strecke an städtischen Gärten entlang, dann in Serpentinwindungen durch die Weinberge führte. Seine Füße trugen ihn in automatenhafter Bewegung weiter; er selber achtete weder auf Weg noch Umgebung. Es war ein heißer Tag gewesen, die Oktobersonne hatte den herbstlichen Boden mit hochsommerlicher Kraft noch einmal überglutet. In den Bergen war die Weinlese in vollem Gange. In stummer Geschäftigkeit hantierten die Winzer und Winzerinnen zwischen den Reihen der

Weinstöcke, um die heurige Ernte der goldenen Beeren einzuheimsen. Aber so eilig und fleißig die Hände auch mit dem Traubenmesser zwischen die Ranken fuhren, den Augen entging doch kein Spaziergänger auf dem Wege, und als Ben Halberstamm langsam den Berg hinauf kam, ruhten sogar die Hände ein Weilchen, und wie auf ein Kommando wandten sich alle Köpfe dem sonderbaren, alten Herrn zu. Jedes Kind in Doberach konnte Machul ben Halberstamm. „Der verrückte Rabbiner," hieß er im Volksmund. Seine fremdartige Erscheinung und sein seltsames Gebahren hatten im Laufe der Jahre allerhand Mythen ins Leben gerufen. Die Kinder fürchteten ihn, die Einfältigen meinten, daß er hexen könnte, und die Aufgeklärten hielten ihn für übergeschnappt. Alle hatten eine gewisse Scheu vor dem Alten; man ging ihm gern aus dem Wege, niemand wagte ihn zu belästigen.

Wie er daherkam, bot er in der Tat einen absonderlichen Anblick. Pagodenhaft wackelte der weiße, fezbekleidete Kopf auf dem welken Hals, die weiten Falten des Kaftans schlenkerten grotesk um die hageren Glieder, und während seine Linke das kleine schwarze Buch hielt, fuchtelte der rechte Arm wild in der Luft umher. Riesenhaft ausgereckt huschte sein Schatten über den hellen, sonnigen Weg. In unruhiger Wirre entquollen hebräische und deutsche Sätze seinem Mund.

„Wie die Rose zwischen den Dornen befindet sich

die Gemeinde Israels zwischen Leiden und Verfolgungen ... Wie weiß und rot an der Rose, erscheinen an der Gemeinde Israel strenges Recht und barmherzige Liebe. Dreizehn Blätter hat die Rose, und dreizehn Attribute göttlicher Barmherzigkeit umgeben Israel ... Fünf starke Kelchblätter umgeben die Rose, fünf Heilsgrade, fünf Tore, durch die steigt das erhörte Gebet zu Gott und das Heil auf Israel nieder. Denn Gott hat einen Bund geschlossen mit Israel, daß bei Anrufen Gottes mit den dreizehn Middoth das Gebet erhört wird ... In höchster Not bringt die Anrufung Gottes mit den dreizehn Middoth Rettung und Hilfe."

Die Leute in den Weinbergen stießen einander an, aber es lachte niemand. Mit angehaltenem Atem lauschten alle auf weitere Offenbarungen, aber Ben Halberstamm sprach jetzt hebräisch, und nach einer Weile verstummte er ganz. Als er den Buchenhochwald auf dem Bergkamm erreicht hatte, steckte er das Buch wieder in die Tasche. Seine Schritte wurden immer langsamer und stockten endlich!

Er hatte eben eine neue Denomination zu dem Namen Ehjeh gefunden!

Den Zeigefinger an die Stirn gelegt, blieb er mit zu Boden gerichteten Blicken über eine Stunde auf dem Fleck stehen, dann nahm er einen Rotstift und schrieb auf den glatten, seiner Rinde entkleideten Stamm einer alten Buche einige hebräische Sätze, dann trollte er langsam weiter.

Rotgolden duftete das Abendlicht durch den müden Wald. — —

In Doberach läuteten die Glocken Schluß der Lese für den Tag; beim letzten Klange mußten die Weinberge verlassen und geschlossen sein.

Ein Teil der Winzer war auf dem Hunsrück zu Hause, und auf dem Wege durch den Wald bemerkte jemand die roten Zeichen am Baum.

„Komm mal here! Gucke mal hei! Wat hat denn der Jude elo hingemolt. Siehschte! Dat sind m'r schofle Schassematte. Wo ist der Saufziemer? Der soll das Hokusbokus rausziffern, der. — —“

Lachend staunten sie die fremden Buchstaben an und warteten auf den Saufziemer, der mit großen, schwankenden Schritten nachkam.

Der Saufziemer torkelte, nicht weil er betrunken, sondern weil er ausnahmsweise nüchtern war, und die ungewohnte Arbeit im Weinberge seinen ausgemergelten und nur vom Alkohol notdürftig aufgehaltenen Körper stark mitgenommen hatte. Ziemer hatte eine ziemlich abenteuerliche Lebensgeschichte. Er war wohlhabender Leute Kind, seine frühverstorbenen Eltern hatten ihm ein schönes Weingut hinterlassen, das von der Vormundschaft verkauft wurde. Er selber kam in die Stadt zu kinderlosen Verwandten, die ihn das Gymnasium besuchen ließen. Später studierte er Sprachwissenschaft, und da er hervorragend begabt war, würde er es zweifellos zu einer geachteten sozialen Lebens-

stellung gebracht haben, — wenn er nicht leider Gottes sein Erbteil zu früh in die Hände bekommen hätte. Schlechte Gesellschaft, Weiber und der Alkohol brachten ihn auf eine schiefe Ebene, auf der er immer tiefer hinab rutschte, bis zuletzt jede Hoffnung auf eine Umkehr aussichtslos wurde. Als ein zerlumpter Vagabund, die Schnapspulle in der Tasche und sein Bündelchen am Stock, kam er nach Jahren wieder in seinem Heimatstädtchen an. Seitdem trieb er sich bald hier, bald in der Umgegend herum, nächtigte im Winter in den Tennen der Bauern und im Sommer bei Mutter Grün, und arbeitete nur, wenn ihn der Hunger oder — die leere Schnapsflasche dazu zwangen. Schwere Arbeiten konnte er überhaupt nicht verrichten, aber es fand sich doch immer wieder leichtere Beschäftigung. Im großen ganzen war er überall gern gelitten; man zog ihn gern ein bißchen mit seiner Gelehrsamkeit auf, ließ sich von ihm allerhand Sätze in andere Sprachen übersetzen, und freute sich königlich über das fremde Kauderwelsch, das Heinrich Ziemer dann zum Vorschein brachte.

Tatsächlich arbeitete sein armes, von den Geistern des Alkohols erbärmlich gemißhandeltes Gehirn in lichten Momenten manchmal mit einer erstaunlichen Präzision. In solchen Augenblicken war er verstimmt, niedergeschlagen, schwermütig. Die Tragik seines verfehlten Daseins mochte ihm dann bewußt werden, und erst wenn das Feuer der geliebten Flüssigkeit durch seine Adern rollte, wurde ihm wieder wohler.

„Wat gibt et denn do?“ forschte Heinrich verdrossen, „wat wollt der denn elo hei?“

„Do, den alte Jud sei Geziffer sollscht de uns rausziffern. Wat steht denn do, von de dreizehn Mikosch, oder wat hat er gesagt . . .“

„Det ist hebräisch,“ erklärte der Saufziemer sachverständig und trat näher. Manchmal freute es ihn, den Leuten mit den Überresten seines ehemaligen Wissens imponieren zu können, und da ihm heute etwas weniger gallbitter als sonst im nüchternen Zustand zu Mute war, zeigte er den aufmerksam Lauschenden wie man hebräisch rückwärts lese und was die einzelnen Hieroglyphen bedeuteten. Gerade im Hebräischen hatte er es seiner Zeit ziemlich weit gebracht, und nachdem er seinem Gedächtnis einen gewaltsamen Ruck gegeben, gelang es ihm tatsächlich, die hebräischen Worte einzeln zu lesen und ihren Sinn — so ungefähr wenigstens — wiederzugeben, ohne diesen Sinn an sich zu verstehen.

„Do steht: Alle Sündhaftigkeit hat ihre Wurzel im Blute. Reines Blut . . . . nein, warte mol — — Das Blut der Reinen . . . . nu egal! — — Das Blut der Reinen — oder so ähnlich — macht gerecht vor Jhwh — dem Ehrfurchtbaren, der Sünde vergibt — — fünf . . . ist der Siegel der Höhe — — fünf . . . . Dat andere krieg ich nit raus. Der dat geschrieben hat, scheint mir nicht recht bei Trost zu sein, Kinn' —“

„Blut macht gerecht vor Ihm . . . hobt Ihr jemals su'n Quatsch gehiert — —“

„Jawoll. Blut von die Reinen — det sind die klane Kinn'er die die Schassematte Ostern gebrauchen, wenn sie ihr Passah feiern, hott der det noch nie mal gehiert? — —“

„Jeses Majajosepp!“ kreischten die Weiber sich bekreuzigend.

„Det is so sicher wie Amen in der Kerch — —“

„Kaffern“ brummte Ziemer. „Du weescht wat! Halt's Maul und macht dene Weibsleut den Kopf nit voll.“

„Siehschte, du Brofressa! So gescheit un weiß dat noch nit emol!“

Der Ziemer fuhr sich brummend mit den gespreizten Fingern seiner Rechten durch das graue dicke Wollhaar, stülpte die schmierige Mütze wieder auf den Kopf und wandte sich zum Gehen. Die Männer folgten ihm lachend, aber die Weiber blieben noch eine Weile stehen und starrten die geheimnisvolle „Blutschrift“ mit stillem Gruseln an und tauschten ihre Ansichten über diese Sache. — Hinter den Bergen ging die Sonne unter. —

Wie eine lange, rote Feuersäule wuchs ihre Glut in den Strom — Millionen Lichtflitter und rote Rosen umglitterten und umschwankten die Berge und das im Tal eingeschmiegte Städtchen mit seinen glitzernden grauen Schiefern und roten Schindeldächern. Eine halbe Stunde lang währte das Schillern und Glänzen,

dann erlosch ein Licht nach dem andern, die Glutrosen erblaßten; langsam stieg der helle Nebeldunst des Herbstabends vom Strome auf und hing seine durchsichtigen Schleier über die sterbende Natur.

Auf einer Bank am Waldsaume saß Machul ben Halberstamm und sah träumend in die weiche Schönheit der duftversunkenen Landschaft zu seinen Füßen. Wie immer war der aufregenden Skala von gedankenschweren Kombinationen und der damit verbundenen seelischen Erregung die Reaktion gefolgt; eine innere Ebbe, eine Art Quietismus, vor dem alle unruhigen und aufregenden Gedanken und Empfindungen zurückwichen. So saß er noch, als Sybille kam, um ihn heimzuholen. Sie hatte ihn richtig auf seinem Lieblingsplatz oben auf dem Berge am Waldrand vermutet und deshalb gleich den Weg dahin eingeschlagen.

Ein Weilchen stand sie neben ihm, ohne das Schweigen zu unterbrechen. Dann suchte sie mit sanfter Gewalt ihn dem Traumbanne, der auf ihm lastete, zu entreißen.

„Die Luft ist abends schon so herb, Großväterchen. Komm, wir gehen heim. Eben haben wir einen Brief von Rudolfs Braut bekommen. Sie will uns morgen besuchen.“

Der alte Herr nickte; Sybille war im Zweifel, ob er verstanden hatte, was sie gesagt. Schmeichelnd glitt ihre weiche, warme Hand über seine hagere von blauen Adern durchschossene Hand, die matt auf seinem

Knie lag. „Du solltest nicht gar so viel spintisieren, Großväterchen, es greift dich so an, und du weißt ja doch längst selber, daß wir mit allen Philosophieen, mit allem Experimentieren und aller aus Menschengeist geborenen Klügelei die großen Geheimnisse der Schöpfung nie enträtseln werden. Wozu auch, und warum auch? Ich glaube, die größte Wahrheit besteht doch wohl darin, das Leben so zu nehmen, wie es ist, ohne danach zu seufzen, wie es eigentlich sein sollte."

„So denkt man, wenn man noch im Lebensmittag steht, in der heißen Zeit, wo man vor lauter Sonne die Schatten vergessen möchte" sagte Ben Halberstamm „je weiter man in den Abend wandert, desto mächtiger wird die Sehnsucht, die großen Schatten der Nacht ganz zu erkennen und zu begreifen. Gehen wir also."

Die vorangegangene geistige Anstrengung machte sich bei dem Greis in einer großen körperlichen Hinfälligkeit geltend. Schwer stützte er sich auf Sybillens Arm, als sie ihn langsam den Serpentinenweg zur Stadt hinunter führte.

Es war Freitag und im Hause herrschte schon die feiertägige Stimmung des Sabbatvorabends. Als Sybille den Großvater auf sein Zimmer gebracht hatte, suchte sie die Mutter, um noch allerhand auf Gretes Besuch bezügliches mit ihr zu besprechen. Sie fand Frau Esther in der Kellerküche, blieb aber an der Schwelle stehen, um durch ihr Eintreten nicht zu stören.

Frau Esther segnete den Kelch und das Schabbes-

licht. Nach altjüdischer Sitte wurde diese Ceremonie jeden Freitagabend von der Hausfrau vollzogen, und Sybille hatte ihr unzählige Male beigewohnt, ohne daß die kleine Szene sie jemals ergriffen hätte wie in diesem Augenblick. Vielleicht trug die stimmungsvolle Beleuchtung dazu bei; das blasse, gelbe Abendlicht, das schräg durch das niedrige Fenster fiel, zitterte strahlenartig um den feinen, dunklen Kopf der kleinen Frau, und auf dem sanften, lieblichen Gesicht lag ein tiefer Ernst und eine innige, hingebende Andacht, die zugleich feierlich und rührend wirkten. Lautlos die Tür hinter sich schließend, zog Sybille sich zurück. — —

Grete Blomberg blieb vierzehn Tage bei ihren neuen Verwandten. Rudolf hatte sehr gewünscht, daß sie sein Vaterhaus kennen lernte. Merkwürdigerweise wurde sie — trotz aller Herzlichkeit, mit der man ihr entgegenkam — nicht recht warm in der Villa Katzenstein. Sie war ja absolut vorurteilslos, und die jüdische Abstammung und Verwandtschaft des von ihr geliebten Mannes, hatten keine Minute Bedenken bei ihr erregt; aber bei alledem mutete der Geist des Judentums, der das Elternhaus ihres Verlobten durchwehte, sie fremdartig an.

In die Zeit ihres Besuches fielen gerade die Tage der ernstesten aller jüdischen Feste, des Versöhnungsfestes, das von den jüdischen Familiengliedern noch alt rituell gefeiert wurde.

In diesem Jahre war der Kreis der Feiernden nur sehr klein und beschränkte sich außer den jüdischen Dienstboten, zwei alten, bewährten Hausinventarien, auf Machul ben Halberstamm und Frau Esther. Die christlichen Kinder pflegten sich, wenn sie gerade zu Hause waren, an diesem Feste den Gebräuchen der anderen äußerlich etwas anzupassen; sie trugen an dem Tage auch weiße Kleider und verhielten sich im übrigen so still, daß niemand an ihre Gegenwart erinnert und davon in der vorgeschriebenen Bußübung gestört oder vom Gebet abgelenkt wurde.

Grete sah die seltsamen Ceremonieen zum ersten Male und fühlte sich ganz eigenartig davon berührt. An diesem Tage erschien ihr das melancholische Haus mit seinen meterdicken Mauern und den gewölbten Decken wirklich unheimlich. Die tiefe Stille und die schwermütige Gebetstimmung im Hause, die durch das triste Herbstwetter draußen, den sackgrauen Himmel und den eintönig niederrauschenden Regen, noch vertieft wurde, bedrückten ihr Gemüt und verursachten ein Gefühl, in dem bei gewissenhafter Analyse, einige Bestandteile von kindischem Graueln zu konstatieren gewesen wären.

Die weißen Gestalten, die da im Schatten umherhockten, sahen wie Gespenster aus. Besonders Großvater Halberstamm. Das lange, faltige Hemd aus feinstem Leinen, das bis auf die mit leinenen Umhüllungen bekleideten Füße hernieder wallte, ließ in

seinem schneeigen Weiß die tiefgelbe Haut des alten Mannes fast schwarz erscheinen. Sybillens Erklärung, daß die weißen Kleider, die jeder fromme Jude an diesem Tage trägt, seine Sterbegewänder sind, an die keine bezahlte Nadel einen Stich nähen dürfte, trug nicht dazu bei, den unheimlichen Eindruck, den das alles auf das ohnehin etwas nervöse, leicht erregbare Mädchen machte, abzuschwächen. — —

In Wahrheit fürchtete sie sich überhaupt ein wenig vor dem alten gelehrten Herrn.

Das von ihr bewohnte Gastzimmer stieß an Halberstamms Gemach. Am liebsten hätte sie zwar Sybilles Zimmer geteilt oder wenigstens in deren Nähe geschlafen, aber sie schämte sich ihrer Schwägerin einzugestehen, daß sie sich nachts ängstigte. Es war so viel gespenstisches Leben in den langen, stürmischen Herbstnächten so nahe am Rheinufer. Polternd dröhnten die großen grauen Rheinwogen gegen die Mauer, die schweren Efeuranken und die entlaubten Baumäste peitschten die Wände und klopften an die Fenster. Der Sturm raste und entlockte der Äolsharfe auf dem Dache seltsame, langgezogene Klagetöne, und auf dem Speicher krachte, knackte, zitterte, heulte und schunkelte es in allen Tonarten. Als Grete eines Nachts wieder von dem Sturmkonzert aufgeweckt wurde, glaubte sie nebenan jemand sprechen zu hören. Gruselnd schlüpfte sie unter die Decke und stopfte sich die Ohren zu, aber die Stimme nebenan schwoll, wurde immer

lauter und trotz ihrer Furcht mußte sie unwillkürlich horchen.

Machul ben Halberstamm hielt in seinem Zimmer eine hebräische Rede. Grete verstand natürlich kein Wort, aber gerade das war ihr unheimlich. Ganz schauerlich hörten sich die gebrochenen, fremdartigen Laute in der Nacht an, unter der Begleitmusik des Sturmes, bisweilen hob sich die Stimme zu schriller Höhe und versank im nächsten Moment wieder in ein hohles, heiseres Murmeln.

Dem jungen Mädchen klapperten die Zähne vor Angst. Totenbleich vor Furcht und Entsetzen richtete sie sich im Bett auf und lauschte. Auf einmal wurde nebenan ein Fenster aufgerissen — sie hörte den Ruck und das Klirren, und im nächsten Augenblick schlugen deutsche Sätze an ihr Ohr. Ein paar Worte fing sie auf:

„Der Horoskop steht schlimm — — auf Mord und Unglück . . . Wehe . . .“

Da hielt sie es nicht länger aus. Das Soldatenblut verleugnete sich in diesem Augenblicke gänzlich in der Oberstentochter. Mit einem Satz war sie aus dem Bett, zündete die Kerze an und tappte nach der Tür. Draußen erlosch das Licht unter einem Windzug, aber in ihrer Angst fand sie sich im Dunkel nach Sybillens eine halbe Treppe höher belegenen Räumen.

Sybille erwachte, als ihre Schlafzimmertür aufging. „Wer ist da?“ fragte sie.

„Ich . . . Sei nicht böse, Sybille“ flüsterte Grete kläglich, „ich fürchte mich drüben so. Großvater redet so sonderbares Zeug, und es knackt überall so im Haus. Darf ich die Nacht hier bleiben?“

Sybille lachte. „O, du Hasenfuß! Komm nur her, wir vertragen uns schon zu zweien: Armes Kücken, du zitterst ja wie Espenlaub. Du hast dich alteriert, nur weil Großväterchen — der — jedenfalls, weil er nicht schlafen konnte, — ein bißchen hebräisch pappelt?“

Grete kollerten dicke Tränen aus den Augen, sie gestand, daß sie sich noch nie so gegraust habe, als in dieser Nacht. Alle Schauergeschichten aus der Kinderstube seien ihr wieder lebendig geworden.

„Ich glaube, du hast Angst vor Großvater!“

„Er ist so sonderbar“ gab Grete zu.

„Wenn du ihn näher kennen lernst, wirst du finden, daß das Sonderbare an ihm höchstens seine übermenschliche Toleranz und Nächstenliebe, und eine ganz unmoderne, unbegreifliche Selbstlosigkeit und Güte ist“ sagte Sybille ernst und drückte den blonden Kopf des Mädchens in ihre Arme. Da Grete nichts erwiderte, wechselte sie aber das Thema. Bis gegen die ersten Morgenstunden lagen die Mädchen wach und plauderten von ihren bräutlichen Interessen, von Ausstattungsangelegenheiten, von Hochzeitsreisen, Wohnungseinrichtungen und von der Zukunft, die sich strahlend und ebengleich vor beiden aufbaute.

Am nächsten Tage wurde Gretens Bett mit in Sybillens Zimmer gestellt. Wenige Tage später reiste sie ab. Frau Esthers Aufforderung, ihren Besuch noch wenigstens eine halbe Woche zu verlängern, da das anhaltende schlechte Wetter bis dahin keine Ausflüge gestattete, lehnte sie mit dem Hinweis auf die nahe Hochzeit und die vielfachen Vorbereitungen mit freundlicher Entschiedenheit ab.

Sybille schloß der Mutter Einladung keine weitere Bitte um Aufschub der Abreise an. Sie ahnte, daß Grete sich nicht heimisch in ihrem Elternhause fühlte, woran das lag, wußte sie nicht zu ergründen, aber es stimmte sie nachdenklich. Wie kam es, daß das gebildete, aufgeklärte, vorurteilslos erzogene Mädchen, das überdies Bande des Herzens, und demnächst der Verwandtschaft mit der Familie verknüpften, dennoch mit einem merkbaren Unbehagen die Luft des jüdischen Hauses atmete?! Die Mutter hatte doch wahrhaftig nichts versäumt, um dem willkommenen Gaste den Aufenthalt behaglich und angenehm zu machen. Daran lag es auch sicher nicht. Vielleicht deckte sich das scheinbare physiologische Problem mit der Behauptung Nietzsches, daß ein jeder gute Deutsche eine mehr oder weniger umfangreiche Judenantipathie im Herzen trägt. In den Augen dieser Leute, mochten sie auch im Allgemeinen liberal denken und auf einer wirklich freien Geisteshöhe stehen, — blieb das Judentum immer von dem Zauberrauch des Geheimnisvollen, Fremdartigen

umwoben, — eine fremde Welt, deren Gebräuche an uralte Mythen gemahnen, die die Traditionen des Jahrhunderts mit unsichtbaren, undurchdringlichen Mauern von der Welt der Christen zu trennen scheinen. Die Annahme, daß es sich hierbei um eine rein instinktive Regung des Volksempfindens handeln sollte, schien zwar wenig berechtigt, eher begründete es sich in der allgemeinen Unkenntnis des intellektuellen Judentums. Wer von der Menge, die gedankenlos ihren unmotivierten Judenhaß ausströmte, kannte die maßgebenden Religionswerke, wer hatte eine Ahnung von den unermeßlichen köstlichen Geistesschätzen, die die rabbinische Literatur in Jahrhunderten aufgespeichert und die ihrer fremdsprachigen Form wegen nicht nur den weiten Kreisen sondern auch der Mehrzahl der Eigenen verschlossen blieben? Die gefährlichsten Schreier zitierten ein paar herausgegriffene Talmudstellen, denen sich mit etwas gutem oder richtiger bösem Willen ein ungeheuerlicher, fratzenhaft verzerrter Sinn unterlegen ließ, und die wenigen, die sich ein eigenes Urteil bilden mochten, die den Talmud auf die fürchterlichen Beschuldigungen hin näher ins Auge faßten, vergaßen, daß ihnen zum Verständnis des tiefen Werkes der nötige Schlüssel rabbinischer Gelehrsamkeit mangelt. Das waren dann, wie Großvater Halberstamm bemerkte, die schlimmsten Feinde. — —

Anfang November kehrten Katzenstein und Romotoff von ihrer italienischen Reise zurück, und am sechsund-

zwanzigsten November fand Rudolf und Gretes Vermählung statt. Die Trauung wurde vormittags vollzogen; an dem nachfolgenden Frühstück im Hause des Obersten nahmen nur die Familienglieder teil. Das junge Ehepaar trat noch am selben Tage seine Hochzeitsreise an. Rudolf hatte einen längeren Urlaub genommen, über Paris wollten sie nach dem südlichen Frankreich reisen und dort in irgend einem schönen Winkel die Flitterwochen verleben.

7.

Die Wintermonate vergingen Sybille schneller als wie sie vorausgesetzt hatte. Die Vorbereitungen zur Aussteuer nahmen ihre ganze Zeit in Anspruch; die Mutter bestand darauf, daß ein Teil der Leinenausstattung unter ihren Augen im Hause angefertigt wurde. Drei Weißnäherinnen wurden aus Mainz verschrieben und fanden monatelang Arbeit. Von Neujahr bis gegen Ostern rasselten Tag für Tag die Nähmaschinen in der Schneiderstube, hasteten Schere und Nadel durch die Berge von Stoffen, die Frau Esther in immer neuen Auflagen zur Verarbeitung herbeischleppte.

Sybille fand allmählich Gefallen an der häuslichen Fabrikation ihres hausfraulichen Leinenschatzes. Die Mutter hatte recht: Ein frohsinniger, wonniger Ge-

nuß lag darin die Anfertigung der Gegenstände zu beobachten, zu überwachen, selber ein wenig mitzuhelfen und dabei jeden Stich mit einem süßen Gedanken an die Zukunft zu begleiten, — ein Paket fertiger Wäsche nach dem andern der Hamsterkiste einzuverleiben, — diese Hausmachersachen bereiteten wirklich mehr Freude als die hochelegante Wäsche, welche zur Vervollständigung des Trousseau von Berliner und Frankfurter Firmen geliefert wurde.

Ehe sie sich dessen recht versah, stand Ostern vor der Tür. In der Karwoche füllte sich das Haus bereits mit Gästen. Zuerst kam Romotoff, der den Winter in Paris verbracht hatte, ihm folgte die Baronin Lassen. Ende der Woche stellten sich das junge Ehepaar und die neuen Verwandten, Blomberg nebst Schwester ein; an demselben Tage langten die anderen Kinder, Theodor, Hermann und Jenny an. Das Nesthäkchen hatte so lange gequält, bis man ihm die vorzeitige Heimkehr aus der Pension gestattete. Kleist traf am Samstag abend als Letzter ein, begleitet von seinem ehemaligen Vormund, einem alten, in Hessen ansässigen Onkel, Baron Erich Grebben, Vetter des verstorbenen Baron Lassen. Baron Grebben repräsentierte in seiner äußeren Erscheinung, wie in seinen Ansichten den Typus des alten Aristokraten. Die Verlobung seines Neffen mit dem bürgerlichen Mädchen und die jüdische Verwandtschaft gingen ihm gewaltig gegen den Strich, da er sich aber wohl oder übel mit dem fait

accompli abfinden mußte, wollte er sich wenigstens „die Leute“ einmal ansehen, und als einziger, älterer männlicher Repräsentant der Familie Lassen der Verlobungsfeier beiwohnen.

Am Freitagsabend waren die Verlobungsanzeigen abgeschickt, und die erste Post am Ostermorgen brachte eine Flut von Karten und Glückwunschschreiben. „Alle von Lassens und unseren Bekannten und — gerade wie bei unserer Verlobung — gar keine von euerer Seite“ konstatierte die junge Frau beim Ordnen der Post, „habt ihr denn eigentlich absolut keine Freunde, nicht einmal Bekannte? Muß das fad sein, immer so für sich zu leben.“

„Wir haben niemals den Verkehr mit fremden Leuten entbehrt“ erwiderte Sybille, „Vater wünschte nicht, daß wir Verkehr anbahnten; hier in Doberach hätten wir auch keinen erfreulichen Anschluß gefunden. Und dann waren wir ja auch immer untereinander genug Menschen. Ich glaube, wir beide können uns auch ohne sogenannte Bekannte und Freunde schicken, nicht wahr, Kleist?“

„Und wie! Leider kann man sich nicht immer alles nach Wunsch einrichten.“

Kleist machte sich jetzt für die lange Trennung schadlos, indem er seine Braut ganz allein für sich in Anspruch nahm und kaum eine halbe Minute von ihrer Seite wich. In Sybillens festliche Stimmung mischten sich ein paar feierliche Akkorde; heute war

sie Mama Lassen für die Idee des Aufschubs dankbar! Es war so hübsch, das Verlobungsfest im ersten Frühling, die ganze Natur schien sich mit zu freuen und mit zu feiern. Die herbe, heitere Frühlingsluft wirkte wie junger Wein auf Kopf und Herz, — belebend — — berauschend. Mama Lassen hatte ihre letzten Bedenken, ob die mangelnde Frömmigkeit der künftigen Schwiegertochter nicht zu einer Klippe des Eheglücks werden möchte, vorläufig abgestreift. Sie war eine zu zärtliche Mutter, um das Glück ihres einzigen Sohnes mit kühlen, kritischen Blicken zu beobachten; — das sonnige strahlende Liebesglück des jungen Paares warf einen warmen Abglanz in ihr eigenes kühl gewordenes und in der strengen Übung eingebildeter Pflichten ersprödetes Herz. Auch vor den mißtrauisch prüfenden Augen des alten Grebben fand die schöne Braut Gnade. Seine anfängliche steife Zurückhaltung schmolz mehr und mehr, und im Laufe des Tages söhnte er sich gänzlich mit der so sehr von ihm gemißbilligten Mesalliance seines Neffen und ehemaligen Mündels aus. Die Familie und das gesammte Drum und Dran machten einen sehr anständigen Eindruck; im Punkte der Braut hatte der Leutnant einen exquisiten Geschmack bewiesen und die einzige Tragik, welche schließlich noch dem Fall anhaftete, der Name Katzenstein, wurde endgültig von dem Namen Lassen absorbiert.

Das Haus am Rhein hatte oft frohe, zufriedene, sorglose Menschen in seinen Mauern geborgen, es

hatte jahrelang ununterbrochen inniges Familienglück umschlossen, aber der Glockenton rein gestimmter, höchster Festfreude ging zum erstenmal durch seine Räume. Sybillens Verlobungstag war einer jener seltenen Sonnenstationen des Lebens, mit denen das Schicksal karg umgeht, die weder von Wolken und Schatten noch Nebel angedunkelt werden; eine Glücksymphonie ohne Dissonanzen. Die Luft war für die frühe Jahreszeit fast unnatürlich warm, — wie im Juli. Abends beim Diner, das um sieben Uhr seinen Anfang nahm und das eigentliche Verlobungsmahl darstellte, standen alle Fenster im Speisesaal offen. Die Tafel war verschwenderisch reich mit Blumen, Silber und Kristall dekoriert, in schweren Kandelabern brannten Wachskerzen, deren rötlich-gelbes Geflimmer malerische Lichtblüten über die bunte Pracht des Tisches streute, während die Krone eine klare, mondscheinartige Helle in dem mäßig großen Raume verbreitete und von draußen das sanft gebrochene Frühlingsabendlicht hereinströmte.

Wie bei allen festlichen Mahlzeiten wurde im Anfang des Diners wenig gesprochen. Im Gegensatz zu der behaglichen Familiarität, die im Laufe des Tages in dem heute zum ersten Male erweiterten Familienkreise geherrscht hatte, schleppte sich die Unterhaltung während der ersten Gänge steif und mühsam hin. In dieser Atmosphäre von Kerzenschimmer und Rosenduft lag etwas, das wie eine Weihrauchwolke wirkte,

beklemmend, atemraubend, wie der unmittelbare Ausklang einer ernsten, kirchlichen Feier, Taufe, Trauung oder Begräbnis, — deren schwüle, tränendurchzitterte Feierlichkeit noch jede natürliche Frohsinnsaufwallung unterdrückte. Erst als die auserlesenen Weine zu wirken begannen, wurden die Stimmen allmählich lauter, die Gespräche allgemeiner; am untern Ende der Tafel, wo die jüngsten des Hauses Katzenstein saßen, quoll eine lustige, übermütige Stimmung auf und fuhr lachend, wie ein erfrischender Luftzug in die gedämpfte Feierstimmung der Tafelrunde.

Jenny und Hermann hatten sich schon vor der großen pièce in aller Stille einen Miniaturschwips angetrunken. Der muntere Backfisch war in sprudelnder Laune; Hermann wußte eine Menge lustiger Frankfurter Anekdoten, über die sie sich halb tot lachen wollte; Theodor, Jennys Nachbar zur Linken, reagierte weniger auf die Späße der beiden. Die Blume der schweren Weine umnebelte seine Phantasie mit märchenhaften Traumdüften, wenn er nach dem Brautpaar hinüber sah, dachte er, daß nach ein paar Jahren hier hoffentlich ein ähnliches Fest gefeiert werde, bei dem er an Kleists Stelle fungieren und auf Sybillens Platz ein blondes, schlankes Mädchen sitzen werde; und bei dieser Vorstellung feuchteten seine Augen sich vor hoffender Glückseligkeit, und seine Hand tastete zärtlich nach Elischens Briefen, die von einem seidenen Band zusammengehalten, nebst ihrer Photographie in der

Brusttasche seines Fracks ruhten. Elischen war während der Universitätsferien von ihren fürsorglichen Eltern zu einer Tante nach Marburg auf Besuch geschickt worden, aber sie schrieb regelmäßig. Meistens Sonntags mittag holte Theodor sich ihre Briefe von der Post — — — liebe, unschuldige, harmlose Epistelchen, die nur für den Empfänger Liebesbriefe bedeuteten und jedesmal einen kopflosen Freudenrausch in ihm hervorriefen.

Das Diner zog sich ziemlich in den Abend hinein, da die einzelnen exquisiten Gänge langsam, mit kleinen Zwischenpausen serviert wurden. Beim ersten großen Braten brachte der Hausherr den Trinkspruch auf das Brautpaar aus. Er faßte sich möglichst kurz und sagte auch nichts Außerordentliches, nichts anderes als was gewöhnlich bei derartigen Anlässen gesprochen wird, aber man hörte seine Rührung heraus . . . auf dem Untergrund seiner Stimme flimmerten Tränen, drei, vier Sekunden war es still, dann klangen die Gläser aneinander und nun war der Bann endgültig gebrochen und der herzliche, fröhliche Familienton vom Tage wieder gefunden.

Gegen elf Uhr lichtete sich die Runde ein wenig; die älteren Damen fanden sich in einer gemütlichen Ecke zum Plaudern zusammen, die alten Herren, die ausnahmslos die hervorragenden Weinmarken zu würdigen wußten, rückten dichter aneinander, das junge Ehepaar promenierte im Mondschein durch den

Garten, und die beiden Jüngsten trieben allerhand Allotria in den anstoßenden Räumen. Der Student aber saß allein in einem Winkel und verhimmelte die Göttin seiner Träume in einem kunstreichen Liebessonett.

Auch das Brautpaar hatte sich erhoben.

Sybille fühlte plötzlich das unbezwingbare Verlangen, eine halbe Stunde allein zu sein, es still um sich zu haben, ein wenig auszuruhen, sich auszuatmen.

Sie merkte kaum, daß Kleist ihr die Treppe hinauf folgte; als sie ihn sah, stutzte sie ein wenig, dann nickte sie ihm lächelnd zu und schritt weiter, durch die engen, gewundenen Gänge des originellen Oberbaues bis an ihr Zimmer. Als sie die Tür öffnete, blieb sie erst stehen und ließ Kleist an sich vorüber eintreten, dann trat sie auch herein und drückte die Tür hinter sich ins Schloß. Es war dunkel im Zimmer, einige schwache Reflexe des Mondscheines draußen glitten schemenhaft über die blanken Glastüren der Bibliothek, schwankten über den breiten Diplomatentisch am Fenster und huschten wie glimmernde Silbermäuse in die Vorhänge, die die bogigen Fensterflügel mit geraden Falten umrahmten. Nebenan, in dem für die Nacht hergerichteten Schlafzimmer brannte eine kleine Nachtlampe in der Form einer vollerblüten dunklen Rose und warf einen runden, roten Schein auf das weiße Bett mit der zurückgeschlagenen Steppdecke und den volantsumsäumten Kissen.

„Ich hätte dich aussperren sollen“ sagte Sybille, „es ist ganz gegen das Gesetz, daß ich dich hierhin mitnehme.“

„Gibt es überhaupt Gesetze für uns, Billy?“ fragte er leise, mit einer weichen, schmeichelnden, heißen Tonschwingung, die in der schwülen Dunkelheit merkwürdig intensiv klang.

Sybille antwortete nicht gleich; zwei, dreimal kreuzte sie scheinbar planlos durch das Zimmer. Wie eine weiße Silhouette hob sich ihre Gestalt aus der Dämmerung; ihre Füße schienen kaum den Boden zu berühren, aber die seidegefütterte Schleppe des schlichten Kleides aus schwerem, milchweißem Tuch rauschte hart und laut über das Parkett. Am Fenster machte sie endlich halt und stieß den schmalen Flügel auf; Kleist trat neben sie, umfaßte sie und zog sie eng an sich. Beide schwiegen. Von unten herauf tönte gedämpft das Gläserklirren und Lachen der Herren, aber draußen war die große feierliche Stille der Frühlingsnacht. In der klaren, mondhellen Luft schwebten die verwehenden Blätter der Aprikosenblüte wie große Schneeflocken und lautlose Nachtfalter. Ein Strom blanken Silbers rieselte über Sybillens Kopf und Schulter. Von dem Orangenblütensträußchen in ihrem Haar floß und zerteilte sich ein berauschender Duft in der Atmosphäre.

„Orangenblüten — — Hochzeitsparfüm“ murmelte

Kleist „mir ist es heute den ganzen Tag über so als ob statt der Verlobungsfeier schon unser Hochzeitsfest wäre. Schöner kann das auch nicht werden — —“

„Siehst du! Das ist es! Du sprichst es aus, was mir selber so schwer auf der Seele brütet: Es war zu schön. Wir sind heute zu glücklich gewesen“ sagte sie hastig, und mit raschem, ruckigem Atem, „am Verlobungstag darf man eigentlich nur den Komperativ des Glücklichseins genießen, dahinter muß sich der Superlativ aufbauen! — — Ausblick nach der Hochzeit. Gar viele der Gipfel gibt es im Leben nicht. Und heute war so ein Gipfel. Ich habe in all meinem Glück heute, und besonders heute abend, ein so sonderbar beklemmendes, ahnungsvolles Gefühl, gerade so, als sei ich heute auf der Sonnenhöhe meines Lebens gestanden, über der es keine zweite Höhe gibt, und nach der irgend ein Abstieg erfolgen muß. So oder so. Da hinten —“ sie zeigte über die Schulter nach dem Bücherschrank, „liegt ein Band Gedichte von Bierbaum, hypermodernes Kraut, teilweise ganz verrücktes, tolles Zeug, literarischer Aufbrütesam stärkster Potenz, aber einige Poetereien darunter von unbeschreiblich malerischer, stimmungsvoller Wirkung, die, wo sie verwandte Stimmungen treffen, sich merkwürdig klingend ins Gemüt schwingen, daß man den Ton nicht wieder los wird. Mir summten heute zum Beispiel den ganzen Tag die Schlußzeilen eines kleinen Gedichtchens in den Ohren:

Ein schmerzlich Glück, duftwolkenschwer,
Drängt dunkelsammtenblau sich her
Und droht mir schwülend ins Gemüt
Mein Acker wogt, mein Weizen blüht — —

Ich inkliniere leider zu sehr dazu, mich von Stimmungen beeinflussen zu lassen. Von Rudolfs Verlobungsfest habe ich eigentlich gar nichts gehabt, weil mir der Abend durch eine völlig unmotivierte Gefühls-beklemmung verleidet wurde. Ich redete mir freilich ein, daß Vaters Unwohlsein die unerklärbare Ursache meiner Gemütsdepression sei, aber ich weiß wohl, daß es in Wirklichkeit bei mir gar keines äußeren Einflusses bedarf, um eine solche unglückliche Stimmung zu beschwören. Heute abend genau so, nur in anderer Art: Statt der dumpfen Traurigkeit preßt ein unbeschreibliches, ich möchte fast sagen, ein schmerzliches Glücksempfinden sich in mir durch, einem Ausweg zu. Und ich bilde mir ein, eine Stimme zu hören, die mir zuraunt: Das ist dein Glück, nimm es, packe es, halte es, damit es nicht zerrinnt, ehe es dein ist. —"

Sie verstummte unvermittelt unter der Heftigkeit seiner Bewegung, mit der er die Hand in ihren Nacken schob und ihr Gesicht an das seine schmiegte. Dann schloß er rasch und lautlos das Fenster, und zog an der Vorhangsschnur, daß die schweren Stoffdraperien zusammenrauschten und die letzten Funken des weißen Zitterlichts sich scheu in die plötzlich entstehende Finsternis verkrochen. Im Dunkeln tappten sie, dicht

aneinandergedrängt, durch die halbe Zimmerbreite zu der niedrigen mit Teppichen und Kissen belegten Ottomane.

Eine Weile blieb alles still. Durch eine winzige Spalte im Vorhang schlüpfte ein halmschmaler Silberstreifen, wie ein langer, spitzer Finger, und schrieb helle Zickzacklinien auf den Boden, die dort leise zuckend wie eine geheimnisvolle Geisterschrift liegen blieben; und aus dem Schlafzimmer schaute der runde, blutrote Lichtschein wie ein großes verweintes Auge nach dem verschlungenen Paar auf der Ottomane.

„Ganz, ganz dasselbe denke und empfinde ich auch“ sagte Kleist flüsternd „das Glück steht vor uns und sieht uns an; nehmt mich! Haltet mich fest! So wie ich hier bin und stehe, gehöre ich euch. Weist mich nicht fort. Heute ist heute. Was morgen kommt, wissen die Götter. Schaut euch nicht um nach den andern mit ihrer Herdenmoral, nach nach den viel — zu Vielen, — die die Form vor den Inhalt setzen und die Form über den Inhalt bewerten möchten. Wahre große Liebe steht immer jenseits von Gut und Böse.“

Sybille wich unwillkürlich ein wenig zurück vor dem heißen Atem des Geliebten, der wie eine Glutwelle über ihre Wange strich. Aber nur für die Dauer einer Sekunde; im nächsten Moment war die zitternde Scheu vorüber.

„Du! Sag einmal' hast du schon einmal daran

gedacht, daß ich plötzlich sterben könnte“ fragte sie ihn ins Ohr hinein.

„Nein. Geh, sprich nicht so etwas. Der bloße Gedanke schneidet mir wie ein schartiges Messer ins Herz.“

„Manchmal stelle ich mir so etwas vor. Gewiß ist das töricht. Ich erfreue mich ja gottlob einer fast robusten Gesundheit . . . das heißt, ich weiß nicht recht, ob man in allen Lebenslagen eine standhafte Gesundheit als eine besondere Schicksalsgabe preisen kann. Dann denke ich, es könnte auch einmal Nacht werden — und ich kämpfte und ränge wie eine Verzweifelnde mit dem Tod, weil eine unbefriedigte Sehnsucht wie ein zentnerschwerer Ballast an meiner Seele hängt und mich im Leben zurückhält . . . Das Sterben muß furchtbar schwer sein, wenn nicht die Erinnerung an wenigstens eine Stunde vollkommen genossenen Glückes die Abschiedsstunde versüßt . . .“

„Red' mir nur nicht von Tod und Abschied, Einziggeliebtes — — du — du — du —.“

„Tausendmal lieber sterben, als langsam ernüchtern, erkühlen, in ein aschgraues Alltagsleben hinüberdämmern, dahin, wo der Glockenklang des Herzens in das blecherne Gewinsel des Armsünderglöckchens Pflicht erstirbt . . .“

„Du — du — du — — bist du still — — still — still.“

Sie wehrte sich gegen seine gewaltsame Zärtlichkeit, aber seine Küsse, die weich, heiß und dicht wie

Funkenregen auf ihre Lippen sprühten, erstickten ihre Antwort. Dann war sie still; die Orangenblüten in ihrem Haar dufteten fast betäubend in der Dunkelheit und der Zimmerschwüle, das rote Lichtauge glänzte weiter, ruhig, sanft, wie durch Tränen verschleiert. — —

Eine halbe Stunde nach Mitternacht suchten die Gäste ihre Zimmer auf; noch eine halbe Stunde weiter lag das Haus am Rhein dunkel und schweigsam inmitten der mondsilberdurchgleißten Frühlingsnacht.

Sybille hatte, nachdem sie sich zur Ruhe begeben, das Nachtlämpchen ausgelöscht. Sie schlief in dieser Nacht nicht. Mit halbgeschlossenen Augen lag sie, lang ausgestreckt, reglos still unter der hellen seidenen Decke, horchte halb unbewußt auf das leise Plauschen der Rheinwogen unter der Mauer und genoß mit lauterem Behagen die Süßigkeit eines körperlichen, seelischen und geistigen Friedens, den sie bisher nicht gekannt hatte. Ihrem bräutlichen Glück war in den verflossenen Monaten immer eine leise Unruhe unterlaufen, die heimliche Angst vor einer Schicksalstücke, die sie berauben könnte. Das war nun ausgelöscht, untergegangen in der Sicherheit des Bewußtseins, daß das Glück des vergangenen Tages ihr Eigen geworden war und diebessicher in der Truhe ihres Besitzes ruhte.

Die Verlobung in der Villa Katzenstein versetzte Doberach in nicht geringe Erregung und versorgte die seicht und träge dahinschleppenden Bächlein der Unterhaltungen in den Kreisen des starken und schönen Geschlechts mit einem sprudelnden Zustrom von frischem Wasser.

Wochenlang hatte das Ereignis seine Schatten vorausgeworfen. Die Mainzer Nähmädchen, von denen eins Verwandte in Doberach hatte, welche sie öfters abends und sonntags besuchte, erzählten von der Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Trousseau, an dem sie arbeiteten, und äußerten ihre Mutmaßung, daß das Fräulein sich wahrscheinlich demnächst mit einem reichen und hochgestellten Herrn verloben werde. Flinke Zünglein beeilten sich, die Wahrscheinlichkeit zur Tatsache zu erheben und mit tausend flimmernden Phantasiefädchen zu durchwirken. Bald war es ein hundertfacher Millionär, bald ein Graf, bald ein Prinz, der demnächst als Bräutigam seinen Einzug in die „Judenburg" hielt; bis die Verlobung am Ostersonntag alle Zweifel beendete. Und noch in anderer Hinsicht wurde diese Verlobung für die Doberacher zu einem denkwürdigen Datum. Die vielen Gäste im Hause stellten erhöhte Anforderungen an die dienstbaren Geister, und da diese die vermehrte Arbeit allein nicht schafften, wurden aus Doberach ein paar Hilfskräfte für Haus- und Küchenarbeit herangezogen; zum erstenmal offenbarten sich die Mysterien des Tuskulanums

am Rhein den neuigkeitslüsternen Augen der Kleinstädter.

Eine der beiden Aushilfefrauen war eine ihrer lebhaften Phantasie und ihres geschmierten Mundwerkes wegen weit und breit gefürchtete und zugleich gesuchte Persönlichkeit. Knitsches Traud besaß eine so außerordentliche Einbildungskraft und ein so brillantes Darstellungstalent, daß sie auf die alleralltäglichsten Vorkommnisse ganze Romane zusammenlügen konnte, an die sie — und das war leider das Schlimmste! — dann selber glaubte. Knitsches Traud wußte Wunderdinge von der Verlobung zu erzählen. Eine größere Pracht als bei diesem Diner konnte kaum beim Kaiser entfaltet werden. Ein bekannter Frankfurter Traiteur hatte persönlich das Arrangement der Tafel, die Speisenfolge und was noch sonst drum hing, überwacht und geleitet, und der Frankfurter Chef hatte geradezu Meisterproben seiner geschmackvollen Kunst abgelegt. Und das Silber, und die Toiletten, Seide — so dick — Traud zeigte dabei ihre Nägelbreite — und Diamanten — — wie beim Kaiser. Und gut bezahlt hat man sie auch . . . Fünf Mark pro Tag und sechzehn Mark Trinkgelder von den fremden Herren — aber hin geht sie trotz alledem nicht mehr . . . nie mehr . . . keine zehn Pferde ziehen sie mehr hin, und wenn man ihr hundert Mark pro Tag böte . . . Nun will man wissen, warum nicht. . . . Da setzt die Traud eine geheimnisvolle Miene auf und legt die

Hand vor den Mund und beginnt zu flüstern . . .
Zu grauslich sei es ihr da im Haus, sie wüßte selber
nicht wie . . . als die Herrschaften bei Tisch gesessen,
ist sie mit Licht in dem untersten Keller, der Herr
habe beim Weinholen den Schlüssel abzuziehen ver-
gessen, gegangen und da sei es so gar unheimlich . . .
Schon der Geruch . . . So was Apartes, beinahe wie
nach Leichen . . . womit sie natürlich nichts gesagt haben
will — und hinter den vergitterten Behältern allerlei
Säcke, Säckchen und Pakete, jedes mit sieben Siegeln,
auch Fäßchen, auf allen sieben Siegel . . . Na, und
dann der alte Rabbiner, der kann auch mehr als Brot
essen, verlaßt euch drauf . . . Da unten ist's nicht
geheuer . . . Wie gesagt, keine zehn Pferde . . .

In zahllosen Varianten gab Traud ihre Be-
obachtungen im Hause Katzenstein zum besten, und
bei jeder Wiederholung setzte die ausschweifende
Phantasie des alten Weibleins seiner Mär ein paar
neue, flackernde Lichter auf.

Niemand in Doberach wollte eigentlich den Katzen-
steins so recht etwas Gutes gönnen; ja, in den letzten
Jahren war die feindselige Stimmung gegen die Be-
wohner der „Katzenburg," zu einer fast brutalen Ge-
hässigkeit ausgewachsen. Die Doberacher waren im All-
gemeinen etwas antisemitisch gesinnt, ohne daß der Rassen-
haß bei der oberflächlichen, leichtlebigen und im ganzen
ziemlich indolenten und gutmütigen Bevölkerung zum
politischen Leitmotiv wurde. Im ausgeprägten Rassen-

haß liegt immerhin ein größerer Zug, und die Doberacher waren in ihrem Tun und Lassen, in ihrem Handel und Wandel kleine Menschen. Die allseitige Antipathie gegen die jüdische Familie begründete sich vielmehr in der sehr werktägigen Ursache, daß diese die vielfachen Erwartungen, die man an ihre Ansiedelung in Doberach geknüpft hatte, nicht erfüllten. Außer daß sie mit ihren Steuern den Stadtsäckel füllen halfen, hatte eigentlich kein Mensch etwas von ihnen —, höchstens die Brot- und Milchlieferanten. Frau Esther war konservativ in ihren Gewohnheiten. Sie überlegte nicht, daß der Erdenfleck, auf dem man eine Heimat gefunden hat, berechtigterweise einen gewissen Lokalpatriotismus als intellektuelle Bodensteuer erfordert, und daß dieser Lokalpatriotismus seinen praktischen Ausdruck in einer kräftigen Unterstützung und Förderung der arbeitenden Mitbewohner findet. Sorgen des Alltags waren nie an sie herangetreten; sie hatte stets aus dem Vollen gewirtschaftet, und deshalb ahnte sie nicht, wie viel Wert die zum Teil schwer um ihre Existenz ringenden Handwerker und Kaufleute in einer kleiner Stadt auf einen kaufkräftigen, zahlungsfähigen Kunden legen. Seit vielen Jahren bezog sie die Bedarfsartikel ihres Haushaltes von bestimmten großen Geschäften in Frankfurt und Mainz. Sie hatte ihre Lieferanten für Kolonialwaren und Delikatessen, für Fleisch, Geflügel, Wild und Konserven, für Galanterie-, Leinen- und Manufakturwaren, und sie

wurde so gut und regelmäßig bedient, daß es ihr gar nicht in den Sinn kam, sich nach andern Einkaufsquellen umzusehen. Dazu gesellte sich der Umstand, daß die Dienstboten, wenn sie einmal das und jenes in Doberach kauften, sich regelmäßig über das brummige, kurz angebundene, unfreundliche Wesen der Geschäftsleute beschwerten, kurz, Frau Esther sah absolut keine Veranlassung, ihre jahrelangen Einkaufsgepflogenheiten den Doberachern zu Liebe zu ändern.

Etwa dreißig Schritte aufwärts von der Villa Katzenstein, an der Ecke der Hauptstraße, war der Laden des Barbiers und Friseurs Petermann. Wenn er nicht gerade mit seinem Putzbeutel unterwegs bei der Kundschaft war, stand Petermann in der Ladentür, unterhalb der drei blitzblanken Messingschellen und kontrollierte die Vorgänge auf der Straße. Seinen kleinen, neidischen, listigen Augen entging nicht das Geringste, er hörte im Umkreis einer halben Stunde jede Fliege husten und kannte ebensoweit jedes Mauselöchelchen in Gärten und Häusern. Die Kunden bezeichneten den „Petermannschen Salon à part für Damen und Herren“ kurzweg als das Intelligenzbureau von Doberach, weil man drin tatsächlich über alle möglichen internen Doberacher Familienangelegenheiten und jeden Doberacher Einwohner die erschöpfendsten Auskünfte bekam.

Kein Mensch in Doberach war so sehr in seiner Hoffnung auf eine fette Kundenbereicherung durch die

Familie Katzenstein enttäuscht worden, als Georg Petermann. Weder wurde er von den Herren in der Villa, noch seine Frau von den Damen als Friseuse in Anspruch genommen. Durch die Mainzer Botin erfuhr er gelegentlich, daß Fräulein Katzenstein aus einem dortigen Friseurgeschäft Parfüms zu zehn Mark das Flaçon und Seife zu eine Mark fünfzig das Stück bezöge. Das gab seinen Gefühlen gegen die Bagage in der „Katzenburg“ den Rest. Als die Köchin Sarah einmal von ihrer jungen Herrin zu Petermann geschickt wurde, um nach Vera Violetta Puder von Roget und Gallet zu fragen, erhielt sie den denkwürdigen Bescheid, er — Georg Petermann — führe nur deutsche Fabrikate, und wenn sie der Judenmamsell nicht gut genug wären, möge sie sich ihren Puder seinetwegen vom Monde holen.

Von seinem Türplatz aus sah er geradeswegs auf den Oberstock und die blanken, schiefergedeckten Türme der Katzenburg, und dieser Anblick verdarb ihm regelmäßig die Laune. Auch heute. Aber während er wie hypnotisiert gerade nach dieser Richtung blinzelte, bog er den Kopf ein wenig rückwärts und horchte auf die spitze Stimme seiner Frau, die im Damensalon der Frau Notar das Haar schamponierte und der Kundin dabei Vorträge über die neuesten Enthüllungen der Kitschers Traud über ihre Erlebnisse bei den „Katzen“ hielt. Frau Petermann sah ihrem Manne wie eine Zwillingsschwester ähnlich, sie hatte dasselbe gelbe,

hagere, neidische Gesicht und war ebenso neugierig, so listig und pfiffig als dieser.

Frau Hilgenberg hörte zu, ohne Einwürfe zu machen, nur einmal, als die Friseuse erzählte, jedes Kind von den Katzensteins bekäme hunderttausend Mark zur Aussteuer — Kitschers Traud wisse es sicher — schien ihr Interesse zu erwachen.

„Die Leute haben Glück, das muß man sagen," schloß Frau Petermann, „erst heiratet der Sohn eine adelige Offizierstochter, und nun macht die Tochter die große Partie. Und hier sitzen noch so viel nette junge Damen aus guten Familien unverlobt, wie Fräulein Tröpfel, Fräulein von Rooten und so viele mehr. Merkwürdig, was die sich draußen attachieren. Hier werden sie doch gar nichts gerechnet, keine bessere Familie verkehrt doch mit ihnen."

„Nein, wir haben uns überhaupt nie mit den Leuten eingelassen," sagte Frau Hilgenberg, „übrigens heiraten diese Adligen doch nur nach Geld. Und hunderttausend Mark sind ja nicht mal so was wichtiges."

Frau Hilgenberg war tief verstimmt durch das neue Ereignis in der Villa Katzenstein. Sie hatte sich schon über Rudolf Katzensteins Verlobung geärgert, aber diese Verlobung traf sie wie ein Kaltwasserguß.

Als junges Mädchen hatte sie einst davon geträumt, sich mit ihrer Siebzigtausendtalermitgift einen adligen Offizier, oder wenigstens doch einen Offizier zu er=

gattern, und erst in ihrem dreiundzwanzigsten Jahre, als sich noch immer nichts dergleichen gefunden hatte, entschloß sie sich, der Werbung des guten Hilgenberg Gehör zu geben. Die Schwäche für blanke Knöpfe und sieben- und neunzackige Kronen hatte sich indessen bei ihr erhalten; ihren Lulu hätte sie auch lieber als Offizier gesehen, zu ihrem Bedauern war seine Berufswahl auf das juristische Studium gefallen.

Obschon sie sich den Anschein gab, als ob sie nur mit halbem Ohr Frau Petermanns Geplauder anhörte, regte es sie doch mächtig auf; diesen Menschen, die sie über alles haßte, schlug aber doch auch alles ein. In die vornehmsten Kreise drängten sie sich durch die Heiraten, alles glückte ihnen. Eben dieser protzigen Sybille hätte sie alles andere gegönnt, als die Anwartschaft auf den Titel einer Baronin Lassen.

Frau Hilgenberg war ohnehin übler Laune. Seitdem Lulu von einem ihm bekannten Postsekretär erfahren hatte, daß Theodor Katzenstein postlagernd Briefe aus Marburg empfing, war nicht mit ihm umzukommen. Sie, seine Mutter und Vertraute hatte am meisten mit ihm auszuhalten. Im übrigen bereitete ihr das Bewußtsein, sich mit ihrem Liebling in der Antipathie gegen die Katzensteins eins zu fühlen, eine süße Genugtuung.

Von Lulu selber wußte sie auch, daß zwischen ihm und Theodor Katzenstein Anfang des letzten Semesters ein Säbelduell stattgefunden hatte, bei dem er schon

nach fünf Minuten durch einen wohlgezielten Streich über den Hinterkopf kampfunfähig gemacht war. Mit höhnischer Geringschätzung erzählte Lulu, daß Katzenstein bei dem Anblick des Blutes ohnmächtig geworden sei, und nachher de- und wehmütig Abbitte getan habe.

Tatsächlich hatte Theodor den Bruch seines Versprechens bitter bereut. Seine Freunde hatten ihn vergeblich von dem Duell mit Hilgenberg, dem der Ruf eines akademischen Raufboldes von Heidelberg nachgefolgt war, abzuhalten versucht. Er hatte vordem nur einige harmlose Bestimmungsmensuren gehabt und war ziemlich ungeübt in der Handhabe des Säbels. Weniger seine Geschicklichkeit als ein besonderer Zufall hatten den unerwarteten raschen Ausgang des Zweikampfes herbeigeführt. Das strömende Blut und die klaffende Kopfwunde des Gegners übten einen schrecklichen, unvergeßlichen Eindruck auf den sensiblen jungen Mann. In diesem Augenblick begriff er die Tragweite und zugleich die Frivolität, welche in diesem Spiel um Menschenblut liegt, — ohne tiefen Grund, als nichtige, vom Zaun gebrochene Plänkeleien. Des Vaters Ansinnen erschien ihm nicht mehr so unmotiviert und despotisch in seine individuellen Interessen eingreifend als früher, und am Abend dieses Tages legte er sich selber das feierliche Gelübde ab, sich nie mehr zu einem wirklichen Duell zu verstehen. Er hatte diesen Vorsatz auch nicht verhehlt, als er einige Tage später seinen Gegner in dessen Wohnung besuchte und

ihm sein Bedauern über den Ausgang des Duells aussprach. Um weitere Reibungen zu vermeiden, ging er Hilgenberg soviel als möglich aus dem Wege; während der Ferien beschränkte sich der Verkehr der beiden Komilitonen bei gelegentlichen Begegnungen auf eine knappe Begrüßung und höchstens ein paar gleichgültige Redensarten. —

Als Frau Hilgenberg den Petermannschen Laden verließ und die Straße hinaufging, war sie so in ihre wenig erquicklichen Betrachtungen versunken, daß sie an der nächsten Ecke beinahe mit einer eilig des Wegs kommenden Frau zusammengerannt wäre.

„Ach, Frau Schmitz,“ sagte sie ärgerlich, „was laufen Sie denn, als ob's brennt! Ich wollte gleich zu Ihnen schicken. Können Sie Dienstag bei mir waschen . . .“

„Ach Gott, ja, Frau Notar . . . ich denke doch . . . Sage Ihnen gleich nachher Bescheid. Ich bin ganz aus dem Atem . . . Unser Schengelchen ist fort, seit zwei Stunden bin ich hinter ihm her und weiß nicht mehr wo ich ihn suchen soll . . .“

„Ihr Enkelchen — —“

„Jawohl, meiner Tochter Kleiner. Sie hat ihn mir hiergelassen, als sie Ostern auf Besuch da war, und holt ihn zum Herbst wieder. Sie wohnen jetzt in Köln, wie Sie vielleicht wissen, und stehen sich da fein mit ihrem Obsthandel, aber im Sommer haben sie alle Hände voll Arbeit und da sag' ich: Laßt mir

den Jungen. Der kann hier den Sommer über herumlaufen, da seid ihr ihn los, und ich hab halt ein bißel Gesellschaft, mit dem Waschen hab ich es ja doch nicht mehr so nötig, höchstens daß ich noch meine alte Kundschaft besorge — — Ja, was ich sagen wollte, nun ist der Kleine fortgelaufen, Gott weiß, wo er steckt. Um zehn hat er sein Krautbrot bekommen und seitdem ist er weg — —"

„Er wird unten am Rhein mit den Kindern spielen," unterbrach Frau Hilgenberg den Redestrom der Frau, „also Dienstag kommen Sie. Adieu, Frau Schmitz."

Während die Frau Notar ihren Weg nach Hause fortsetzte, rannte die Frau Schmitz weiter, um nach dem verlorenen Schengel zu suchen. Da es Mittagszeit war, spielten nur wenige Kinder in den Straßen, und von diesen hatte keines das Jüngelchen gesehen. —

Frau Hilgenberg hatte die Begegnung mit der Waschfrau bald vergessen und wurde erst wieder daran erinnert, als Lulu am Abend erzählte, daß der Schmitz ihr Enkelkind, der sechsjährige Schengel, seit vormittags spurlos verschwunden und wahrscheinlich in den Rhein gefallen sei. Die Frau jammere die ganze Stadt zusammen, die obere Knabenklasse der Pfarrschule hätte um drei Uhr frei bekommen, damit die Jungen den Wald und die Umgebung durchstreifen könnten, bis jetzt habe aber noch keiner den Vermißten zurückgebracht.

In der Tat setzte das verzweifelnde Lamentieren der Schmitzen die halbe Stadt in Erregung. Um zehn Uhr hatte Schengel noch mit andern Kindern am Rhein gespielt, aber seitdem war er nicht mehr gesehen worden. Alles Rufen, Suchen war vergebens. Als die ausgesandten Knaben einer nach dem andern zurückkehrten und es Abend wurde, schien es unzweifelhaft, daß das Kind verunglückt war.

Einige Bootsleute erklärten sich bereit, den Rhein eine Strecke niederwärts abzusuchen, aber auch sie kehrten nach Stunden zurück, ohne eine Spur von dem verschwundenen Knaben gefunden zu haben. Am Rhein hatte sich eine große Menschenmenge versammelt, um das Resultat der Rheinfahrt abzuwarten. Es war inzwischen dunkel geworden, die Laternen am Rhein brannten schon, und weiteres Suchen schien für die Nacht zwecklos.

Die Leute standen gruppenweise in der Allee beisammen und erörterten mitleidig, teilnehmend, aber mit jenem angenehmen Nervenkitzel, den sensationelle Vorkommnisse zu erregen pflegen, was man so hin und her über das Verschwinden des Kleinen vermutete. Ein paar Frauen wollten vormittags zwei grüne Wagen mit fahrendem Volk auf der Chaussee gesehen haben und meinten, es sei nicht unmöglich, daß der Schengel mitgeholt sei, um zu allerhand Kunststücken abgerichtet zu werden. Die meisten stimmten aber in der Ansicht überein, daß das Kind in den Rhein ge-

stürzt sei und die kleine Leiche wohl erst nach Tagen zum Vorschein komme.

Laut wehklagend und händeringend lief die verzweifelnde Großmutter von einer Gruppe zur andern.

Nach Ladenschluß, um neun Uhr, begab sich auch das Petermannsche Ehepaar an den Rhein und gesellte sich den dort Versammelten zu.

„Sie muß morgen früh gleich auf der Bürgermeisterei Anzeige machen, damit von Polizei wegen Nachforschungen angestellt werden“ riet der Friseur der Schmitzen.

„Ischt längscht geschieht. Ischt leicht zu erkennen, mit sein blau un rot karrierte Kittel un blaue Boxen. — — Ach du allmächtige Himmel, mei Schengel, mei herzliebst’ Bübche — — was werd sei Vatter und Mutter sahn — —“

„Blau und rotkarrierter Kittel und blaue Höschen — —“ wiederholte Petermann gedehnt, sinnend „hör Sie mal, Schmitze . . . Da geht mir eine Latüchte auf . . . etwa ein gelbes Ledergürtelchen um den Leib und — — warte Sie mal . . .“

„Ja, ja, ja, der Kittel war von meinem alten Umschlagtuch gemacht“ heulte die Schmitz, vor Aufregung wieder hochdeutsch redend „und auf den Ledergürtel war das arme Kerlchen so stolz — — und nun ist das alles mit ertrunken — — sein ganzes Sonntagsgewandel — —“

„Ich möchte mich sehr irren, wenn ich den Jungen

nicht mit noch einem gegen halb elf Uhr vor der Katzenvilla spielen gesehen hab'" sagte Petermann laut und wichtig, „ja ja, das Fräulein mit der Papagei-nase, die Kleine, nicht die Braut, saß auf der Mauer und lockte die Kinder heran. Was sie sagte, konnte ich nicht hören, aber es fiel mir auf, ohne daß ich mir gerade dabei etwas dachte. Dann, nachdem sie eine Weile mit den Jungens geplaudert, machte sie die Pforte auf und ließ sie hinein. Nanu, dachte ich noch, was geht der denn auf einmal an, seid doch sonst nicht so familiär. Herauskommen habe ich die Kinder nicht wieder sehen, ich mußte auch gleich hinein weil Kundschaft da war. Jetzt besinn ich mich auch wer der andere war . . . Der Fondel ihrer war's — — elo hei — — der Bub muß mehr wissen."

„Gleich auf der Stelle gehe ich hin" schrie die Schmitz, drehte sich um und rannte, gefolgt von dem Menschenhaufen, der am westlichen Ende des Städtchens belegnen Behausung der Witwe Fondel zu.

Die Witwe Fondel war eben im Begriff zu Bett zu gehen, als die Schmitzen wie verrückt an der Haustür rumorte. Ehe sie öffnete, sah sie zum Fenster heraus und gewahrte zu ihrer Bestürzung die Menschen-versammlung vor ihrem Häuschen. Auf ihre Frage, was es denn gebe, antworteten zehn Stimmen zu gleicher Zeit, die grelle, weinende der Frau Schmitz übertönte aber alle anderen. Nach ihrem Schengelchen suche sie, und der Pieter habe zuletzt mit ihm gespielt,

und der Pieter müsse auf der Stelle Auskunft geben, wohin der Schengel gegangen, als sie aus der Katzenvilla gekommen, wo das Fräulein mit der Hakennase sie hineingelockt habe.

Zitternd vor Aufregung schloß die Fondel die Tür auf. Mit der Schmitzen zugleich drängte der ganze Menschenstrom herein, allen voran der Friseur Petermann, der eifrig und geheimnisvoll auf die schluchzende Frau einredete. Im Nu war das enge Haus der Fondel mit einer Kopf an Kopf stehenden Menschenmenge gefüllt.

Von dem Spektakel war das Pieterchen, das mit zwei kleineren Geschwistern ein Alkovenbett teilte, erwacht und drückte sich ängstlich an die Wand. Als man ihn sans façon zum Bett heraushob und er die vielen fremden Gesichter sah, fing er mörderlich an zu brüllen; die zahlreichen Stimmen, die gleichzeitig auf ihn einredeten, taten ein übriges, um den kleinen Kerl zu erschrecken und bewirkten nur ein durchdringendes Crescendo des Schreikonzerts.

„Gebt Ruh! Laßt mich mit dem Bübchen sprechen,“ rief Petermann, „so bringt Ihr mein Tag nichts aus dem Kind heraus — — komm, Kleiner, sei still.... St.... Laßt ihn erst still werden....“ Der Friseur hatte den Jungen vom Schoß der Mutter genommen und auf den Tisch neben die Lampe gesetzt. Nach einer Weile beruhigte sich Pieter wirklich unter dem hypnotisierenden Streicheln Petermanns, und nach

einigen weiteren Minuten konnte das Verhör aufgenommen werden.

„Hör einmal Pieterchen! Nicht wahr, heute morgen hast du mit Schmitzer Schengel am Rhein gespielt? Weißt du noch, Bübche?"

„Ei jo."

„Unten an dem großen Haus mit der Mauer, gelle?"

„Ei jo."

„Gelle, das Fräulein hat Euch dann hineingerufen — —, weißt do?"

„Ei jo."

„Dann seid Ihr rein in den Garten, nicht?"

„Ei jo."

„Und was habt Ihr da getan?"

Pieterchens Gedächtnis schien hier plötzlich auszuhaken; er steckte den Finger in den Mund, glotzte den Fragesteller groß an und verzog den Mund wieder zum Weinen.

„Nu dadrum brauchst net zu heile, Bübche. Sag emol hei — — Was habt Ihr denn im Garten getan? Hat das Fräulein Euch ebbes gegeben?"

„Ei jo."

„Was denn?"

„Matze — —"

„Aha . . . Matzen. Dann seid Ihr gleich wieder fort?"

„Ei jo."

„Der Schengel auch?“

„Schengel net.“

„Warum nicht?“

„Weiß net.“

„War nur das Fräulein im Garten?“

„Na.“

„Wer sonst noch . . .?“

„Der Altvadder mit de schwarde Kapp . . . un noch en Altvadder — —“

„Haha. Also Schengel ist nicht mit dir fort. Schengel ist also dort geblieben?“

„Weiß net.“

„Hat das Fräulein dich wieder hinausgelassen?“

„Bin durch —“ rief Pieter triumphierend.

„Aha, du bist ihnen durchgebrannt. So, so, so. Und Schengel hast du nachdem nicht wieder gesehen?“

„Na. Schengel is mit rin in dat große Haus.“

„Aha. So, so.“

Ein paar weitere Kreuzfragen wurden von Pieterchen so konfus beantwortet, daß Petermann es für angezeigt hielt, die Vernehmung zu beenden.

„Ist schon gut, mein Bübche. Kannscht jetzt wieder in die Heia gehn.“

Die Anwesenden hatten mit atemloser Spannung dem Verlauf des sonderbaren Verhörs gelauscht. Als sich mehrere Stimmen zu einer Debatte über das Gehörte erheben wollten, winkte Petermann ihnen Schweigen und machte eine bezeichnete Handbewegung

nach draußen. Eine halbe Minute weiter war das Haus der Witwe geräumt, erst draußen auf der Chaussee wurde die Erörterung wieder aufgenommen.

„Ich will nichts gesagt haben! Ich will auch niemand verhetzen, und noch viel weniger Leute unglücklich machen," sagte der Friseur gedämpft, aber laut genug, um von allen verstanden zu werden „jedenfalls muß die Sache zur Anzeige kommen. Ich sage nix, Gedanken sind zollfrei. Aber das ist meine Meinung: Wenn der Rhein nach drei Tagen das Bübche nit herausgibt, dann wissen die Herrschaften in der Villa mehr von der Sache, als wir alle miteinander. Jedenfalls ist das Kind in der Villa zuletzt gesehen worden.

Ich will ja nichts gesagt haben. Aber das Passahfest steht vor der Tür .... Na und die Juden — — na einerlei .... ich halt mein Mund, aber Gedanken kosten nix. Punktum."

Ein beklommenes Schweigen folgte Petermanns Ansprache. Noch wagte niemand die Andeutungen des Friseurs auszuspinnen, darauf einzugehen, einen bestimmten Verdacht auszusprechen, aber das Schlagwort war gefallen: „Die Juden". Man hatte schon soviel derartiges gehört, vom Verschwinden kleiner Kinder, deren letzte Spur immer zu Juden führte, von Prozessen, in denen von jüdischen Ritualmorden die Rede war; Petermanns Bemerkungen wirkten wie ver-

sprengte Giftkörner, im Handumdrehen ging die Saat auf.

An diesem Abend waren die beiden Stuben des Wirtshauses „zum Laubenheimer Frieden“ — ein Lokal in dem die Doberacher Bürger verkehrten — gerammelt voll von Gästen, und bei verschiedenen Viertelchen heimischem Weißen und Roten wurde der Fall Schengel-Katzenstein in allen Breiten, Tiefen und Tonarten durchgehechelt. Sämtliche Für und Wider wurden einer lebhaften Debatte unterzogen. Der Friseur Petermann führte das Wort; er erzählte von Konitz und Xanten, Tisza-Eslar und Korfu, und daß sich über die sämtlichen grausen Schlächtereien der Schleier tiefen Geheimnisses breite, und die Juden die gegen sie erhobenen Anklagen nie gänzlich zu entkräften vermochten, weil die Täterschaft nimmer aufgedeckt wurde. Das Thema war so ungeheuer aufregend interessant, daß man nicht mehr davon abkam, und in dem Maße, als der reichlich genossene „Firne“ des Laubenheimer Frieden die Köpfe erhitzte, verschärfte sich das Gedächtnis der Anwesenden, zuletzt wußte jeder ein Histörchen dem Gegenstand der Unterhaltung zuzufügen. Der Küfer Krautkrämer entsann sich, daß sein Großvater einmal erzählte, in seiner Zeit hätten die Juden heimlich eine Hostie aus der Kirche entwendet und solange mit Messern und Nägeln darin herumgestochert, bis Blut herausfloß. Vor Schrecken und Entsetzen hätten sie dann das Allerheiligste wieder zurückgeschafft, und am nächsten Morgen

sei die blutige Hostie gefunden worden. Sein Großvater hatte viel mit Juden zu tun gehabt — — ja richtig — — nun fiel es ihm bei — — daß er daran nicht eher gedacht hatte — das wußte er auch noch vom Großvater, am Passahfest werden in jedem frommen Judenhause vier Becher Blut getrunken, zum Andenken an die vom Pharao ermordeten Judenkinder, gewöhnlich sei es ja Tierblut, reines Menschenblut gelte freilich für besonders heilkräftig — — —.

„Jawohl, Blut von die Reinen! Det hat ja de alt Judeparrer da obn im Wald an de Baam geschriebe. Blut von de klane Kind, de Saufziemer hot dat Hokesbokes rausziffert — mit Blut hat er et an de Baam geschriebe . . . Im Herbscht bei de Weinlese warsch —. Froht norsch de Saufziemer — mer han et all gesehn — — mer sein Augezeige — Blut von de klan Kiner macht gerecht vor Ibs . . . oder so wat — — Morge zeigen ich et Euch . . . muß no dostiehe . . . .“

Der Hausknecht des Laubenheimer Frieden brüllte diese interessante Mitteilung über die Versammlung. Eine Weile hatte er hinterm Buffet die Diskussionen der Gäste mit angehört, als ihm plötzlich die Erinnerung an jene geheimnisvollen Hyroglyphen des alten Rabbiners tagte. Er hatte damals im Taglohn in der Lese geholfen und war mit unter dem Trupp gewesen, der jene Stelle passierte. Er hatte ohnehin einen tiefwurzelnden Groll gegen die „Schassematte,“

weil jüdische Händler seine Mutter einst bei einem Landverkauf übervorteilt hatten, und als man nun von allen Seiten auf ihn eindrang, mehr von dieser geheimnisvollen Inschrift im Walde zu berichten, stand er nicht an, seiner Phantasie blutige Schwingen anzuheften . . . An einem Ecktisch der großen Wirtsstube saß der Stadtsekretär Schneider vor seinem Schoppen. Er verkehrte zwar nur ausnahmsweise und nur um des süffigen Tropfens willen im „Frieden", aber heute verweilte er länger als sonst. Anscheinend teilnahmlos saß er da, horchte gespannt auf die erregten Gespräche ringsum, und verließ das Lokal erst etwas nach zehn Uhr.

Vom Frieden aus ging er in den „Vollen Herbst", wo die Honoratioren noch am Stammtisch saßen und über den Burenkrieg und andere Dinge von aktuellem Interesse disputierten. Schneider nahm an einem Seitentischchen Platz, bestellte sich ein Viertelchen Roten und wartete auf eine Pause, um seine Neuigkeit abzuladen.

„Apropos, meine Herren! Das Neueste vom Neuen. Doberach wird ein zweites Konitz! Wissen Sie schon — —"

Das Gespräch am Stammtisch stockte. „Ach, Unsinn," sagte der Bürgermeister schläfrig, „wie kommen Sie darauf, Schneider?"

„Ich war vorhin im ‚Frieden.' Da ist kein Platz mehr zu haben. Das Volk ist felsenfest überzeugt, daß der verschwundene Enkel der Witwe Schmitz von

den Juden unten in der Villa aufgefangen und ermordet ist; er soll — so viel ich gehört habe, unter allerdings auffallenden Umständen — in die Villa Katzenstein gelockt sein und ist seitdem nicht mehr zum Vorschein gekommen. Das Volk ist rein des Teufels . . . daß sie die Villa nicht gleich stürmen ist wirklich ein Wunder . . ."

„Ja ja . . . Die Schmitz hat das Verschwinden ihres Enkels heute angezeigt," bestätigte der Bürgermeister „das Kind ist wahrscheinlich verunglückt, wenn es sich nicht verlaufen hat. Wir werden morgen den Landgendarm benachrichtigen. Aber diese verrückte Idee, daß die Katzensteins — — — absurd — —"

„Ja das Volk" seufzte der Apotheker „hoffentlich lassen die Leute sich nicht zu Ausschreitungen hinreißen."

„Man muß ihnen plausibel machen, daß der Ritualmord Nonsens ist" warf der Notar ein.

„Ich versichere Sie, die Leute sind in einer fürchterlichen Aufregung. Bei der Unbeliebtheit der Familie Katzenstein ist das schlimmste zu erwarten."

„Wir werden sie schon zur Raison bringen" versicherte das städtische Oberhaupt „das könnte uns gerade fehlen, daß wir hier eine Geschichte à la Xanten und Konitz aufführten — —"

„Na, was das anbetrifft, der Stadt schadet so ein bißchen Sensation nicht das geringste" meinte ein Weinhändler zynisch, „die Katzensteins werden sich schon

aus der Affäre ziehen. Übrigens glaubt doch kein aufgeklärter Mensch mehr an Ritualmorde."

„Das nicht" sagte der Amtsrichter „aber seltsam und auffällig bleiben doch gewisse, bei all diesen Morden übereinstimmende Umstände, so der Zeitpunkt . . . sie fallen alle in die Tage vor dem jüdischen Ostern; dann die auffallende Blutleere der Körper, man könnte da schließlich doch zu der Annahme kommen, daß es sich dabei um einen gewissen unter den ungebildeten Schichten des Judentums verbreiteten Aberglauben handelt. Von unseren friedlichen, gutmütigen Bewohnern sind wohl kaum ernstliche Exzesse zu befürchten."

„Ernstliche — nein" bekräftigte der Bürgermeister „natürlich muß man ein bißchen zum Frieden reden, das ist ja nicht mehr als Pflicht und Schuldigkeit."

Trotz dieser bestimmten Voraussetzung des würdigen Vaters der Stadt wurden noch in der Nacht ein paar große Fensterscheiben in der Villa Katzenstein von dem betrunkenen Haufen durch Steinwürfe zertrümmert. —

Am andern Tage stieg die Aufregung in der Stadt von Stunde zu Stunde. Von Schengel war noch immer keine Spur. Die Schmitzen war am Morgen vor Verzweiflung in Krämpfe gefallen, ein halbes Dutzend heulender Weiber umsaß ihr Bett und versuchten sie, mit der Versicherung, daß der Friseur Petermann sich eifrig ihrer Sache annehme und in

den Nachforschungen inzwischen nichts versäumt werde, zu trösten.

In allen Straßen und an allen Ecken fanden sich Gruppen von eifrig und geheimnisvoll debattierenden Menschen zusammen. Die Idee von einem stattgefundenen Ritualmorde in der Judenvilla hatte mit des Gedankens Schnelle in der Volksmeinung feste Wurzel geschlagen.

Petermann fühlte sich heute als der Held, der Löwe des Tages. Von ihm war die erste Anregung ausgegangen, mit heiligem Eifer suchte er den Brand zu schüren und die Sache weiter zu verfolgen.

Am Spätnachmittag begab sich eine „Deputation der Bürgerschaft", Petermann an der Spitze, ins Rathaus zum Bürgermeister, und trug dem Vater der Stadt „Namens sämtlicher Einwohner Doberachs" die bescheidene Bitte vor, in der Sache Schmitzen eine sofortige und gründliche Haussuchung in der Villa Katzenstein anzuordnen, da der dringende Verdacht, daß die Juden im Zusammenhang mit dem Verschwinden des Kindes stehen, nicht von der Hand zu weisen sei. Beweise! Der Knabe ist von den Katzensteins angelockt worden, was in Anbetracht der Reserve, welche sich die Familie im übrigen Fremden gegenüber auferlegt, zum mindesten verdächtig ist.

Zweitens: Der Knabe ist von den Katzensteins mit in ihr Haus geführt und seitdem nicht mehr gesehen worden. Drittens hat der alte Rabbiner im

Hause Katzenstein im Herbst nachweislich einige hebräische Sätze, welche den Ritualmord als gerechtfertigt und sogar notwendig hinstellen im Wald an einen Baum geschrieben, und endlich decken die Beobachtungen, welche Kitchers Traud bei den Katzensteins gemacht hat, den Verdacht, daß diese fanatischen Juden eines Verbrechens wider das Leben eines Christenkindes fähig sind. Der Herr Bürgermeister wolle deshalb dem Wunsche seiner getreuen Bürgerschaft Rechnung tragen, und zur Beruhigung der Gemüter — sowie um eine eventuelle Beseitigung der Spuren des Verbrechens zu vermeiden — schleunigst energische Maßregeln ergreifen."

Der Bürgermeister ließ Petermann ausreden. Dann erklärte er, zu seinem Bedauern den seltsamen Wunsch seiner guten Doberacher nicht stattgeben zu können. Die Katzensteins seien unbescholtene, geachtete Leute, pünktliche Steuerzahler rc., gegen die man auf vage Verdachtgründe hin nicht eine so ungeheure Beschuldigung erheben könnte. Er selber würde sich den größten Unannehmlichkeiten aussetzen, wenn er dem Begehr der Leute nachgebe. Die Volksmeinung sei hier, wie in vielen andern Fällen, jedenfalls arg irregeleitet. Übrigens werde er der Staatsanwaltschaft heute noch einen Bericht über die Angelegenheit einsenden. Sache dieser sei es, das Weitere zu veranlassen.

Damit mußte sich die Deputation zufrieden geben.

Vom Fenster seines Bureaus aus blickte der Bürgermeister kopfschüttelnd in die ungewöhnlich belebte

Straße hinab. Er sah, wie die Mitglieder der Abordnung sich zwischen die einzelnen Gruppen mischten und das Resultat ihrer Mission mitteilten. Er bemerkte die grollenden, murrenden Physiognomien der Leute, die aufgeregten Gestikulationen, die steigende Wut unter der Volksmenge, die sich unten zusammendrängte. Achselzuckend trat er nach einer Weile von seinem Beobachtungsposten zurück. Einen Augenblick überlegte er, ob er nicht während der Nacht ein paar Gendarme an der Villa Katzenstein postieren sollte, im Fall es wirklich zu Ausschreitungen käme, dann, nach einigem Bedenken verwarf er den Plan wieder. Die Katzensteins waren nicht seine Freunde; obgleich er auf dem Standpunkte strengster Unparteilichkeit zu verharren glaubte, fühlte er doch zu wenig persönliche Sympathien für die Leute, um sich sonderlich über ihr Wohl und Wehe den Kopf zu zerbrechen. Nach seiner Ansicht hatte er seiner Pflicht vollauf genügt; sollte wirklich etwas geschehen, so war es immer noch Zeit beizuspringen und einzuschreiten. Jedenfalls war es das beste, das Volk nicht unnötig zu reizen und noch mehr zu erbittern. —

An diesem Tage stockten in Doberach Handel und Wandel.

Die Geschäftsleute liefen von ihren Läden und die Handwerker aus ihren Werkstätten. Die Frauen ließen Kochtopf, Wäsche und Kinder im Stich, um nur kein Wort von den draußen lawinenartig anschwellenden Ge-

rüchten zu verlieren. Petermann agitierte weiter. Im Rathaus wollten sie nicht anbeißen. Der Alte hatte Angst, sich die Finger zu verbrennen. „Ich will nix gesagt haben, aber das Richtigste wäre, hier selbst Justiz zu üben. Woran — sage ich — scheiterten die Untersuchungen in Xanten, Konitz und so weiter? Daran, daß man zu spät kam. Die Haussuchungen auf frischer Tat hätten jedenfalls Erfolge gehabt, aber natürlich, wenn man den Leuten hübsch Zeit läßt, alles an die Seite zu schaffen, ist nix mehr zu wollen. Die Kunden sind ja ohnehin viel zu schlau. Ich will nix gesagt haben, aber richtig wäre es, mal ein Exempel zu statuieren — —"

Eine schwüle Gewitterstimmung brütete über den immer zahlreicher werdenden Ansammlungen in den Straßen.

Der Tag ging zu Ende. Die Wirtschaften hatten gute Geschäfte gemacht und in den weinglühenden Köpfen trieb die Idee von dem Verbrechen des Kindesmordes immer tollere, extravagante Blüten. —

In der Villa Katzenstein hatten die Steinwürfe der Nacht, deren mehrere der kostbaren Fensterverglasungen zum Opfer fielen, Ärger aber keine große Aufregung hervorgerufen. Katzenstein hatte es nicht einmal der Mühe wert gehalten, sich deswegen bei der Polizei zu beschweren. Er sowohl als die übrigen Familienglieder nahmen das Bubenstück einfach für die Heldentat einiger betrunkener Rüpel, dessen Ur-

heber schwer zu ermitteln war, und über das man deshalb am besten mit Stillschweigen wegging.

Am andern Abend wurde — rein zufällig — etwas früher als gewöhnlich, schon gegen halb zehn Uhr schlafen gegangen. Frau Esther hatte Kopfschmerzen, Sybille schrieb Briefe, Theodor studierte und Jenny langweilte sich. Es wurde früh dunkel, weil die warme, graue Abendluft mit Regenwolken durchzogen war; etwas müdes, schläfriges lag in der Atmosphäre, eins nach dem andern wünschte Gute Nacht und zog sich auf sein Zimmer zurück.

Sybille begab sich noch nicht zur Ruhe. Die sentimentale Poesie eines dunklen, schlaftrunkenen Frühlingsabends wie dieser hatte von jeher besonders intensiv auf sie eingewirkt. In ihrem Zimmer standen alle Fenster offen; nachdem sie es sich bequem gemacht und die feste Taille mit einem leichten Peignoir vertauscht hatte, setzte sie sich in einen Sessel am Eckfenster und starrte, beide Ellenbogen auf den Sims stützend, träumend in das Dunkel des schlafenden Gartens. Die Kirschblüte stand gerade auf der Höhe; wie weiße, wallende Tücher wogten die schimmernden, leicht vom Nachtwind bewegten Zweige der blühenden Bäume. Sybille hörte die Turmuhr in der Stadt mehrere Male schlagen.

Gegen Mitternacht wurde ihre Aufmerksamkeit plötzlich durch ein seltsames, summendes Geräusch erregt, das wie das Gemurmel zahlreicher Stimmen

dumpf gedämpft zu ihr heraufdrang. Von instinktiver Neugier getrieben erhob sie sich und bog sich weit vor aus dem schmalen Fenster. Die Dunkelheit erschwerte den Ausblick, aber trotzdem bemerkte sie, daß sich eine Anzahl Leute vor dem Tor zusammengefunden hatten, und diese Gruppe durch neue Zuströme von der Stadt her sich mehr und mehr vergrößerte.

Sybille stutzte; im Augenblick fiel ihr bei ihrer Wahrnehmung nichts besonderes ein, als die Menge sich aber immer dichter und dichter staute und einzelne drohende Ausrufe deutlich heraufstiegen, fühlte sie sich plötzlich von einer unbestimmten quälenden Unruhe ergriffen. Deutlich sah sie eine Gestalt auf der Mauerkrone auftauchen, die blitzschnell in den Garten hinabflog, andere folgten, alles ohne besondere Vermeidung von Geräusch . . . jetzt ertönte jenseits der Mauer ein brüllendes Auflachen, dem gleich darauf eine Flut von Flüchen und Schimpfworten folgte. . . .

Kein Zweifel, die Menschen planten irgend einen Überfall. Aber wozu, weshalb? Nächtliche Einbrüche pflegen nicht so auffällig in Szene gesetzt zu werden.

Sybille zog sich lautlos vom Fenster zurück, zündete eine Kerze an und ging hinüber nach dem Schlafzimmer ihrer Eltern.

Katzenstein hatte einen leichten, nervösen Schlaf, Sybillens Anklopfen weckte ihn sofort. Zwei Minuten weiter war er in den Kleidern und draußen. Sybillens Bericht von dem Menschenauflauf vor dem Hause und

der sichtlich drohenden Haltung der Leute brachte ihn nicht sonderlich aus der Fassung.

„Mach das Gas an — und dann laß mich allein — bleibt Ihr drinnen,“ befahl er, „ich werde sehen, was die Menschen wollen. Nur ruhig. In solchen Fällen ist nur mit kaltem Blut etwas auszurichten. Geh zur Mutter, Billy.“

Sybille nickte; unter ihren zitternden Fingern flammte eben das Gaslicht im Vestibül auf, als draußen laute, scheinbar mit einem Hammer gegen die Tür geführte Schläge ertönten. Katzenstein ging gelassen zur Tür und schob den Riegel zurück; die Flügel wichen auseinander, und gaben dem in breiten, dunklen Massen hereinwogenden Menschenstrome Raum.

Sybille vergaß vor Entsetzen den Auftrag des Vaters, sich der Mutter anzunehmen. Wie angewurzelt stand sie mitten auf der Treppe, umklammerte mit beiden Händen das Geländer und beobachtete starr die sich unten abspielenden Vorgänge.

Katzenstein war einige Schritte zurückgetreten. Die ruhige Haltung des Mannes, der hochaufgerichtet unter der altdeutschen Flurlaterne stand, schien der Menge momentan zu imponieren; sie zögerte offenbar vorzubringen und schien von dem ernsten, fragenden Blick des graubärtigen Hünen einigermaßen hypnotisiert zu werden.

„Guten Abend,“ sagte Doktor Katzenstein, „darf ich erfahren, was mir zu nachtschlafender Zeit diesen

überraschenden Besuch verschafft? Diese Art, nächtlicherweise en masse in ein fremdes Haus zu dringen, ist mindestens etwas ungewöhnlich und befremdlich..."

Die Leute sahen einander an, murmelten undeutliche Worte und stießen Petermann in den Vordergrund. Der Barbier ließ sich nicht so leicht verblüffen.

„Sie werden entschuldigen, Herr Doktor," sagte er, an die Mütze tickend, „eine überaus peinliche Angelegenheit veranlaßt uns leider, Sie zu behelligen. Seit gestern ist ein Kind aus der Stadt verschwunden. Das Kind ist nachweislich von ihrer jüngsten Tochter in den Garten gelockt und nachher ins Haus geführt worden. In Ihr Haus führt also die letzte Spur des Kleinen. Sie werden es begreiflich finden, daß man — — man — — —" Petermann räusperte sich... „na also — — Die Leute sind nicht zu beschwichtigen und möchten sich partout durch Augenschein überzeugen, daß — — hm . . ."

„Jawohl, ich verstehe," sagte Katzenstein trocken, „à la Xanten, Konitz und so weiter. Selbstverständlich steht mein Haus zur Durchsicht zur Verfügung — aber natürlich nur der zur Untersuchung kompetenten Behörde. Wenn es Ihnen gelingt die Herren zur Stunde für die Sache zu interessieren, habe ich nichts dagegen einzuwenden. Ein oder zwei Personen von Ihnen können dann einstweilen hierbleiben, im übrigen ersuche ich Sie —" Katzenstein wandte sich an Peter-

mann — „die Leute zur sofortigen Räumung meines Hauses zu veranlassen —"

„Bedaure sehr. Habe keinen Einfluß auf meine Mitbürger — —"

„Nicht? Sie scheinen doch der Leithammel der Gesellschaft. Heraus!! — Zurück! .... sage ich .... Keinen Schritt weiter — — —"

Ein rohes Lachen antwortete. „Nu grad! Voran! Selbst ist der Mann .... Wir sind selbst Behörde .... In Amerika machen sie's auch so .... Volkes Stimme ist Gottes Stimme — — Voran .... Hipp — hipp hurrah ...."

Katzenstein machte eine Bewegung mit dem Arm, um den Vordermann der andrängenden Horde niederzuschlagen; seine Riesenkraft hätte es wahrscheinlich mit einem Dutzend dieses Gelichters aufgenommen aber im nächsten Moment besann er sich, ließ den Arm sinken und trat zurück.

„Vater" schrie Sybille auf „um Gottes willen, Vater! Du wirst es doch nicht zugeben, daß die Bande in unsere Zimmer . . ."

„Bande! Das Judenschicksel soll riechen was Bande ist . . ." gröhlte es ihr entgegen, „voran — — mehr Licht — — zuerst in den Keller . . . halt . . . hier oben steht eine Partie Wache, das nichts beiseite gemacht wird . . ."

Sybille rüttelte ihren Vater heftig am Arm. „Ich laufe in die Stadt und hole uns Hülfe" flüsterte sie

„wie kannst du das so ruhig ansehen! Hilf Himmel, sie demolieren uns ja das ganze Haus, wenn wir sie gewähren lassen . . .“

Katzenstein zuckte die Achseln. „Gewalt geht vor Recht“ murmelte er finster „wenn man uns zu Hülfe kommen wollte, wären wahrscheinlich schon rechtzeitig Vorbeugungsmaßregeln getroffen. So etwas kommt nicht ganz von ungefähr . . .“

„Herrgott, sind wir denn vogelfrei? Müssen wir das über uns ergehen lassen? Schützt uns das Gesetz nicht ebenso gut wie andre unbescholtene Leute vor derartigen empörenden Ausschreitungen des Pöbels . . .“

„Pöbel! Sie schimpft uns Pöbel . . . hat der gehiert? . . . Selbst Pöbel, ihr verfluchte Schassematte — —“

„Komm“ sagte Katzenstein und nahm Sybillens Hand „komm zur Mutter.“

Sie ließ sich widerspruchslos hinauf nach dem Schlafzimmer führen, wo Frau Esther die vor Angst und Entsetzen schluchzende Jenny in den Armen hielt und sie vergebens zu beschwichtigen suchte. Soeben kamen auch Großvater Halberstamm und Theodor, die von dem Skandal geweckt waren, aus ihren Zimmern, um zu sehen was es gebe.

Als Katzenstein kurz den Sachverhalt erklärte, schienen minutenlang alle vor Bestürzung und Entrüstung gelähmt. Frau Esther schlug beide Hände zusammen.

„Mein Gott! Lieber Gott! Wir sollen ein Kind umgebracht haben! Das ist ja zum Lachen, wenn es nicht so himmelschreiend wäre — —“

„Du solltest mir gestatten, die Meute mit dem Revolver aus dem Haus zu treiben, Vater“ sagte Theodor. Er zitterte vor Erregung; eine scharlachrote Glut klopfte ihm in Wangen und Schläfen.

„Das sage ich auch . . . Ich begreife Vaters Gelassenheit nicht“ warf Sybille ein.

Katzenstein lächelte seltsam, trübe und ironisch. „Ich will keine Gewalt gegen Gewalt. Was wollt ihr denn gegen die Menschenmenge ausrichten — — und es nützt auch nichts. Ich lasse sie gewähren. Mögen sie suchen. Jeder Widerstand würde dem Wahnwitz neue Nahrung geben.“ Übrigens — wie kamst du dazu, die Kinder hereinzurufen, Jenny?“

„Sie bettelten um Matzen. Der Kleine im carrierten Kittelchen war so ein drolliges Kerlchen. Ich gab ihm drinnen noch das Marzipanei mit dem Schäfchen von Kleist, gleich darauf habe ich ihm selber die Pforte aufgemacht und ihn hinausgelassen.“

Vom Souterrain herauf ertönte im Augenblick ein durchdringendes Geheul. In einem der kleinen, gewölbartigen Kellerverschläge, die zum Teil als Vorratskammern benutzt wurden, hatte Mob frisches Blut auf dem weißgescheuerten Fußboden entdeckt. Vergeblich versicherte die Köchin Sarah, welche angstzitternd aus

ihrer Kammer herbeieilte, daß sie am Abend hier Tauben geschlachtet habe, und das Zweitmädchen vergessen hatte, das Blut aufzuputzen. Sie wies auf die Federn in der Ecke und holte die abgerupften Täubchen herbei, aber kein Mensch hörte auf ihre Erklärungen.

Der Anblick der winzigen Blutlache übte eine förmlich berauschende Wirkung auf den Pöbelhaufen, sie schrien, lachten, brüllten, johlten und fluchten, rissen die Geschirre von den Wandpaneelen, bombardierten alles Zerbrechliche krachend an die Wände und hausten wie eine Bande losgelassener Teufel in den Kellerräumen. Petermann hatte alle Gewalt über seine Heerschaar verloren, und da er der Einzige war, dem noch nicht jedes Restchen Vernunft abhanden gekommen, machte er sich heimlich aus dem Staube, die Polizei zu alarmieren — einmal um die frischen Blutspuren sofort feststellen zu lassen, zweitens aber um nachher jeder Verantwortung für den angerichteten Schaden überhoben zu sein.

Inzwischen hatten die Nachtwächter bereits den Bürgermeister und die beiden Stadtpolizisten von den Vorgängen in der Villa Katzenstein benachrichtigt. Etwa zwanzig Schritte von der Villa traf Petermann mit der bewaffneten Polizeimacht Doberachs zusammen und gesellte sich ihr zu.

Ein paar blinde Schüsse riefen eine allgemeine

Panik hervor. Die Leute erschraken und wurden kleinlaut. Der Fanatismus war durchgängig nicht so wurzelecht, um die nächstliegenden Interessen des lieben Ichs zurückzudrängen. Die Stimmung ernüchterte plötzlich; ein paar halbwüchsige Burschen radauten noch ein Weilchen weiter, aber von den Übrigen trat einer nach dem andern den Rückzug an. Den meisten war das Strafbare des unbefugten Eindringens in ein fremdes Haus wohl bewußt,. auch daß die Juden schließlich Schadenersatz für die vernichteten Gegenstände beanspruchen konnten, wußte jeder und keiner verspürte Lust, seine eigene Haut dabei zu Markt zu tragen. Die Polizei hatte leichtes Spiel; niemand fiel es ein, auf eine momentane Übermacht zu pochen. Einige der größten Spektakelmacher wurden verhaftet, außerdem etwa ein Dutzend Namen notiert; die andern entkamen.

Um ein Uhr war die Villa gesäubert. Auf Anordnung des Bürgermeisters, der persönlich zur Stelle erschien, um sich von dem Umfang und der Tragweite des „bedauerlichen Vorfalls" zu überzeugen, standen zwei Wächter bis zum Morgen bei der Villa Posten.

Keinem Gliede der Familie Katzenstein fiel es in dieser Nacht ein, sein Schlafzimmer aufzusuchen. Bis zum Morgengrauen blieben alle beisammen sitzen. Keiner hätte schlafen können. Gesprochen wurde so gut wie nichts, aber sie hatten sich, auf einen kleinen Fleck eng aneinandergerückt, zusammen gefunden.

Auch die beiden Dienstmädchen gingen die Nacht nicht mehr in ihre Betten. Bis zum hellen Morgen arbeiteten sie in der einem Trümmerhaufen gleichenden Küche, um den Greuel wenigstens etwas überseite zu schaffen, bis die Frau kam. Trotzdem sah es noch schlimm genug aus, als Frau Esther gegen neun Uhr unten nachsah. Sie schüttelte stumm den Kopf und ging ohne ein Wort zu sagen durch die Küche und die Treppe hinauf in den Garten. Dort fand Sybille sie eine Stunde später weinend in der Laube.

„Mutter! Liebes Muttchen“ sagte sie erschüttert, mit erstickter Stimme und auch ihre Augen verschleierten sich vor Schmerz und Groll, als sie die Verwüstung im Garten betrachtete. Nicht genug, daß Blumenbeete und Rasen zerstampft, Sträucher herausgerissen, junge Bäumchen und wertvolle Solitärpflanzen geknickt waren, — auch der größte Teil der kostbaren, einstöckigen Rosen — Frau Esthers Stolz und Freude — das Entzücken jedes Besuchers, waren von ruchlosen Händen geköpft; traurig starrten die ihrer Krönchen beraubten Stämme in die Luft.

„Meine Rosen! Alle meine Rosen! Meine schönen Rosen“ schluchzte die kleine Frau, „du mein Himmel, wo ist der liebe Gott die Nacht gewesen, daß er das zulassen konnte! Meine Rosen, meine Rosen! . . .“

„Lieb' Muttchen! Weine nicht so! Du bekommst wieder Rosen“ tröstete Sybille und küßte das dunkle Köpfchen der Mutter, aber Frau Esther war nicht zu

beruhigen, ein heftiger Weinkrampf durchschüttelte ihren Körper.

„Es ist nicht allein wegen der Rosen“ stieß sie hervor, „nein, daß überhaupt so etwas geschehen kann. Es ist so furchtbar traurig . . . Und wenn das Kind nun nicht gefunden wird — was dann — — bleiben wir in den Augen der Leute denn doch Mörder? . . . Schrecklich, schrecklich! — — Wo wir die Kinder immer so gern hatten — und ihnen so oft etwas schenkten — —“

„Eigentlich ist es zu dumm als daß man sich darüber aufregen sollte“ sagte Sybille, aber ihre Lippen zuckten dabei, sie wußte am besten selbst, wie tief die ungerechte Beschuldigung verletzte. —

Um die Mittagszeit dieses selben Tages kam ein Gendarm den Berg vom Hunsrück hinunter, der ein kreuzfideles, zappeliges Jüngelchen an der Hand führte, dessen Erscheinen in Doberach eine Sensation ohne Gleichen hervorrief — —

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die fast unglaubliche Kunde von Mund zu Mund: Der Schengelchen ist wieder da! Das leibhafte, lebendige Schengelchen im karrierten Sonntagsgewandel.

Die Schmitzen bekam wie tagszuvor vor Verzweiflung jetzt Krämpfe vor Freude. Und der Gendarm erzählte, daß das Schengelchen oben in Orbach bei seiner God*)

*) Patin.

gewesen sei. Die Magd der God habe am Dienstag Eier in die Stadt getragen; grad sei sie an der Villa Katzenstein vorübergekommen, als sie den Schengel gesehen hätte. Das Kind sei dann mit ihr gelaufen und da die God krank war, hätte sie keine Zeit gehabt, es wieder nach Doberach zurückzubringen. Ein Bursche aus der Nachbarschaft, der nachmittags von Doberach aus mit der Bahn nach Köln fuhr, sollte der Schmitzer sagen, daß Schengel in Orbach wäre, wahrscheinlich habe er drum vergessen.

Das war die Lösung des Rätsels.

An diesem Tage sah man den Friseur Petermann nicht vor der Tür seines Ladens stehen. Und die Schreiber vom Rathaus erzählten abends, daß sie ihren Bürgermeister niemals in einer so fürchterlichen Laune gesehen hätten, wie heute, sie trösteten sich indessen damit, daß noch mancher Doberacher Einwohner das Datum des verflossenen Tages im Kalender schwarz anstreichen werde, denn der Alte habe Wut geschnoben und hoch und heilig geschworen, die Attentäter der Nacht sämtlich ohne Pardon dem Staatsanwalt zu überliefern. Eine auffallend gedrückte Stimmung herrschte in der Stadt. Frau Schmitz hielt das Schengelchen hinter verschlossenem Gewahrsam, denn ihr dämmerte eine ungewisse Ahnung, daß dem Bürschchen draußen eine Tracht Prügel blühen könne — dafür, daß er Doberach so genasführt und es ganz

und gar um das Renommé eines zweiten Xanten gebracht hatte.

8.

Die Notiz von den Ausschreitungen in Doberach lief durch alle Zeitungen und wurde, je nach der politischen Parteistellung der Blätter, von den verschiedensten Kommentaren begleitet. Einige Tage später war der Name Dr. Levin Katzenstein in aller Mund.

Bürgermeister Tröpfel hatte seine Drohung wahr gemacht und gegen eine Anzahl der nächtlichen Attentäter, Petermann inbegriffen, bei der Staatsanwaltschaft Anzeige erstattet. Die Erbitterung darüber äußerte sich in einer verstärkten Gehässigkeit gegen die Katzensteins, die man, einer wunderlichen Logik folgend, als die indirekte Ursache der bevorstehenden Unannehmlichkeiten betrachtete.

In den besseren Kreisen des Städtchens gab man laut seiner Entrüstung über die Albernheit des Pöbels Ausdruck, aber im Stillen gönnte man den Katzensteins eigentlich „die kleine Douche auf ihren Hochmut;“ man bedauerte den Vandalismus der Menge, die ihre Wut an toten Gegenständen ausgelassen und den schönen Garten total ruiniert hatte, aber es gab genug menschenfreundliche Seelen, die bei sich dachten, daß dem

protzigen Volk etwas Ärger nichts schadete; mit ihrem Geld konnten sie sich alles wieder anschaffen, aber mit der Rosenpracht und dem frühen, köstlichen Spalierobst war es in diesem Jahr Essig. —

Etwa vierzehn Tagen nach den Vorfällen in Doberach besuchte der Reisende einer Berliner Farbstofffabrik die dortige Apotheke. Nachdem die geschäftlichen Angelegenheiten erledigt, kam man auf andre Dinge zu sprechen und schließlich auch auf den Doberacher Judenexzeß.

„Ich habe die Berichte von der Geschichte mit großem Interesse gelesen" sagte der Reisende. „Im Allgemeinen ist diese Art Lynchjustiz natürlich durchaus zu verurteilen — zumal wenn sich die Menge wie hier, in einem Irrtum befindet. Aber dieser Schuft von Katzenstein hat so viel auf dem Kerbholz, daß man ihn beim besten Willen nicht beklagen könnte, selbst wenn sie ihn bei lebendigem Leibe zerrissen hätten. Der Kerl ist damals mit seinem Jährchen viel zu gelinde weggekommen."

„Wieso?" fragte der Apotheker, und der Provisor setzte hinzu: „Sie irren jedenfalls. Die Familie ist sehr reich, der Sohn ist Offizier und die Tochter hat sich kürzlich mit einem Offizier verlobt . . ."

Der Reisende lachte. „Reich! Natürlich. Aber fragt mich nur nicht woher? Wie, Sie wissen garnichts? Die Vorgeschichte der Familie ist hier ganz unbekannt? Kaum glaublich. Sollte man das für

möglich halten, wo die Welt doch sonst so klein ist! Dieser bewußte Dr. Katzenstein wurde vor einer Reihe von Jahren in Mainz wegen schweren Wuchers mit einem Jahr Zuchthaus bestraft. Ich erinnere mich der Geschichte noch so genau, weil gleich danach die Fabrik verkauft wurde, und mein damaliger Chef eigentlich den Erwerb beabsichtigte, wir kamen aber zu spät, ehe wir noch einen bestimmten Entschluß faßten, war sie schon versilbert."

„Aber das ist ja kaum denkbar" sagte der Apotheker, ganz blaß vor Erregung über die unerwartete Neuigkeit, „ich kann nicht glauben, daß der betreffende Dr. Katzenstein mit dem hiesigen identisch sein könnte . . ."

„Mein bewußter Katzenstein hatte in Mainz eine chemische Fabrik . . ."

„Das stimmt . . ."

„Dr. Levin Katzenstein. Müßte mit dem Kukuk zugehen, wenn meiner und der hiesige nicht ein und dieselbe Person sind. Gott, die Geschichte wirbelte damals doch so viel Staub auf. Er hatte sein sauberes Handwerk schon lange, unter der Hand, als Nebenerwerb betrieben, hauptsächlich in Offizierskreisen, bis er endlich an den Rechten kam, der ihn anzeigte und damit dem Unfug ein Ende machte. Ein Jahr Zuchthaus hat er abgebrummt, dann war die ganze Bagage eines Tages auf und davon und man hat nichts wieder von ihnen gehört. Aber anläßlich der Geschichte

hier, wird sich wieder mancher des ehrenwerten Mosjeh erinnern."

„Herr Deinert, ist das wirklich — auf Ihr Ehrenwort — so richtig, daß man es, ohne anzulaufen, weiter erzählen kann?" fragte der Apotheker.

„Sie können sich ruhig auf mich berufen. Ich bin Ihnen gut dafür. Übrigens ist Mainz doch so nahe, und so lange — daß völlig über die Geschichte Gras gewachsen wäre, ist es ja noch gar nicht her. So'n Stücker neunzehn bis zwanzig Jahre mögen mittlerweile verflossen sein. Aber wahr ist es; auf mein Ehrenwort."

„Dr. Levin Katzenstein . . ."

„Dr. Levin Katzenstein — ganz richtig. Irrtum ausgeschlossen."

Der Apotheker sagte nichts mehr. Die überraschende Mitteilung drückte ihm ordentlich im Halse, sodaß ihm der Kaffee, den er ein halbes Stündchen später mit seiner Familie einnahm, garnicht schmeckte. Dennoch hütete er sich etwas verlauten zu lassen. — — Die wunderbare Neuigkeit dünkte ihm vorerst noch zu ungeheuerlich, um sie weiter zu erzählen. Erst am Abend, als er die Sache einigermaßen in sich verarbeitet hatte, und sie ihm in Folge dessen nicht mehr so ganz unglaublich vorkam, wagte er es, sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit seinen Stammtischfreunden mitzuteilen. Und um dieselbe Zeit vertraute der Provisor seinem Freunde Lulu Hilgenberg die sensationelle

Neuigkeit an — mit der ausdrücklichen Versicherung, daß man eigentlich gar nicht so heimlich damit umzugehen brauche. Herr Deinert, der Berliner Reisende, den er, nachdem der Chef fort war, noch mal gehörig ausgefragt habe, garantiere für die Richtigkeit.

Als Lulu Hilgenberg etwas nach zehn Uhr nach Hause kam, fand er seine Mutter noch in ihrem Wohnzimmer auf dem Sofa, in einen neuen Roman vertieft. Beim Eintreten ihres Augapfels blickte Frau Anna auf und klappte das Buch zu. An seinem Gesicht sah sie sofort, daß er in besonders guter Laune war; seine kleinen, dunklen Augen, die hinter den dicken, weißen Backen fast verschwanden, funkelten vor Vergnügen.

„Kommst du schon, Lulumänni? Das ist hübsch von dir. Setz dich neben mich, Lulu. Was gibts Neues?"

„Etwas sehr Neues, Mama" und er warf sich in die Sofaecke, lachte affektiert, rieb sich die glatten, fetten Hände, und begann, seine Nachrichten auszukramen. Frau Anna schrie förmlich auf bei der unerwarteten Neuigkeit.

„Ich habe es mir gedacht, ich dachte es immer, ich habe so etwas geahnt" versicherte sie aufgeregt, „ich traute diesen Menschen nie! Nein, so was! Na, Seckens werden auch schöne Augen machen, wenn man ihnen die famose Sache unterknöpft. Ich denke, sie werden sich für die Verwandtschaft bedanken — —"

„Ich bitte dich, Mama. Laß du die Hände davon“ sagte Lulu mit einer großartigen Handbewegung „das kleine Gänschen, die Secken, interessiert mich nicht im mindesten mehr, und ich möchte überdies auch den Schein vermeiden, als ob ich in dieser Weise die Chancen eines Rivalen untergraben wollte. Ich möchte dich im Gegenteil bitten, über die Sache Diskretion zu bewahren, in einer kleinen Stadt wie Doberach ist sonst gleich ein großes Geschwätz im Gange.“

„Aber Lulu! Du kannst mir nicht zumuten, daß ich damit stillschweige“ rief Frau Anna und ihre Augen feuchteten sich vor Rührung über die Großmut und den zartsinnigen Tackt ihres Herzblattes. „Du lieber Himmel! Was gehen uns diese Menschen an! Wenn ich denke, daß man mit solchem Volk dieselbe Luft atmet, daß man überhaupt sich jemals herbeiließ, mit ihnen zu sprechen . . ., da müßte man sich eigentlich desinfizieren lassen — — Und so was drängt sich in adlige Kreise . . . Wenn man das in Leutnant Katzensteins Garnison wüßte . . .“

„Dann müßte er seinen Abschied nehmen.“

„Die Mutter des Baron von Lassen, der sich mit der Sybille Katzenstein verlobt hat, soll eine furchtbar stolze Dame sein“ sagte Frau Anna und zog die Stirn in grübelnde Falten, „wenn sie ahnte — —“

„Laß nur, Mama, wir kommen schon auf unsere

Rechnung. Versprich mir also, hier reinen Mund zu halten — —“

„Wenn du es durchaus wünschest. Aber Apothekers werden nicht so diskret sein — —“

„Das ist nicht unsere Sache; es soll nur nicht von uns ausgehen, verstehst du — —“

Frau Anna verstand zwar die Beweggründe ihres Einzigen nicht, — es war eigentlich das erstemal, daß sie soviel Zartgefühl bei Lulu entdeckte, aber gewohnt, sich seinen Dispositionen unterzuordnen, gab sie das verlangte Versprechen.

In der Nacht schloß sie vor triumphierender Erregung kein Auge. Also endlich, endlich bot sich ihr die ersehnte Gelegenheit, die verhaßten Menschen zu demütigen. Und nun durfte sie die Waffe, die sie in Händen hielt, nicht einmal gebrauchen, weil Lulu in lächerlich übertriebener Rücksicht es nicht wünschte. Sie sann und sann, bis ihr endlich — lange nach Mitternacht, ein erlösender Gedanke tagte, den sie bis zum Morgen in Einzelheiten zerlegte und gebührend ausspann.

Übrigens erwies sich Frau Annas Sorge im Laufe des nächsten Tages als durchaus überflüssig. Die Frau Apotheker war nach der Heimkehr ihres Gatten aus dem Wirtshaus, in das sensationelle Geheimnis der Katzensteins eingeweiht worden. Mit dem Glockenschlage elf trat die Dame am nächsten Morgen eine Visitenrundreise bei ihren sämtlichen Bekannten an,

um die „unerhörte Neuigkeit, wer „diese“ Menschen eigentlich waren“ triumphierend zu verkünden. — —

In der Villa am Rhein ahnte natürlich niemand das Unwetter, das sich über ihr zusammenbraute.

Auf Frau Esthers inständige Vorstellung war die Hochzeit, die eigentlich Anfang Mai stattfinden sollte, endgültig auf den achtundzwanzigsten Mai festgesetzt worden. Es gab noch so viel vorzubereiten, so viel zu tun bis dahin, daß nach der Mutter Ansicht dieser kleine Aufschub unumgänglich notwendig war. Vom zwanzigsten Mai ab bekam Kleist einen mehrmonatlichen Urlaub, den das junge Paar an der Riviera zubringen wollte.

Von dem nächtlichen Exzeß der lieben Doberacher wurde nicht mehr im Hause gesprochen; Katzenstein wollte nicht mehr daran erinnert werden. Durch Schengels Wiederauftauchen und die lächerlich einfache Lösung der anscheinend so rätselhaften Angelegenheit wurde die ganze Begebenheit in eine tragisch komische Beleuchtung gerückt, unter der sie ein wesentlich verändertes Aussehen gewann. Nichtsdestoweniger hatten alle im Hause die Nachricht von Schengels Auffindung mit einer merklichen Erleichterung begrüßt, und nur die Erkenntnis, wie rasch man bei der Hand war, sie auf den leisesten Schein hin des schwersten Verbrechens zu verdächtigen, ließ den Bodensatz einer gewissen Bitterkeit in jedem einzelnen Glied der Familie zurück.

Am zweiundzwanzigsten April kehrte Theodor nach

Bonn zurück. Lulu Hilgenberg war schon ein paar Tage früher abgereist.

Theodor gehörte, schon so lange er in Bonn studierte der „Hansea“ an; Hilgenberg, dem die Höhe seines Monatswechsels auch den Eintritt in eine kostspielige Verbindung gestattete, hatte sich vor einigen Monaten in demselben Corps aufnehmen lassen.

Theodor war im großen, ganzen sehr beliebt unter den Kommilitonen; bevor Lulu Hilgenberg nach Bonn kam, hatte er dort keine Feinde, freilich auch keine intimen Freunde. Seine eigene sensible Natur erschwerte es ihm, sich jemand enger anzuschließen; seine liebenswürdigen Manieren machten ihn zu einem angenehmen Gesellschafter, die Studenten nannten ihn untereinander einen netten Kerl, aber trotzdem hatte er etwas an sich, das jede vertrauliche Annäherung zurückhielt. Im Grund lag ihm eine Isolierung fern; er hätte, im Gegenteil, über alles gern einen wirklichen Freund gehabt, aber sein Ideal von wahrer Freundschaft war ein diffiziles Gespinnst, das den derben Werktagsrealismus der landläufigen Freundschaften nicht vertrug. Unter den Kommilitonen war ihm dieser und jener sympathischer als der andere, zu einigen fühlte er sich mehr hingezogen als zu andern, aber einer, dem er sich in rückhaltlosem Vertrauen zuneigte, den er sich wirklich als Intimus gewünscht hätte, war nicht darunter. Eine Art herzlicher Kameradschaft, die nahe an waschechte Freundschaft streifte, verband ihn

mit einem jungen Hamburger, der, wie er, im fünften Semester jus studierte. Seit dem Herbst wohnte Olke Petersen mit ihm auf derselben Etage in einem Hause an der Poppelsdorfer Allee.

Petersen traf am Tage nach Theodors Ankunft wieder in Bonn ein. Theodor, dem er die Stunde seiner Ankunft mitgeteilt hatte, holte ihn vom Bahnhof ab, und nachdem Olke Petersen sich in seiner Bude etwas restauriert hatte, speisten beide in Theodors Wohnzimmer zu Abend.

Olke Petersen war der Sohn eines reichen Handelsherrn. Er hatte sich in diesen letzten Osterferien vorzüglich unterhalten und gab seine Erlebnisse in behaglicher, norddeutscher Breite zum besten. Vierzehn Tage war er mit der Yacht seines Schwagers an der norwegischen Küste gewesen, und in den letzten acht Tagen hatte er zwei Hochzeiten mitgemacht. Über sein Erzählen vergingen die Abendstunden, und es schlug schon elf, als er sich plötzlich besann, daß er einem andern Kommilitonen, Sohn eines Prokuristen der Firma Petersen, noch heute eine Mitteilung zu machen hatte, die sich nicht gut bis zum andern Tage aufschieben ließ. Janssen, so hieß der junge Mann, gehörte der Verbindung Markaria an. Und nach einigem Überlegen beschlossen die beiden in das Kaiserkafé zu gehen, wo die Märker offiziell zu verkehren pflegten, um Janssen womöglich noch dort zu treffen. Das Lokal war ziemlich stark von Studenten besetzt.

Schon auf der Straße ließen sich deutlich einige besonders laute Stimmen unterscheiden. Eine erregte Debatte schien im Gange. „Höchstens ist das Prädikat aus guter Familie zu streichen" schrie ein heller Tenor „persönlich ist ihm doch nichts vorzuwerfen. Übrigens — —"

Als Katzenstein und Petersen das Lokal betraten, verstummte die Unterhaltung so unvermittelt, daß es beiden auffiel. Petersen runzelte die Stirn. „Bitte, meine Herren, lassen Sie sich nicht stören" sagte er, mit dem Knauf seines Stockes leicht auf den Tisch klopfend, „darf man erfahren, von wem und was die Rede war?"

Die verlegene Pause, welche entstand verschärfte den peinlichen Eindruck. Auf der Stirn des jungen Hamburgers schwollen die Adern, während Theodor, der gern Reibereien vermied, und den es nicht im mindesten interessierte, das Gesprächsthema der Studenten zu erfahren, sich vollständig passiv verhielt. Aber in demselben Augenblick, als einer der Herren aufstand und Petersen flüsternd eine Erklärung abgab, die diesen anscheinend befriedigte, fing Theodor einen merkwürdig hämischen, herausfordernden, glitzernden Blick aus Hilgenbergs listigen Augen auf, der ein eigenartiges, unbestimmtes Unbehagen in ihm hervorrief, sodaß er an sich halten mußte, um nicht mit Hilgenberg anzubinden.

Petersen hatte an einem Seitentischchen zwei freie Plätze entdeckt, die er, voranschreitend, für sich und

Katzenstein belegte. Dann ging er durch das Lokal, um nach seinem Landsmann zu suchen. Theodor grüßte die beiden ihm oberflächlich bekannten Studenten am Tisch, und nahm einen der freien Stühle. Ein paar gleichgültige Bemerkungen wurden ausgetauscht, dann schwiegen beide. Überhaupt war es plötzlich sonderbar still im Lokal; im Gegensatz zu dem animierten Meinungsaustausch vorhin, lastete ein fast bedrückendes Schweigen auf den Anwesenden.

Als der wegen seines norddeutschen Schneid bekannte Kommilitone vorhin nach der Ursache des plötzlichen Verstummens fragte, fiel es Theodor nicht ein, dasselbe möglicherweise auf sich zu beziehen. Erst jetzt schoß ihm der Gedanke durch den Kopf . . . irgend etwas lag in der Atmosphäre, das ihn anreizte und aufregte, aber er konnte sich keinen Reim darauf machen. „Höchstens ist das Prädikat aus guter Familie zu streichen —“ Unsinn, das hatte doch keinen Bezug auf ihn, und in Lulu Hilgenbergs Augen hatte er noch nie besonders liebevolle Gefühle gelesen. Vielleicht war es auch nur Einbildung, daß die beiden Studenten an seinem Tisch ihn verstohlen beobachteten; als er mit forcierter Unbefangenheit ein Gespräch aufnahm gingen beide zuvorkommend darauf ein, und an den Nebentischen hoben sich allmählich auch wieder die Stimmen zu lauten Unterhaltungen.

Eine halbe Stunde nach Mitternacht brach die Runde am Ecktisch, unter der Hilgenberg sich befand, auf.

Hilgenberg hatte einen ziemlich weiten Weg bis in seine Wohnung, ein Freund von ihm, der denselben Weg hatte, begleitete ihn ein Stück.

„Hören Sie, Hilgenberg, nach meiner Ansicht hätten sie besser getan, Ihre Mitteilungen über die Familie Katzenstein zu unterlassen“ sagte der andere. „An der Art und Weise wie Ihre — hm — Mitteilung aufgenommen wurde, sehen Sie, wie viel Sympathien Katzenstein in unsern Kreisen genießt. Hoffentlich haben Sie einen zuverlässigen Gewährsmann in Hinterhand, sonst könnte Ihnen die Geschichte eklig auf den Hals rücken. Schließlich ist der arme Kerl doch auch nicht für seinen Alten verantwortlich. Am Ende weiß er's nicht mal. — —“

Hilgenberg zuckte die Achseln. „Ich hafte für die Richtigkeit meiner Mitteilung, und im übrigen stehe ich Katzenstein jederzeit zur Verfügung —“

„Na hören Sie mal, die Sache könnte aber auch eine andere Wendung nehmen. Beispielsweise vorhin. . . . Mit Petersen ist nicht zu spassen, wissen Sie, er soll ein vorzüglicher Pistolenschütze sein, wenigstens steht er in dem Ruf, nie zn fehlen — —“

„Petersen geht mich nichts an. Übrigens hätte ich nichts gesagt, wenn das Gespräch nicht gerade auf die Kravattenfabrikation gekommen wäre . . .“

„Wenn ich nicht irre, wurde das Thema von Ihnen begonnen. —“

„Möglich.“

„Sie scheinen eine starke persönliche Aversion gegen Katzenstein zu haben. . .“

„I wo. Daß ich ihn besonders ins Herz geschlossen hätte, könnte ich freilich nicht behaupten, aber sonst ist er mir persönlich gleichgültig. Wie gesagt, ich habe durchaus keine bestimmte Absicht mit meiner Mitteilung verbunden, da sie aber anscheinend bei verschiedenen Zweifel erregte, werde ich sie mit aller Bestimmtheit wiederholen — — ich bin mir das gewissermaßen selber schuldig, um nicht als gedankenloser Schwätzer dazustehen. — — —“

„Es möchten Meinungen auftauchen, die noch Schlimmeres als gedankenlose Schwätzerei darin erblickten. —“

„Wie meinen Sie?“ brauste Hilgenberg auf, „wollen Sie sich deutlicher erklären. — —“

„Bitte, bitte. Wir wollen uns doch nicht deswegen rempeln, das wäre zu dumm. Ich meine nur, daß Sie, — nachdem die bewußte Geschichte einmal zur Sprache gekommen ist, — allerdings Ihre Behauptungen aufrecht erhalten müssen,“ entgegnete der Freund kühl. „Eine eklige Geschichte bleibt es. —“

„Jawohl, eine eklige Geschichte, der Sohn eines berüchtigten Kravattenfabrikanten zu sein. — Ich bedauere Katzenstein selber, aber damit ist die Tatsache nicht aus der Welt zu schaffen.“

Der Freund zuckte die Achseln. Kühler als ge-

wöhnlich trennten sich die beiden jungen Leute an einer der nächsten Straßenecken.

Lulu Hilgenbergs interessante Enthüllungen über die Vergangenheit des alten Katzenstein in Doberach wurden von dem Gros der Studentenschaft zwar mit merkbarer Reserve aufgenommen, aber desungeachtet sprach sich die Sache weiter, zumal Hilgenberg dafür sorgte, daß das Thema nicht sobald ad acta gelegt wurde. Zwar stimmte man durchgängig in der Ansicht überein, daß Katzenstein junior, der sich persönlich eines makellosen Rufes erfreute, die obskure Vergangenheit des Vaters in keiner Weise zum Vorwurf gemacht werden könne, aber hier und da machten sich doch Ansichten geltend, die dem Sohn des Kravattenfabrikanten und ehemaligen Zuchthäuslers nicht die soziale Gleichberechtigung zuerkennen wollten, und die sich langsam, möglichst unauffällig, aber doch nicht unauffällig genug, um die Absicht ganz verdecken zu können, von Theodor Katzenstein zurückzogen. Die Wohlmeinenden suchten den im stillen bemitleideten Kommilitonen durch verdoppelte Rücksichtnahme und Zuvorkommenheit über die kreisenden Stimmungen möglichst zu täuschen, aber gerade dieses auffallende Entgegenkommen, diese, im gewöhnlichen studentischen Verkehr garnicht gebräuchliche akzentuierte Höflichkeit machten Theodor zuerst aufmerksam, dann stutzig. Seit jenem ersten Abend im Kaisercafé schien ein unsichtbarer Schatten neben ihm zu gehen, der sein Gemüt

verdüsterte, und ihn überall Gespenster sehen ließ. Instinktiv witterte er etwas Heimliches, Fremdes, in der Atmosphäre, ohne doch, trotz scharfen Beobachtens, etwas Wesentliches, Greifbares, Wirkliches entdecken zu können. Vergebens suchte er sich mit Vernunftsargumenten über das drückende Gefühl hinwegzusetzen. Als es ihm in den ersten Tagen wiederholt passierte, daß bei seinem Hinzutreten eifrig geführte Gespräche plötzlich abgebrochen wurden, nahm er als selbverständlich an, daß von der durch die Presse enorm aufgebauschten Doberacher Affaire die Rede gewesen, und das unvermittelte Verstummen gewissermaßen als Rücksichtnahme aufzufassen sei. Im Laufe der nächstfolgenden Zeit wurde ihm diese Voraussetzung unwahrscheinlicher, er ahnte, daß irgend etwas gegen ihn persönlich vorlag, er merkte die Absicht der ihm wohlgesinnten Kommilitonen, etwas zu bemänteln, und ebenso fühlbar wurde ihm die höfliche Kälte und Zurückhaltung der ihm fremder gegenüberstehenden Studenten, er empfand deutlich, daß man irgend etwas gegen ihn hatte, aber alle seine Bemühungen, der Sache auf den Grund zu gehen und etwas Positives zu erfahren, scheiterten an der ablehnenden Haltung der Kommilitonen, sobald er nur den Anlauf zu einer direkten Frage nahm. Und gerade die Ungewißheit, die Zweifel peinigten ihn aufs äußerste und brachten ihn fast zur Verzweiflung. Die nächste Folge seiner nervösen Zerfahrenheit waren schlaflose Nächte, quälende

Halluzinationen und Einbildungen, eine ausgesprochene Unlust zum Arbeiten und eine krankhafte Empfindlichkeit, die ihn die wesenlose Feindseligkeit auch da wittern ließ, wo sie sich in Wirklichkeit garnicht äußerte.

Eines Tages erhielt Olke Petersen, der dem Vorstand der Hansea als Schmuckwart angehörte, von dem ersten Chargierten der Verbindung schriftlich die Aufforderung zur Teilnahme an einer geheimen Vorstandssitzung „in Vereinsangelegenheiten." Als Ort der Zusammenkunft war nicht das Verbindungslokal, sondern ein Zimmer im Hotel du Nord bezeichnet. Petersen wußte, worum es sich handelte.

Zu der anberaumten Konferenz waren außer Petersen nur die beiden ersten Chargierten erschienen. Der Präside, stud. jur. Vieberg, wandte sich direkt an Petersen.

„Sie haben jedenfalls bereits die unangenehmen Gerüchte gehört, welche sich mit unseres Kommilitonen und Verbindungsbruders, stud. jur. Katzenstein Familie — oder vielmehr nur mit dessen Vater — beschäftigen. Ich persönlich stehe prinzipiell solchen ominösen on dit immer einigermaßen skeptisch gegenüber und nehme möglichst wenig Notiz davon, aber die Geschichte ist bereits dermaßen publik geworden und hält sich mit einer Hartnäckigkeit, daß wir uns offiziell nicht ganz die Ohren dagegen verstopfen können. Da Sie persönlich näher mit Katzenstein bekannt, respektive befreundet sind, übernehmen Sie es wohl,

Katzenstein von den betreffenden Gerüchten in Kenntnis zu setzen, und ihn gleichzeitig darauf aufmerksam zu machen, daß Hilgenberg die Geschichte hier aufgebracht hat, und er sich folglich in erster Linie an diesen zu halten hat. Mensur bis zur kompletten Abfuhr ist in diesem Fall unerläßlich."

„Ja . . . das ist leider der böse Punkt: Katzenstein schlägt sich nicht . . ."

„Schlägt sich nicht?" wiederholte der Chargirte gedehnt.

„Er hatte bereits im Herbst eine scharfe Mensur mit Hilgenberg, weshalb weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ihn die Geschichte damals schauderhaft aufregte, wenigstens äußerte er zu mir, daß er in seinem Leben keine Forderung mehr erlassen werde — —"

Vieberg zuckte die Achseln. „So etwas wird wohl mal gesagt, aber im Ernstfall wird er sich nicht weigern. Offen gestanden: Ich glaube nicht einmal, daß etwas an der Geschichte ist. Ich habe unter der Hand einige oberflächliche Erkundigungen über die Familie eingezogen und durchaus günstige Auskünfte erhalten. Katzensteins ältester Bruder steht als Ulanenleutnant in H., seine Schwester heiratet demnächst in eine hochadlige Familie — offenbar weiß kein Mensch außer Hilgenberg von den angeblichen ehemaligen Halsabschneidereien des alten Katzenstein. Ich weiß nicht — die ganze Sache ist mir wie gesagt, äußerst ominös; Hilgenberg

verfolgt doch offenbar einen bestimmten Zweck mit seiner Bohrerei —"

„Na selbstverständlich läuft das Ganze auf irgend eine Gehässigkeit oder einen Racheakt des Hilgenberg hinaus," sagte der zweite Chargierte. „Hilgenberg soll sich vor einigen Abenden in besoffenem Zustand geäußert haben, er werde nicht eher ruhen, bis Katzenstein C. J. aus der Hansea gewimmelt werde. Nach meiner Ansicht ist es eine Gemeinheit sondergleichen, die peinliche Angelegenheit in dieser Art und Weise hier breit zu treten."

„Hilgenberg ist überhaupt ein unausstehlicher Patron" warf Petersen ein," für Katzensteins persönliche Ehrenhaftigkeit lege ich meine Hand ins Feuer. Grade in punkto Ehrensachen ist er, so weit ich ihn kenne, von einer geradezu damenhaften Sensibilität. Ich muß gestehen, daß mir die Mission, welche Sie mir übertragen möchten, außerordentlich peinlich ist. Kommt mir fast wie ein meuchlerischer Überfall vor, ihm plötzlich mit der Erklärung vor die Brust zu springen, daß man seinen Vater hier öffentlich der ehemaligen Kravattenfabrikation bezichtigt. Aus allem was er mir so hin und wieder über seine Familienverhältnisse erzählte, schließe ich, daß er mit außerordentlicher Liebe an seinen Eltern hängt, und das Familienleben in seinem elterlichen Hause überaus glücklich ist. Es muß ja ein furchtbarer Schlag für den armen Kerl sein, diese Geschichte zu erfahren — —"

„Wenn sie wahr ist — —“

„Nun ja — etwas wird doch wohl dran sein; ich meine, Hilgenberg würde kaum wagen, Dinge von solcher Tragweite dermaßen ausdrücklich zu behaupten, wenn er nicht bestimmte Beweise für die Wahrheit in Hinterhand hätte —.“

„Sagen Sie das nicht. Gemeine Naturen — und eine Gemeinheit liegt hier seitens Hilgenberg auf jeden Fall vor — sind zu allem fähig —“ sagte Vieberg sinnend, „ich denke, wir können die Sache noch einige Tage ruhen lassen. Bekommt Katzenstein inzwischen Wind von der Geschichte, wird er schon selber wissen, was er zu tun hat. Ich habe einen alten Onkel, der lange Jahre in Mainz als Staatsanwalt stand, bei dem werde ich anfragen, ob ihm etwas von der bewußten Geschichte bekannt ist. Beruht die Sache auf Wahrheit, so werden wir Katzenstein den Wink geben, Hilgenberg für seine Maulereien ein paar gehörige runterzuhauen, stellt es sich aber heraus, daß die ganze Kiste auf Erfindung beruht und eine erbärmliche Verleumdung ist, werde ich persönlich den Antrag stellen, monsieur Hilgenberg com infamia zu wimmeln, daß ihm künftig seine Schandmaulereien vergehen sollen Die Mensur wird Katzenstein allerdings auch in diesem Fall nicht erspart bleiben.“

Die andern beiden Herren erklärten sich mit Viebergs Vorschlag einverstanden. Petersen war sichtlich

erleichtert, daß die peinliche Mission, deren Träger er sein sollte, vorläufig noch aufgeschoben war.

Etwa vierzehn Tage später erhielt Petersen von Bieberg ein Billet mit einem beigeschlossenen Schreiben; die Karte erhielt nur wenige Worte. „Bitte Katzenstein in schonender Weise die notwendigen Mitteilungen zu machen. Überlasse es Ihrem Ermessen, ihn nötigenfalls von dem Ergebnis meiner eingezogenen Erkundigungen in Kenntnis zu setzen.“ Der anliegende Brief war von Biebergs Onkel, dem Staatsanwalt a. D. Bräsen in Frankfurt, der auf die Anfrage seines Neffen erwiderte, daß ihm allerdings die vor ca. zwanzig Jahren in Mainz spielende Affaire Katzenstein noch erinnerlich sei. Ein Dr. chem. Levin Katzenstein sei damals wegen schweren Wuchervergehens zu einem Jahr Zuchthaus verurteilt worden; der Einzelheiten entsinne er sich allerdings nicht mehr, allenfalls könne er sich noch die Akten über den Fall verschaffen.

Petersen überlegte nicht lange. Furchtbar peinlich war ihm der Auftrag natürlich, aber da er einmal dazu ausersehen war, und ein anderer vielleicht weniger Rücksichten genommen hätte, entschloß er sich kurzerhand, die Sache so schnell als möglich abzumachen.

Theodor Katzenstein war zu Hause. Als Olke Petersen nach raschem Anklopfen bei ihm eintrat, stand er mit unterschlagenen Armen am Fenster und wandte sich langsam dem Besuch zu.

„Sie sehen sehr angegriffen aus, Katzenstein,“ sagte

Petersen nach der Begrüßung, „fühlen Sie sich nicht wohl?“

„Ich könnte nicht behaupten, daß mir etwas Besonderes fehlte. Aber irgend etwas steckt mir doch in den Knochen, der Kukuk weiß was. Bisweilen glaube ich die Symptome eines regulären Verfolgungswahnsinns in mir zu entdecken — es ist zum Lachen —“

„Ich komme in einer sehr ernsten Angelegenheit —“ Petersen nahm den dargebotenen Sessel, „ich weiß nicht . . .“ er zögerte ein wenig, „ob Sie bereits Kenntnis von den beleidigenden Äußerungen Hilgenbergs über Ihren Herrn Vater —“

„Über meinen Vater,“ wiederholte Theodor erstaunt, „keinen Schimmer! — Daß irgend etwas über mich in Umlauf ist, glaube ich zu bemerken, vielmehr zu empfinden; und daß es von Hilgenberg ausgeht, wundert mich nicht nur keineswegs, es beruhigt mich auch gewissermaßen, da ich seine Motive hinlänglich zu kennen glaube. Übrigens bin ich glücklich, daß mir endlich einmal jemand reinen Wein einschenkt. Was in aller Welt kann Hilgenberg denn meinem Vater nachsagen?“

Petersen räusperte sich. Der schneidige junge Hamburger fühlte sich in diesem Augenblick gänzlich der Sicherheit beraubt, mit der er sonst jede Situation beherrschte. Seine Mission war wirklich noch schwerer, als er gedacht hatte.

„Hilgenberg behauptet, Ihr Herr Vater hätte

früher — in Mainz — ungesetzliche Geldgeschäfte betrieben und sei deswegen auch mit dem Gesetz in Konflikt gekommen. Ihnen bleibt in diesem Fall selbstverständlich nichts übrig, als Hilgenberg zu fordern . ."

„Mein Vater?" wiederholte Theodor mit ungläubigem Staunen, „ungesetzliche Geldgeschäfte — — auf deutsch gesprochen Wucher — — na hören Sie mal, Petersen, in dem vorliegenden Fall kann es sich überhaupt nur um die Klarstellung eines — mir allerdings sehr unangenehmen — Irrtums handeln, denn für so infam, eine derartige niederträchtige Verleumdung aus der Luft zu greifen, halte ich Hilgenberg nun doch nicht."

Petersen zuckte die Achseln. „Nach der Art und Weise wie Hilgenberg das betreffende Gerücht verbreitet, glaube ich nicht, daß wir auf eine so einfache Lösung der Angelegenheit hoffen dürfen. Er renommiert öffentlich mit der Versicherung, daß er seine Behauptungen jederzeit beweisen könne. Hilgenberg ist Ihnen offenbar sehr feindlich gesonnen, Katzenstein, Sie können dem Gerücht eben nur nachdrücklich entgegentreten, indem sie Hilgenberg eine kräftige Abfuhr zu Teil werden lassen. In dem vorliegenden Fall ist es dringend erforderlich, daß Sie Ihren Standpunkt, sich nicht mehr zu schlagen, noch einmal verlassen."

„Und wenn ich trotzdem beharre —"

Auf Petersens Zügen lag ein starrer, fast feierlich wirkender Ernst; seine Stimme dämpfte sich unwill-

kürlich zum Flüstern herab — „das täte mir leid für Sie, Katzenstein. In diesem Fall müßte ich Ihnen raten, dem Vorstand der Hansea Ihren Austritt aus unserm Korps anzuzeigen."

Auf Theodors Gesicht wechselte jäh die Farbe; die dunkel auflodernden Blutflammen erloschen plötzlich in eine graue, leichenhafte Blässe. Ein hilfloses Entsetzen lag in dem großen, auf Petersen gerichteten Blick seiner glanzlosen Augen.

„Verstehe ich Sie recht, so kommen Sie nicht privatim, sondern offiziell im Auftrag der Verbindung, um mir Mitteilung über Hilgenbergs Verleumdung zu machen?" sagte er langsam, nach Atem ringend.

„Offiziell eigentlich nicht, aber gerade herausgesagt: Die Gerüchte, welche Hilgenberg in nicht mißzuverstehender Absicht kolportiert, haben bereits solche Dimensionen angenommen, daß wir es — auch offiziell — für unsere Pflicht halten, Sie aufzuklären. Vieberg bat mich, zu Ihnen zu gehen und Ihnen die nötigen Winke zu geben. Wir können es nicht ruhig ansehen, wie einer der Unsern in beleidigender Weise hinterrücks angegriffen wird, Sie kennen den Kodex unserer Verbindung und wissen, daß Sie aufhören müssen unserer Verbindung anzugehören, wenn Sie die Forderungen dieses Ehrenkodex nicht erfüllen. Ich hoffe, daß Ihnen die Wahl nicht schwer fällt..."

Theodor sprang auf und rannte hin und her durch das Zimmer. „Nein — nein — Sie haben ganz recht . . . hier kann mir die Wahl nicht schwer fallen.

Ich will auch — ja gewiß — ich schlage mich . . . In diesem Fall soll mich nichts abhalten . . . ganz sicher . . ."

„Das erwartete ich" sagte Petersen befriedigt, „ich stelle mich Ihnen natürlich für alle Fälle zur Disposition . . ."

„Danke, nehme Ihr freundliches Anerbieten an. Und bald, wenn ich bitten darf, sehr bald, am liebsten gleich heute . . . Das geht nicht? Nun, dann spätestens morgen. Aber vorher weiß ich, was ich tue. Eine solche Nichtswürdigkeit — — solche Schurkerei . . . Meinen Vater wagt der Schuft zu verunglimpfen . . . meinen Vater, — man müßte lachen, wenn es nicht so niederträchtig wäre — — Meinem Vater, der die lauterste Ehrenhaftigkeit in Person ist . . . Ich glaube, Hilgenberg ist verrückt geworden — — Ich habe einmal meinem Vater versprechen müssen, mich nie zu schießen — — und im buchstäblichen Sinne breche ich das Versprechen ja auch nicht — und in diesem Falle ist es meine heilige Pflicht, die von einem Schurken besudelte Ehre meines Hauses mit der Waffe zu verteidigen. — — Aber wissen Sie, was ich tue? Ich gehe gleich auf der Stelle in den nächsten, besten Laden und kaufe mir eine Reitpeitsche. Und mit der Peitsche in der Hand begebe ich mich auf die Suche nach Hilgenberg, und wo ich den Hallunken finde, da zieh ich ihm ein paar über seine Bulldoggenvisage, daß ihm Hören und Sehen vergeht und rufe ihm die Be-

zeichnungen zu, die ihm gebühren — — ja — das tue ich, das wird mir eine wahre Erleichterung sein — — ganz sicher, ganz sicher . . ."

„Nein, doch nicht, Katzenstein, das tun sie nicht", sagte Petersen, der aufgestanden war und jetzt leise mit der Hand Theodors Schulter berührte, „Sie werden die Angelegenheit vielmehr wie ein ruhiger, besonnener Mann behandeln und rüpelhafte Anrempeleien eines Menschen vom Schlage Hilgenbergs nicht mit gleicher Münze heimzahlen . . ."

„Nein, nein, nein — — Ich will ihm vor allen Ohren sagen, was ich über ihn denke und als was ich seine Gemeinheiten auffasse," schrie Theodor außer sich. „Denken Sie sich an meine Stelle und was Sie in diesem Falle tun würden — —"

„Ich würde mich in erster Linie vergewissern, ob nicht am Ende doch ein Körnchen Wahrheit in den Behauptungen des Gegners enthalten wären — —"

„Ach das ist ja Blödsinn" murmelte Theodor verstört, „— man schenkt Hilgenbergs Mitteilungen also Glauben! Sie selber scheinen anzunehmen — —"

„Mißverstehen Sie mich nicht" sagte Petersen ruhig, „ich meine es gut mit Ihnen, und Sie haben überhaupt viel mehr Freunde, als Sie selber wissen. Die besseren Elemente in unseren Kreisen verurteilen Hilgenbergs Verhalten in dieser Sache einstimmig auf das Entschiedenste, ohne daß man Hilgenberg direkt der Verleumdung beschuldigen möchte. Zum mindesten wäre

es für diesen eine sehr gewagte Geschichte, so etwas aus dem Blauen herauszulügen; jedenfalls dürfte er einige bestimmte Anhaltspunkte haben.“

Die beiden jungen Leute hatten ihre vorhin verlassenen Plätze wieder eingenommen. Theodor schien sich allmählich zu fassen, wenigstens machte sich die zitternde Erregung nicht mehr äußerlich so bemerkbar, aber eine blutrote Glut spann sich wieder über seine Wangen.

„Verheimlichen Sie mir nichts, Petersen“ sagte er, „ich muß in dieser Sache klar sehen. Was glauben Sie?“

„Von glauben und nichtglauben darf in diesem Fall keine Rede sein. Aber wenn Sie alles wissen wollen, darf ich natürlich nichts zurückhalten. Bei jedem andern hätten wir wahrscheinlich nicht viel Fisematenten gemacht, es wäre ihm einfach gesagt worden: So und so, und das übrige ist dann seine Sache. Aber gerade, weil die Sympathien ausnahmslos auf ihrer Seite sind und wir Hilgenberg für seine boshaften Klatschereien einen Denkzettel gönnten, faßten wir die Angelegenheit näher ins Auge. Hätten wir herausgefunden, daß Hilgenberg den ganzen Tratsch aus den Fingern gesogen, würden wir ihn sans facon aus unserer Verbindung spediert haben — —“!

„Aha . . . Sie haben sich erkundigt. Und das Ergebnis Ihrer Recherchen?“ forschte Theodor mehr neugierig als ängstlich.

„Viebergs Onkel war vor langen Jahren Staatsanwalt in Mainz. Vieberg fragte nun — selbstverständlich unter Wahrung strengster Diskretion — bei diesem an, ob er sich einer Affaire so und so erinnere. Nach der Antwort zu schließen, hat sich derzeit allerdings etwas derartiges in Mainz zugetragen; vielleicht liegt ja eine Namensverwechselung vor, ich würde Ihnen natürlich raten, der Sache energisch auf den Grund zu gehen, jedenfalls konnte die Gleichheit der Namen — der Staatsanwalt a. D. schreibt auch von einem Dr. chem. Katzenstein, — zu verhängnisvollen Irrtümern Anlaß geben . . ."

„Pardon . . . würden Sie Vieberg vielleicht veranlassen können, mir den betreffenden Brief zur Durchsicht zu überlassen — —"

Petersen griff in die Tasche seines Jacketts und reichte Theodor den Brief hinüber.

Seine Hände flogen ein wenig als er die Zeilen des Staatsanwaltes durchflog. Dann nickte er. „Jawohl, Sie haben recht. Die fatale Übereinstimmung der Namen entschuldigt den Irrtum, — selbstverständlich ist jener Dr. Katzenstein nicht mit meinem Vater identisch. Ich werde direkt nach meinem Renkontre mit Hilgenberg eine vollständige Klarstellung der mysteriösen Angelegenheit veranlassen."

Petersen machte eine zustimmende Bewegung und erhob sich. Im Stehen verabredeten beide dann noch, daß Petersen sich sofort zu Hilgenberg begeben und

mit diesem die näheren Vereinbarungen über das Duell treffen sollte.

Nach einer guten Stunde kam Petersen zurück. Er hatte Hilgenberg in dessen Wohnung angetroffen, und mit ihm das Rekontre für den folgenden Tag verabredet. Petersen beschränkte sich Theodor gegenüber auf die rein sachlichen Mitteilungen; daß Hilgenberg trotz des höhnischen Gleichmuts, mit dem er die Forderung angenommen, sichtlich eine intensive Enttäuschung zu verbergen gesucht hatte, verschwieg er absichtlich, um den hochgradig erregbaren Kommilitonen nicht noch mehr zu reizen. Offenbar hatte Hilgenberg seine Pläne auf Katzensteins voraussichtliche Weigerung, sich zu schlagen, begründet.

In der Morgenfrühe des nächsten Tages traf man auf dem für die Säbelmensur verabredeten Platz zusammen.

Theodor war die Nacht aufgeblieben. Stundenlang hatte er vor dem Schreibtisch gesessen und wie hypnotisiert auf den offenen Brief, den Petersen dagelassen hatte, gestarrt. „Dr. chem Levin Katzenstein“ es war ein so sonderbares Zusammentreffen, beinahe ein Verhängnis, — — vielleicht wurde es sogar sein Verhängnis, denn Hilgenberg hatte eine treffsichere, im Klingeführen geübte Hand und er — er war überhaupt so kraftlos, so zerschlagen an allen Gliedern, um auf einen für ihn glücklichen Ausgang des Duells hoffen zu dürfen. —

Die üblichen Formalitäten waren erfüllt. Hilgen-

berg stand in protzig herausfordernder Haltung, ein ironisches Lächeln auf den Lippen, in der festgesetzten kurzen Distanz seinem Gegner gegenüber; unmittelbar vor dem Kommando zum Beginn der Mensur richtete er in nachlässig schleppendem Tone noch einige Worte an diesen.

„An dieser Stelle und in Gegenwart der hier anwesenden Herren als Zeugen betone ich noch einmal ausdrücklich, daß ich auf Verlangen jederzeit den Wahrheitsbeweis meiner Behauptungen antreten werde. Einzig die hier und da auftauchenden Zweifel an meiner ganz beiläufigen Äußerung veranlaßten mich, dieselbe zu wiederholen."

„Soll das eine Entschuldigung ihres Verhaltens bedeuten?" fragte Petersen steif.

„Keineswegs."

„Nun, dann haben wir nichts zu erwidern."

„Fertig. Los. — —"

Hilgenbergs impertinente Erklärung hatte Theodor den letzten spärlichen Rest überlegender Ruhe genommen, den er mitgebracht, und nach kaum vierminutenlangen Klingenwechsel streckte ein wohlgezielter Aushieb seines Kontrahenten ihn nieder. Der Arzt konstatierte eine nicht ungefährliche Halswunde, die die Fortsetzung der Mensur unmöglich machte.

Gegen Abend des Tages stellte sich ein heftiges Wundfieber ein. Die Frage des Arztes, ob er seine Familie benachrichtigt wünsche, hatte Theodor entschieden abgelehnt; ebenso das Anerbieten seiner Wirtin,

die Nacht bei ihm zu wachen. Um 9 Uhr war der Arzt da, bis Mitternacht stieg das Fieber von Stunde zu Stunde. Die Nacht war die schrecklichste, die er jemals durchlebt hatte. Die stechenden Schmerzen in der Wunde hinderten ihn, sich zu bewegen, und die Regungslosigkeit erhöhte und verschärfte die Qual des Fiebers, das wie glühendes Eisen in seinen Gliedern hämmerte und die Pulsschläge bis zum rasenden Tempo steigerte. Eine Nachtlampe schuf ein schwaches Halbdämmer in dem mäßig großen Raume, und ließ die Schatten an den Wänden und in den Ecken noch schärfer und schwärzer hervortreten. Die unruhigen, heißen Augen des Fiebernden erblickten überall ein ruheloses, gleitendes Leben und Bewegen. Aus den Arabesken der Tapete wand sich krauses, ekelhaftes Gewürm, sich ringelnd und kribbelnd in zahlloser Wiederholung und zahllosen Varianten, und die Schatten in den Winkeln wurden zu Spukgestalten, die riesengroß hin und wider schwankten, zusammenschrumpften und wieder emporschnellten, um mit gespenstiger Lautlosigkeit das Spiel von neuem zu beginnen. Bisweilen schloß er die Augen. Dann flammten aus der Nacht heraus feurig lohende Schriftzüge über sein Bett: Dr. chem. Levin Katzenstein . . . und impulsiv riß er die schweren, glühenden Lider wieder auf um mit dem Schattenspuk der Nacht den grausigen Spuk seiner kranken Phantasie auszulöschen.

„Dr. chem. Levin Katzenstein. Unerhört. Schreck-

lich, schrecklich. Lüge! Wahnsinn," schrie es in ihm, aber in der langen Fiebernacht rankten sich trotzdem langsam aber unentwirrbar die Fäden aufkeimender, düsterer Zweifel über seine Seele.

Gegen Morgen ließ das Fieber nach. Die Reaktion, — eine tiefe Schwäche und Apathie folgten. Im Laufe des Tages gaben viele Studenten ihre Karten ab und erkundigten sich nach dem Befinden ihres Kommilitionen. „Sie haben aber eine Menge Freunde, Herr Katzenstein," sagte die Wirtin, „meine früheren Studenten hatten wohl auch hin und wieder eine Säbelpauke, aber danach hat kein Hahn gekräht."

Theodor wandte den Kopf zur Seite, als hätte er nichts gehört. Nein, unter normalen Verhältnissen pflegte man kein Aufhebens von so etwas zu machen, aber hier lag die Sache anders. Teilnahme und Mitleid trieben die jungen Leute an, sich nach ihm umzusehen, gewissermaßen durch ihr Erscheinen zu versichern, daß man ihn persönlich nicht unter fremder Schuld leiden lasse, daß er persönlich durch die Gerüchte über die dunkle Vergangenheit seines Vaters nichts in der Wertschätzung seiner Kommilitonen eingebüßt habe. Aber dieses Mitleid brannte wie eine ätzende Säure in sein hyperfeines Ehrempfinden, er schämte sich dieser Teilnahme; jeder Nerv in ihm drängte nach Klarheit, nach Entscheidung, nach einer Abwälzung des entsetzlichen Alps, der seit Petersens Eröffnung schwer und lähmend auf ihm lastete.

Tatsächlich hatte Hilgenberg dafür gesorgt, daß das Duell und die Ursache in den weitesten Kreisen der Bonner Studentenschaft bekannt wurde. Auch in der Frühstücksstube von Perrin, wo sich ein paar Tage später morgens Borussen und Husarenoffiziere zusammengefunden hatten, war die Rede davon. Zufällig befand sich in der Begleitung eines Borussen dessen auf der Durchreise nach H. befindlicher Bruder, der dort sein Einjährigenjahr abdiente, und der von einer Urlaubsreise nach Hause zurückkehrte.

Der Einjährige von Alvensberg horchte hoch auf, als er die Geschichte, in der der Name Katzenstein eine wenig schöne Rolle spielte, erzählen hörte. Wenige eingeworfene Fragen vergewisserten ihn, daß es sich um dieselbe Familie Katzenstein handele, der der Leutnant Katzenstein in H. angehörte, und in die Leutnant Lassen demnächst hineinheiratete. Alvensberg war im allgemeinen ein harmloser, unbedeutender Mensch, aber er gehörte zu jenen Individuen, die als gefährliche Infektionsträger von Klatschbazillen zu bezeichnen sind. Ohne eigentliche böse Absicht, aus reinem Vergnügen zum Schwatzen, fahndete er mit Eifer und Passion nach sensationellen Stoffen für seine Unterhaltungen. Diese Affaire Katzenstein erregte sein Interesse in hohem Maße, und während er gespannt den Auslassungen der umsitzenden Herren über den Fall lauschte, überlegte er im stillen, wie er es am besten möglich mache, den Kameraden in H. diese hochinteressante Geschichte

in aller Diskretion vorzutragen, — ohne sich persönlich Unannehmlichkeiten dadurch zuzuziehen.

Theodors Verwundung nahm ihren regelrechten Verlauf. Weitere Komplikationen stellten sich nicht ein, und der Arzt war mit dem Befinden seines Patienten recht zufrieden.

Am Vormittag des vierten Tages stand Theodor auf. Der Arzt hatte ihm zwar streng untersagt, das Bett zu verlassen, aber es war ihm unmöglich, den ärztlichen Befehl zu befolgen. Die tatenlose Ruhe peinigte ihn mehr, als die Schmerzen der Wunde, mehr als das Fieber, das, wenn auch abgeschwächt, noch regelmäßig gegen Abend zu wiederkehrte. Die qualvollen Bedenken und Fragen, die er vergeblich niederzudrücken versuchte, brachten ihn zur Verzweiflung; nur eine unumwundene Aussprache mit den Seinen konnte seinen krankhaft erregten Nerven Ruhe und ihm die ersehnte Genesung geben.

Aus dem Bett heraus, fühlte er freilich erst seine Schwäche. Das Ankleiden ging unendlich langsam und seine Füße schienen bei den ersten Schritten zu versagen. Nachher ging es besser; mit zusammengebissenen Zähnen zwang er die körperliche Ohnmacht nieder; auf der Straße sah man seinem Gang und seiner Haltung das noch nicht überwundene Krankenlager kaum noch an.

Auf dem Weg zum Bahnhof mied er die belebten Straßen; nichts wäre ihm schrecklicher gewesen, als Bekannten zu begegnen, in ihren Blicken das verhaßte,

glühend gefürchtete Mitleid zu lesen, womöglich Rede stehen zu müssen . . .

Seine Ungeduld hätte den Zug beflügeln mögen, aber es ging nur langsam weiter. In Doberach hielten nur Personenzüge; erst etwas nach vier Uhr war das Städtchen erreicht. An der Pforte des elterlichen Besitztums begegnete Großvater Halberstamm dem so unverhofft Heimkehrenden.

„Du bist krank, mein Sohn," sagte der Greis statt der Begrüßung, das totblasse Gesicht des jungen Mannes aufmerksam betrachtend, „seit wann?"

„Nichts, Großvater, nichts, — ich war ein bißchen krank, hat nichts weiter auf sich."

Der alte Herr schüttelte den Kopf. „Deine Mutter und Sybille sind in der Laube . . ."

Theodor hastete an dem Großvater vorüber. Sybille und Frau Esther schrien wie aus einem Munde vor Schreck und Bestürzung auf, als Theodor plötzlich im Eingang der Laube vor ihnen stand. Tatsächlich konnte er sich nicht mehr aufrecht halten, mit einem Seufzer ließ er sich auf den erstbesten Gartenstuhl fallen.

„Macht doch nicht so viel Wesens," wehrte er lächelnd die besorgten Fragen der beiden Frauen ab, „ich hatte vorige Woche eine kleine Säbelaffaire und bekam dabei einen Schmiß an der Schulter weg. Nur der Blutverlust und ein wenig Wundfieber haben mich so arg mitgenommen, ich kann wirklich nicht viel vertragen."

„O Gott! Du weißt doch, wie sehr Vater gegen

ernste Duelle ist. Und du hast ihm doch auch versprochen, dich nie zu schlagen," rief die Mutter vorwurfsvoll. „Laß Vater um Himmelswillen nichts merken, es würde ihn furchtbar aufregen."

„Ich glaube kaum, daß er mich tadelt, wenn ich ihm die Ursache mitteile" erwiderte Theodor gepreßt.

„Du mußt dich gleich hinlegen, du bist kränker als du gestehen willst" setzte Frau Esther hastig hinzu, aber Theodor schüttelte den Kopf. „Es ist wirklich nicht der Rede wert. Wo ist Vater?"

Ein bekümmerter Ausdruck flog über die Züge der kleinen Frau. Seit zwei Tagen war wieder die alte Nervengeschichte da, — zum erstenmal seit langer Zeit. Heute war er noch nicht aus seinem Zimmer gekommen. „Gerade jetzt darf er unter keinen Umständen erfahren, daß du dich geschlagen hast, Theo. Ich gehe, dir rasch etwas zu essen besorgen. Gott, nein, 'armer Junge, siehst du miserabel aus." Sie eilte geschäftig ins Haus.

Sybille hatte während des Gesprächs der Mutter mit Theodor kein Auge von diesem verwandt. Sie vermutete sofort, daß er die Kontrahage mit Hilgenberg gehabt hatte und kombinierte weiter, daß wahrscheinlich eine Liebesgeschichte im Spiel sei ... vielleicht die kleine Secken ... In Nauheim hatten die beiden das Mädchen ja schon poussirt, dabei fühlte sie instinktiv heraus, daß er etwas auf dem Herzen hatte. „Willst du mir etwas sagen, Theo?" fragte sie. Er

nickte. „Wenn Mutter es nicht hört. Nachher. Wenn sie nur nichts herrichtet, ich kann keinen Bissen herunterbringen . . .“

Eine gute Stunde später saßen die beiden Geschwister in Sybillens Zimmer auf dem Divan. Mit übersteigender Hast schüttete Theodor seine ganze große Last vom Herzen herunter. Sybille lachte als er seine Beichte beendet hatte. „Aber Theo! Aber Theo! Sich um solche Bagatelle aufzuregen! Solche Albernheit an sich herankommen zu lassen! Jesusmaria! Um einer zufälligen Namensgleichheit, einer gleichgiltigen Verwechslung wegen so außer sich zu sein — — welche Torheit! Unser Vater! Du kennst doch wahrhaftig unsern Vater. Oder konntest du wirklich eine Sekunde zweifeln, daß höchstens ein bedauerliches Zusammentreffen von Zufälligkeiten die irrtümliche Annahme deiner Kommilitonen begründete? Hast du gezweifelt? Das wäre ja beinahe eine Blasphemie! Unser guter Vater, mit seiner peinlichen Sauberkeit in Ehren und Gewissensachen — —“

„Ja, ja, ja, das habe ich mir auch alles vorgehalten“ sagte Theodor düster, „aber wie mir schwarz und weiß, von unparteiischer Seite geschrieben, unter die Nase gehalten wurde, daß ein Dr. chem. Levin Katzenstein in Mainz vor zwanzig Jahren wegen — — ich mag es nicht aussprechen, so schrecklich ist mir die bloße Vorstellung — — und wie der Schuft, der Hilgenberg mir da so breitspurig gegenübersteht und

mir mit lächelnder Frechheit ins Gesicht ruft, er werde seine Behauptungen jederzeit beweisen . . . da . . . nein, Billy, da habe ich es noch nicht geglaubt, aber nachher kamen mir allerhand Gedanken. Es ist so wunderbar, daß der Vater nie an die Vergangenheit erinnert sein mag, und dann seine eigentümlichen Zufälle, diese plötzlich hervorbrechende Schwermut und der Hang zur Einsamkeit, ich habe mir nie etwas dabei gedacht, aber meine schreckliche Vorstellung, es könnte vielleicht etwas an dem Gerücht sein — ich kann nichts dafür — schiebt unwillkürlich den periodischen Krankheitserscheinungen eine tiefer liegende Bedeutung unter — —“

„Unsinn, Theo. Ich glaube selber, daß Vater in seiner Vergangenheit einmal etwas sehr Trauriges erlebt hat, und daß es die Schatten der Erinnerung sind, die zeitweilig sein Gemüt verdüstern. Aber was es auch sein mag, ganz ausgeschlossen ist die Annahme, daß er irgend etwas vom menschlichen Standpunkte aus Tadelnswertes getan haben solle. Hilgenbergs Histörchen ist wirklich zu absurd, um nur die Möglichkeit zu erwägen.“

Theodor schwieg eine Weile. Seine trüben Augen blickten an Sybille vorüber in die leuchtende Pracht der maigrünen Bäume, die zum Fenster hereinwinkten. Die mit Blüten überschüttete Erde wirkte wie eine jubelnde Fanfare, aber dem verwundeten Gemüt des jungen Mannes tat der fröhliche Frühlingsglanz nur weh, das

Schimmern, Funkeln und Glänzen der geschmückten Natur schien ihm wie Hohn auf seine beklemmende Angst und den bitteren Schmerz der ihn immer noch umdrängenden Zweifel.

„Vor zwanzig Jahren soll es gewesen sein" murmelte er düster, „ich bin damals kaum ein Jahr alt gewesen, du vier — — aber Rudolf — Rudolf müßte sich eigentlich doch noch entsinnen, was damals vorgefallen ist, — — freilich in der Kinderstube werden solche Sachen nicht verhandelt —"

„Um die Zeit ist Vater überhaupt garnicht bei uns gewesen. Wir waren damals ein ganzes Jahr in Pension; Vater hat in der Zeit eine große Reise gemacht, ich glaube, er war ein Jahr oder noch länger fort. — —"

„Ein Jahr — — —"

Sybille erblaßte vor dem weiten, entsetzten Blick, der mit unheimlicher Starrheit an ihrem Munde hing. Sekundenlang krampfte sich ihr ein heftiges Angstgefühl an die Brust, das Lächeln auf ihren Lippen verzerrte sich zu einem nervösen Zucken . . . Eine lange, drückende Minute zog über Beide hin . . .

Sybille machte eine heftige Bewegung, als ob sie etwas Widriges abschüttelte. „Ich gebe zu, daß das eigentümliche, zufällige Zusammentreffen von verschiedenen Umständen uns irre machen könnte, wenn wir jemals den Schatten einer unlauteren Gesinnung an unserm Vater wahrgenommen hätten. Aber so!

Ich sage dir, Theo, es ist Wahnsinn! Gott mag wissen, aus welcher schmutzigen Quelle dieser erbärmliche Hilgenberg seine Kenntnisse schöpfte. Es muß alles aufgedeckt werden. Sieh, das Richtigste wäre jedenfalls, wir gingen jetzt auf der Stelle zu Vater und ließen uns die Sache aufklären. Ich bin überzeugt, wir werden noch über die Geschichte lachen. Wenn Vater nur nicht gerade seine schlimmen Tage wieder hätte; in seiner gegenwärtigen Gemütsverfassung dürfen wir ihm nicht damit kommen. Du bleibst natürlich noch einige Tage hier. —"

„Ich werde überhaupt keinem Menschen mehr unter die Augen treten, bevor ich weiß, woran ich bin und wie sich die mysteriöse Sache aufklärt" murmelte Theodor finster. „Wenn wir uns nicht völlig rein machen können, nehm ich mir das Leben. Ich weiß nur eins, wenn ich diesen Zustand noch zwei oder drei Tage ertragen soll, werde ich wahnsinnig . . . halb bin ich es ohnehin — —"

„Weil du krank bist, Theo. Bei einigermaßen ruhiger Überlegung muß dir doch die Unwahrscheinlichkeit dieser ungeheuerlichen Anschuldigung bewußt werden. Wir wären wirklich nicht wert, die Kinder unseres prächtigen, in jeder Beziehung vornehm denkenden Vaters zu sein, wenn wir lange hin und her erwägen wollten, ob so etwas überhaupt im Bereich der Möglichkeit läge — —" Sybille stützte den Kopf in die Hand und sah einen Augenblick

schweigend vor sich nieder. „Da fällt mir etwas ein. Ich will heute Abend noch eine Karte an Romotoff schreiben. Er ist augenblicklich in Neuenahr. Ich bitte ihn dringend, auf einen Tag herzukommen. Wenn ich hinzufüge, daß es sich um eine hochwichtige und ernste Angelegenheit handelt, wird er nicht zögern, meinem Ruf zu folgen. Spätestens morgen Abend kann er hier sein. Er soll uns Rede stehen. Wenn einer uns Auskunft geben kann, ist es Romotoff."

Theodor nickte schweigend.

Die Unterredung mit der Schwester hatte ihn weder beruhigt noch getröstet. Sybillens warme Zuversicht machte wenig Eindruck auf ihn; das Gleiche hatte er sich selber bis zum Überdruß wiederholt; seine Zweifel hatten aber durch zwei neue Momente frische Nahrung erhalten: Auch Sybille leitete die periodischen Schwermutsanwandlungen des Vaters von einem düstern Punkt seiner Vergangenheit ab, und — es war ihr bekannt, daß er vor zwanzig Jahren ein ganzes Jahr nicht daheim gewesen war . . .

Um nicht an dem gemeinsamen Abendessen teilnehmen zu müssen, ließ er der Mutter sagen, daß er sich zu Bett legen würde. Um neun Uhr fand ihn Frau Esther wieder fiebernd. Sie wollte zum Arzt schicken und bei ihm bleiben, stieß aber auf so heftigen Widerstand, daß sie, um ihn nicht noch mehr aufzuregen, seinem Willen nachgab und ihn allein ließ.

Die Nacht kam und es war so finster in ihm wie

um ihn. Der Gedanke, es könnte doch etwas an der Geschichte sein, bohrte sich immer tiefer in ihn hinein und wurde schließlich zu einer fixen Idee. Die Gegenanführungen von der vornehmen Gesinnung des Vaters verfingen nicht mehr. — — Wer kann die dunkelsten Probleme der Menschenseele erforschen, wer hinabblicken in die verborgenen Tiefen des Menschenherzens, wer vermag die geheimnisvollen Fäden, die ein Menschensein durchranken, ganz zu entwirren?! Wie Blutegel bissen sich die düstern Zweifel in ihm fest und sogen allen Glauben, alles Vertrauen an die Menschheit aus seiner Seele!

Um Mitternacht kleidete er sich an und verließ geräuschlos das Haus. Wohl eine Stunde lang wanderte er am Rheinufer auf und ab. Die Luft war kalt und wolkenverhangen; ihn fror; Eisschauer des Fiebers jagten über seinen Rücken, bisweilen klapperten ihm die Zähne vor innerem Frost, aber trotzdem war ihm draußen wohler als im Zimmer. In das wilde Chaos seiner Empfindungen kam wenigstens Klarheit, mehr und mehr lösten sich die brennenden Zweifel ab, aber wie ein Stein, — in starrer unverrückbarer Schwere — blieb die Gewißheit des Unglücks in ihm liegen.

Es war so. Es war so. Nichts, nichts in der Welt konnte die Schande auslöschen, nichts das Brandmal verwischen . . . Eine Anzahl Nachen waren am Ufer befestigt. Am Ende der Reihe, etwas isoliert

von den andern, — lag ein altes, ausrangiertes Boot. Das hatte schon vor Ostern da gelegen. Es durfte nicht mehr benutzt werden, weil der Boden morsch war und Wasser durchließ.

Theodor wußte wohl selber kaum, welche Absicht ihn leitete, als er gerade diesen Nachen losband, hineinsprang und die Ruder ergriff.

Alles in ihm war so still, so stumpf, so tot . . .

Kein Stern am Himmel. Wolken, Wolken, Wolken. Und unten der bleiglasige Strom mit seinem monotonen Gurgeln, Schluchzen, Flüstern. Und drüben die schlafende Stadt. Schwarz in Schwarz; nur die Konturen des weißen Hauses am Rhein tauchten silbern gespenstisch durch das mitternächtliche Dunkel. Alles schläft, alle schlafen, — bis sie am Morgen erwachen, zu neuer Arbeit, neuen Sorgen, neuem Lieben und Hassen, bis sie den Tag wieder beginnen mit ihrem Rennen und Hasten ums Brod, ihrem Wettlauf um Geld und Glück. So lange sie schlafen, ist Friede. Der aufdämmernde Tag bringt die alte Zwietracht und den alten Hader; nicht die Nacht, nein, der Tag ist der Menschen Feind, denn am Tage wirken die Menschen, am Tage spinnen sie ihre Tücken und verspritzen ihren Geifer.

Die Welt ist rund, aber sie bleibt sich gleich, ewig die Alte. Der Kreislauf des Lebens wie der Erde bewegt sich ewig nach den gleichen Gesetzen, regelt sich ewig nach den gleichen Bedingungen . . . So wie

heute war es allezeit. Die Welt ist nicht besser geworden. Aberglaube, Dummheit und Vorurteile feiern heute wie ehemals ihren Hexensabbath; die Zeit der Hexenprozesse ist vorüber, aber die Scheiterhaufen lodern — unsichtbar — noch immer —; Haß, Bosheit und Rachsucht suchen heute wie in allen Zeiten ihren Triumph in der Vernichtung ihres Opfers.

Aber jenseits winkt die große, die einzige Ruhe — — Nirwana . . . Die friedevolle Stille nach den Stürmen. Nirwana . . . Erlösung. In krausen, verworrenen Arabesken schlangen sich die Gedanken durch den fieberglühenden Kopf des Studenten. Das Kältegefühl war verschwunden.

Einmal zuckte er auf. Er hatte an Elise von Secken gedacht. Ob auch sie . . . Ach was. Die alles nivellierende Zeit wird auch da ihren heilsamen Einfluß üben. Vielleicht überwindet sie eines Tages noch ihre Antipathie gegen Hilgenberg, dessen Persönlichkeit im allgemeinen Sinne ja ganz einwandlos ist. Am Ende reden die Eltern ihr doch zu, den netten vermögenden Bewerber aus guter Familie zu erhören. Warum auch nicht?! Das ist der Welt Lauf; und den Biedermann Hilgenberg werden nach einer Reihe von Jahren, wenn er als wohlbestellter Richter am grünen Tisch seine weisen Urteile quid juris über arme Sündet fällt, ebensowenig als heute Gewissensstimmen mahnen, daß er einst aus gemeiner Gehässigkeit Glück, Frieden und Leben eines Mitmenschen

zertrümmerte ... vielleicht bleibt Elise aber doch standhaft; — der andere Gedanke ist so unerträglich ...

Ein unwillkürliches heftiges Aufstampfen mit dem Fuß gab dem Nachen einen starken Ruck seitwärts. Die mürben Bretter des Bodens krachten ... In der Mitte des Stromes hatte Theodor die Ruder aufgelegt und den Nachen treiben lassen. Mit unterschlagenen Armen, die Augen starr in die wolken- und nebelverschwommene Ferne gerichtet, saß er nun still und gerade auf der Bank. In dem Zustand völliger Empfindungslosigkeit, der ihn momentan beherrschte, spürte er kaum das von unten hereindringende Wasser, das im Zeitraum weniger Minuten bis an seine Kniee stieg. Eine unwiderstehliche Gewalt hob ihn mit sanftem Druck in die Höhe; im instinktivem Erhaltungsdrange tastete er nach einem Stützpunkt, griff aber ins Leere — — Eine heranrauschende Wogenkette hatte in diesem Augenblicke das Boot unter ihm fortgenommen ...

Sybille dachte vor dem Einschlafen noch eine Weile an die seltsamen Mitteilungen ihres Bruders. Je länger sie grübelte, desto unsinniger und wahnwitziger dünkte sie die ganze Geschichte, wie die Ausgeburt einer düstern Fieberphantasie ... Die Krankheit und ihre Schwäche mußten Theodors gesunde Urteilskraft geschwächt haben, sonst waren seine Zweifel weder erklärlich noch entschuldbar. Dennoch wünschte sie innig,

daß Romotoff am nächsten Tage eintreffen und Theodors Bedenken endgültig zerstreuen möge.

Allzusehr regte sie die Sache nicht auf. Eine halbe Stunde nach Mitternacht erwachte sie plötzlich erregt. Sie hatte geträumt, daß Kleist vor ihrem Bett stand, sich über sie neigte und sie küßte. Aber der Kuß war so seltsam eisig — — und als sie aufwachte, glaubte sie einen kellerkalten Luftstrom zu spüren, der über ihr Gesicht strich. Erschrocken richtete sie sich auf und zündete eine Kerze an, um zu sehen, ob vielleicht ein Fenster offen stand. Aber nichts rührte sich; kein Windhauch bewegte die herabgelassnen Vorhänge, und nun besann sie sich, daß sie selber um zehn Uhr alle Flügel fest geschlossen hatte.

Ein merkwürdiges Grausen, wie sie es nie zuvor empfunden hatte, kroch durch ihren Körper. Sie fürchtete sich plötzlich vor der Finsternis; die Kerze brannte weiter, und als das Flämmchen nach Stunden erlöschte, zog Sybille die Decke über das Gesicht und schloß fest die Augen.

9.

Die brühwarm aus Bonn importierte Neuigkeit des Einjährigen von Alvensberg hatte sich merkwürdig rasch in H. verbreitet. Freilich stieß sie wie dort auch

hier bei den meisten auf ungläubigen Widerspruch, aber alle Zweifel und Bedenken gegen die von dem Gerücht behaupteten Tatsachen hinderten nicht, daß es weiter kolportiert wurde und auch in Offizierskreise drang.

Einer der ersten, der es erfuhr, war Leutnant Bookendaal und für ihn stand die Wahrheit desselben keine Minute in Frage. Ja, für ihn gewann die sensationelle Kunde — die sich vorläufig noch in dem Rahmen eines unbestimmten, von Mund zu Mund unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses geflüsterten Klatsches hielt — sofort eine tiefe, persönliche Bedeutung. —

Mit einem Schlage hellte sich vor seinen Augen das geheimnisvolle Dunkel, das bisher die Geldangelegenheit, in der der Russe Doktor Romotoff die Mittelsperson machte, umfing. Es war ihm derzeit nicht schwer gefallen, festzustellen, daß dieser Doktor Romotoff in näheren Beziehungen zu der Familie Katzenstein stand, und in seiner Eigenschaft als intimster Freund von Grete von Blombergs künftigem Schwiegervater damals an dem Verlobungsfeste teilgenommen hatte.

In Mainz sollte die Affaire Katzenstein zur Zeit gespielt haben, und in Mainz hatten derzeit seine — Bookendaals — Eltern gewohnt. In Mainz hatte sein Vater sein ganzes Vermögen durch jüdische Machinationen verloren. Bookendaal wußte nicht, wie groß das Vermögen gewesen war, aber aus den An-

deutungen seiner verstorbnen Mutter schloß er, daß es sehr bedeutend gewesen sein mußte. Nach seiner Meinung war die Sache jetzt leicht zu erklären . . . es bedurfte nicht einmal eines besondern Aufwandes von Scharfsinn, um die ineinandergreifenden Glieder der Kette jener geheimnisvollen Umstände, die ihm schon so viel Kopfzerbrechen gemacht hatten, zu erkennen und vom Anfang bis zum Ende zu verfolgen.

Wenn der alte Katzenstein seinerzeit Wucher getrieben hatte, dann konnte kein Zweifel obwalten, daß auch sein — Bookendaals — Vater derzeit zu seinen Opfern gezählt hatte. Von der Seite her rührte also die Rente und daher die Auszahlung jener sechzigtausend Mark, — — nachdem man den Verstorbenen radikal ausgeplündert und verschiedene Hundertausend bei dem Geschäft in die Tasche gesteckt hatte, konnte man es sich leisten, der Witwe gegenüber den großmütigen Wohltäter zu spielen und dem Erben ein paar Prozente der ergatterten Summe als „Schenkung" zufließen zu lassen. Dieser Doktor Romotoff hatte auch etwas derartigs angedeutet . . . Von einer Schuld, die damit abgetragen würde und so weiter.

Bookendaals tief wurzelnde Aversion gegen alles Jüdische hatte sich in H. in erster Linie auf den Leutnant Katzenstein übertragen. Einige äußere Momente traten hinzu, um die instinktive Abneigung zu einer persönlichen Gehässigkeit auszugestalten. Er haßte an Katzenstein alle jene Eigenschaften, die ihm selber abgingen,

die gesellschaftlichen Talente, die persönliche Liebenswürdigkeit, und vor allem neidete er ihm seine behagliche, elegante Häuslichkeit und die vornehme, reizende junge Frau, für die er selber einmal eine flüchtige Wallung des Blutes empfunden hatte. Mit der Überzeugung des leidenschaftlichen Fatalisten verrannte er sich in die Idee, daß die Vorsehung alles so und gerade so gefügt habe, um ihm Gelegenheit zu geben, das durch jene jüdischen Blutsauger vernichtete Lebensglück seiner Eltern exemplarisch zu rächen.

Am Abend desselben Tages an dem er das von Alvensberg ausgehende Gerücht gehört hatte, erzählte er die Geschichte öffentlich im Kasino. Am andern Vormittag war Leutnant Katzenstein bereits von der Sache unterrichtet.

Rudolf nahm die Angelegenheiten bei weitem nicht so tragisch wie sein jüngerer Bruder. Die Möglichkeit, daß dem unsinnigen Geschwätz wahre Tatsachen zu Grunde liegen könnte, und es sich um mehr als um eine alberne Klatscherei handeln könne, war nach seinem Dafürhalten von vornherein ausgeschlossen. Der Gedanke kam ihm überhaupt nicht. Ebenso wenig war er keine Minute über das, was er in dieser Angelegenheit zu tun hatte, im Zweifel.

Er hatte des Vaters Wunsch, sich nicht zu duellieren, eigentlich nie buchstäblich aufgefaßt, sondern vielmehr nur das Bestreben desselben darin erblickt, ihn von einer leichtfertigen Provokation und von einem unvorsichtigem

Heraufbeschwören von Zwistigkeiten, die sich auf Forderungen zuspitzen konnten, abzuhalten. Er kannte die leidenschaftliche Parteistellung des Vater gegen das Duellunwesen, wie dieser die Herausforderung zum Zweikampf nannte, aber es fiel ihm nicht ein, daß der Vater ihm zumuten könnte, sich in einem Falle, wo er in seiner Eigenschaft als Offizier und Ehrenmann mit der Waffe Genugtuung fordern mußte, auf seine Pflicht erst lange zu besinnen. Dennoch achtete er die Überzeugung des Vaters zu sehr, um seine Dispositionen ohne dessen ausdrückliche Genehmigung zu treffen. Er hatte formell versprochen, jede Gelegenheit, jeden Anstoß zu einem Duell streng zu vermeiden, und um der Form und der Pietät des Vaters zu genügen, wollte er ihn von dem bevorstehenden Duell und der Ursache desselben noch vor der offiziellen Forderung in Kenntnis setzen. Er war eben dabei, seine kleinen Reisevorbereitungen zu treffen, als sein demnächster Schwager bei ihm eintrat; beide begrüßten sich mit gewohnter Herzlichkeit. In Lassens Miene machte sich eine Nüance von Erstaunen geltend, als er die offene Reisetasche bemerkte, in die Rudolf allerhand Kleinigkeiten hineinpackte.

„Sie wollen verreisen —?“ fragte er verwundert. „Heute noch — —?“

„Freilich. Auf einen Sprung nach Hause. Wenn möglich komme ich die Nacht schon zurück; spätestens morgen Abend, —“ entgegnete Rudolf und nach ein

paar Atemzügen: „Sie haben natürlich auch schon den verrückten Tratsch gehört, den Bookendaal gestern Abend im Kasino aufgetischt hat. Ich will eben deswegen mit meinem Vater Rücksprache nehmen.“

Lassen nickte. „Und eben um dieser Geschichte willen komme ich jetzt zu Ihnen. Ich rechne selbstverständlich darauf, daß Sie mich mit Ihrem Auftrag an Bookendaal beehren. Wenn ich Ihnen nicht den Vortritt lassen müßte, würde ich mir ein Vergnügen daraus machen, die Sache persönlich auszutragen. Wissen Sie, das Ganze ist eine Infamie von dem Bookendaal. Er sucht offenbar eine Gelegenheit, um Ihnen vor die Füße zu springen.“

„Ja, ja. Er soll auch seinen Willen haben. Und natürlich würde ich Sie auch ohnehin um den Gefallen ersucht haben, mir in dieser Angelegenheit zu assistieren. Aber wie schon erwähnt, vorher muß ich mit meinem Vater noch eine Rücksprache nehmen.“

Kleist von Lassen räusperte sich ein wenig. „Halten Sie diese Rücksprache für unbedingt notwendig? Ich meine, man könnte dem alten Herrn den Ärger und die Aufregung ersparen. Die Geschichte ist an sich so unwahrscheinlich und ungeheuerlich, daß kein vernünftiger, auch nur halbwegs anständig denkender Mensch ihr Glauben schenkt. Ich will natürlich nicht in Ihre Dispositionen hineinreden, aber ich an Ihrer Stelle würde den Vater nicht mit dieser unsinnigen Klatscherei behelligen.“

„Ich habe meine Gründe, Lassen. Mein Vater ist ein wütender Gegner des Duells. Ich habe ihm einmal in die Hand versprechen müssen, seinen Standpunkt zu dem meinen zu machen und jeder Gelegenheit zum Duell sieben Meilen aus dem Weg zu gehen. Ich halte es deshalb für meine Pflicht, ihm wenigstens klar zu machen, daß in diesem Fall mich schwerwiegende Gründe zur Forderung veranlassen" — —

„Zwingende Gründe" korrigierte Lassen, „der Vater wird seine Vorurteile selbstverständlich hintenan stellen, sobald er erfährt, daß es sich um eine schwere Beschimpfung Ihrer Familienehre handelt. Die Sache mag an sich noch so plump erfunden und so unsinnig sein — wie sie in der Tat ist, — das mindert keineswegs die Schwere der Beleidigung. Bookendaal soll die infame Verleumdung überdies mit einer Schadenfreude, einem unverhohlenem Triumph herausgegeben haben, die allgemeine Entrüstung unter den Kameraden erregt hat, . . . sie haben ihn, so wie ich gehört habe, dann auch nicht schlecht abfahren lassen. Also welche Bedingungen soll ich Bookendaal stellen?"

„Das werden wir morgen besprechen."

Lassen zog die Augenbrauen hoch. „Morgen? Warum? Wir können das Renkontre ja für einen späteren Tag bereden, wenn Sie das wünschen sollten. Aber die Beleidigung ist gestern Abend geschehen — und nach unserem Kodex, den Sie genau so gut kennen als ich, hat der Beleidigte innerhalb vierund-

zwanzig Stunden dem Beleidiger seine Forderung zu übermitteln."

„Ich habe erst seit einer Stunde von dem Vorfall Kenntnis."

„Das ändert nichts an der Sache. Ich begreife Sie nicht, Schwager! Ihnen in erster Linie muß doch warhaftig daran liegen, so bald als möglich Stellung zu der widerwärtigen Geschichte zu nehmen."

„Ich will erst mit meinem Vater reden."

„Aber Sie sagten selber, daß es sich dabei gewissermaßen nur um die Wahrung einer Form handelt. An der Sache selbst kann die Unterredung doch absolut nichts ändern. Ich halte es für unbedingt notwendig und korrekt, die nötigen Verabredungen mit Bookendaal heute schon zu treffen. Wenn Sie mir Ihre Weisungen und Ihre Vollmacht, für Sie zu handeln, geben, werde ich im Laufe des Tages alles für Sie arrangieren. Natürlich werden Sie stramme Bedingungen stellen."

„Bookendaal wird früh genug von mir zu hören kriegen, machen Sie sich keine Sorge, Lassen. Aber erst morgen. Ich will erst mit meinem Vater sprechen. Damit punktum."

„Das läßt sich beinahe so an, als ob Sie damit Ihren definitiven Entschluß von dem Ergebnis dieser Unterredung abhängig machen wollten . . ."

„Wenn ich es wollte, wäre das meine Sache, mein Freund — —"

„Allein Ihre Sache? Keineswegs. Sie vergessen, daß Ihre Familie auch die meiner Braut ist, und daß, — wenn Sie nicht wären — ich das nächste Anrecht und die Pflicht hätte, den Verleumder meines zukünftigen Schwiegervaters exemplarisch zur Rechenschaft zu ziehen" sagte Lassen, sichtlich erregt.

Rudolf schloß die Reisetasche und legte den Schlüssel in sein Portemonai. Lassen war sein bester Freund; bisher hatte nie eine ernste Meinungsverschiedenheit das herzliche Einvernehmen zwischen ihnen getrübt, aber in seiner gegenwärtigen reizbaren, nervösen Gemütsverfassung wirkte die Haltung des Freundes, das merkbare Bestreben desselben, ihm seine Auffassung über das, was in dem vorliegenden Falle als einzig korrekt anzusehen sei, zu suggerieren — verstimmend auf ihn. Das starre, pedantische Steifen auf den Buchstaben seitens seines Schwagers in spe ärgerte und verdroß ihn, dünkte ihm kleinlich und — in der Art und Weise, wie es gegen ihn ausgespielt wurde, fast beleidigend. Seine Antwort fiel auffallend schroff aus — — schroffer als er eigentlich beabsichtigte.

„Ich verkenne Ihren guten Willen nicht, Lassen, aber in meine Dispositionen lasse ich mir nicht gern hineinreden. Sie dürfen überzeugt sein, daß meine Ansichten über Ehrenpflichten genau so haarscharf abwägen wie die Ihren. Geben Sie sich, bitte, keine Mühe, mir Ihre Meinung aufzudrängen . . ."

„O bitte, durchaus nicht" erwiderte Lassen frostig,

„ich will Sie übrigens nicht länger in Ihren Reisevorbereitungen aufhalten. Verzeihen Sie die Störung, und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin . . .“

„Na, na . . . Werden Sie nicht ungemütlich, Lassen“ lenkte Rudolf ein“ soll ich Billy nicht grüßen?“

„Danke. Ich will ohnedies heute noch an meine Braut schreiben; adieu.“ —

„Adieu, Lassen. Bis morgen.“

Etwa zehn Minuten nachdem Lassen gegangen, wurde eine an Leutnant Katzenstein adressierte Depesche abgegeben. Der Bursche brachte sie seinem Herrn in dessen Zimmer.

Ahnungslos erbrach Rudolf das Telegramm und las erblassend den Inhalt. „Komme, bitte mit nächstem Zug hierher. Befürchten stark, daß Theodor ein Unglück zugestoßen. Alle in großer Sorge und Aufregung. Erwarten dich bestimmt noch heute. Sybille.“

Theo ein Unglück zugestoßen . . . Was bedeutete das nun wieder? Eine dumpfe, riesengroße Angst flog ihm ans Herz und schnürte ihm die Kehle zusammen. In diesem Augenblick trat seine Frau herein. Er reichte ihr wortlos die Depesche . . . wenigstens brauchte er jetzt keine unwahren Ausflüchte, um Grete den wahren Zweck seiner Reise zu verbergen.

Sie war gleichfalls ratlos, wußte sich den Inhalt der Depesche nicht zu erklären . . . Theodor war doch in Bonn . . . In der Aufregung fiel es ihr nicht

einmal auf, daß Rudolf seine Handtasche schon gepackt hatte.

Zum Glück ging gleich ein Zug nach Frankfurt, der direkten Anschluß hatte. Frau Grete fand zu ihrem Bedauern nicht mehr die Zeit, um sich anzukleiden und ihren Mann an die Bahn zu begleiten. Rudolf schien im letzten Augenblick vor Angst und Nervosität völlig den Kopf verloren zu haben; erst küßte und umarmte er seine Frau, als sei es ein Abschied auf Jahre, und schließlich rannte er blaß und verstört fort, ohne adieu zu sagen.

Eine gute Stunde später empfing Grete den Besuch ihres Vaters. Der Oberst war in grimmiger Laune; als er erfuhr, daß sein Schwiegersohn nach Doberach gefahren war, geriet er außer sich.

„Ja, zum Teufel, ist der Mensch denn nicht bei Groschen?“ schrie er empört, und auch die Depesche, welche seine Tochter ihm reichte, schien keinen besänftigenden Eindruck auf ihn zu machen.“

„Was hin, was her. Erst Pflicht, erst Ehre, und hernach Privatangelegenheiten; wie kann er so nolens volens abdampfen, wo ihm die verfluchte Geschichte doch schon unterknüpft war — — das ist ja zum Kollern. Ich schick' ihm sofort ein Telegramm nach. Er soll sofort zurück, auf der Stelle. — Donnerwetter, wenn ich ihn hier hätte, tät ich ihm aber meine Meinung sagen. Man sollte glauben, ihn ritte

der Teufel, gerade heute zu verreisen — zum Kukuk, ist das eine verdammte Affaire . . ." Der Oberst hatte durchaus nicht beabsichtigt, seine Tochter in den Tatbestand einzuweihen, aber in der Hitze der Erregung vergaß er seinen Vorsatz und polterte alles, was ihn verstimmte heraus. Schon vor Wochen hatte er aus Doberach eine anonyme Zuschrift erhalten, in der die Schreiberin — „dergleichen anonyme Gemeinheiten kommen fast ausnahmslos von Frauenzimmern" — die Behauptung aufstellte, der Schwiegervater seiner Tochter sei vor Jahren wegen Wucher zu einer Zuchthausstrafe verurteilt worden. Er — Blomberg — hatte den Wisch natürlich zerrissen, ohne irgendwie von dem Inhalt Notiz zu nehmen. Und nun war plötzlich die Bescherung da. Die Weiber auf den Gassen und die Philister am Biertisch kohlten den blöden Klatsch durch, und Oberleutnant Bookendaal hatte die Frechheit gehabt, die scheußliche Geschichte coram publico im Kasino vorzutragen, mit dem Zusatz, daß sein eigner Vater seiner Zeit auch von Katzenstein senior ausgezogen sei, und dieser ihm vor kurzem pro forma eine Kleinigkeit des Raubes wieder zurückgestellt habe. „Selbstredend gibt es nur zwei Eventualitäten: Entweder die schauderhafte Geschichte basiert auf Tatsachen — in diesem Falle wäre deines Mannes Bleiben im Dienst natürlich unmöglich — oder — und das ist doch Gott sei Dank das Wahrscheinlichere — die Klatscherei ist durch falsche Voraussetzungen, irrige

Kombinationen und so weiter entstanden, und legt folglich nur dem angegriffenen Teil die Verpflichtung auf, dem verruchten Schwätzer eine gehörige Lektion zu erteilen. Eben auf dem Wege hierhin begegnet mir Lassen. Da er doch quasi schon mit zur Familie gehört und ich Kenntnis der Angelegenheit bei ihm voraussetzte, ersuche ich ihn um eine kurze Unterredung unter vier Augen. „Waren Sie heute schon bei meinem Schwiegersohn?" frage ich. Er bejaht. Die Sache mit Bookenbaal kommt hoffentlich heute noch in Ordnung. Und er darauf: „Gewiß, Herr Oberst. Morgen im Laufe des Tages halten wir unsere Abrechnung." Und ich: „Mein Schwiegersohn hat Ihnen bereits seine Instrucktionen erteilt" — — Siehst du, da frappiert mich seine Miene, überhaupt seine Antwort. „Herr Leutnant Katzenstein wird voraussichtlich einen andern Sekundanten nehmen." Ich mochte nicht weiter fragen; machte mir beinah so den Eindruck, als ob etwas zwischen den beiden vorgefallen sei. Wollte Rudolf auch deswegen auf den Zahn fühlen. Die beiden waren doch immer unzertrennlich."

„Leutnant Lassen war vor Rudolfs Abreise hier" sagte die junge Frau nachdenklich. „Die Mitteilungen ihres Vaters bestürzten sie allerdings, aber sie fühlte zu sehr als Offizierstochter, um eine andre als die vom Vater angedeutete Lösung des Konflikts für möglich zu halten. „Was er wollte, weiß ich nicht" setzte sie hinzu. „Rudi hat garnichts davon erwähnt. Jedenfalls

haben sie nichts Ernstliches miteinander gehabt. Rudi war ganz verstört und verwirrt durch die rätselhafte Depesche von zu Hause."

Mit dröhnenden Schritten rannte der Oberst auf und nieder. „Vielleicht hat er auch schon seine Dispositionen getroffen" murmelte er endlich. „Bei Licht besehen ist es eigentlich Unrecht und eine Beleidigung für ihn, etwas andres vorauszusetzen. Sonst wäre es wahrhaftig ein unverantwortlicher Leichtsinn, gerade heute davonzugehen. Ich will vorläufig nichts tun, sondern abwarten. Herrgott und Fahnenreich. Er ist doch kein Wickelkind mehr, daß man ihn mit der Nase auf seine Pflicht stoßen müßte . . . Die Geschichte ist wirklich, um aus der Haut zu fahren . . ."

Über dem Haus am Rhein hing die angstvolle, mit beklemmenden Ahnungen und Befürchtungen durchsetzte Unruhe über Theodors Verschwinden wie ein Sack. Früh um halb sieben hatte die Mutter, als sie nach Theodor sehen wollte, sein Bett leer gefunden. Beim ersten Frühstück, das gemeinsam im Eßzimmer eingenommen wurde, äußerte sie ihre Verwunderung, daß er schon so früh ausgegangen war; nach ihrer Ansicht ließen sich daraus günstige Schlüsse auf sein Befinden ziehen. Obgleich er auch während des Frühstücks nicht erschien, fiel es doch niemand ein, sich deswegen weiter

zu beunruhigen; auch Sybille nahm stillschweigend an, daß er, von seiner inneren nervösen Unruhe getrieben, sich zeitig erhoben und einen Spaziergang durch die frische Morgenluft unternommen hatte.

Als aber Stunde um Stunde vorrückte und der Vormittag langsam verging, ohne daß Theodor zurückkehrte, gab man sich allmählich Besorgnissen wegen seines langen Ausbleibens hin. Die Mutter meinte, ihm könne unterwegs schlecht geworden sein; Sybille teilte ihre Ansicht, und während Großvater Halberstamm und Jenny die Waldwege nach verschiedenen Richtungen durchstreiften, wanderte sie schweren Herzens, voll unbestimmter Sorgen, die Chaussee am Rhein entlang.

Etwa hundert Schritte abwärts vom Hause stand eine Anzahl aufgeregt debattierender Menschen am Ufer beisammen. Sybille achtete anfangs nicht auf die Leute, als sie aber näher kam, schwieg das laute Gespräch und aus der Gruppe löste sich ein Mann ab, der — einen Gegenstand in den Händen — gerade auf sie zuschritt. Sybille erkannte in dem Menschen einen alten Fährer, der sie öfters in seinem Nachen gefahren hatte.

„Entschuldigen Fräulein“, sagte der Mann „wir haben eben das Dings da aus dem Rhein gefischt, beinah sollt ich meinen, dem Herrn Bruder sein Hut könnt es sein.“ Sybille nickte stumm. Ein lähmendes Entsetzen erstarrte momentan ihre Glieder und Züge, ihre weiß gewordenen Lippen legten sich fest aufein-

ander, während sie mit fliegenden Händen nach Theodors weißem Filz griff. Die etwas ungewöhnliche Facon des Hutes mochte den Leuten schon früher aufgefallen sein, da sie gleich von dem gefundenen Hut auf den Besitzer geschlossen hatten. Und der Schiffer erzählte weiter, daß sein alter Nachen, der als völlig gebrauchsuntauglich schon lange ausrangiert sei und demnächst für ganz kleine Fahrten am Ufer repariert werden sollte, am Morgen verschwunden gewesen sei; vor einer Stunde hatten sie ihn gekentert unten an dem sogenannten Riesbogen antreiben sehen, und ihn herausgeholt.

„Wer do drinn gesesse hot, is pardü, Fräulein ...“

Sybille nickte stumm und wandte sich ab.

Zu Hause riefen ihre Mitteilungen allgemeine Aufregung und Bestürzung hervor. Ein Unglück schien wirklich nicht unwahrscheinlich — — Theodors Vorliebe für einsame Kahnfahrten auf dem Rhein war allen bekannt . . . wie leicht war es anzunehmen, daß er, seiner Passion folgend, in der Morgenfrühe das erste beste Boot bestiegen hatte und bei der Fahrt zu Schaden gekommen war.

Die Fährleute am Rhein bekamen Auftrag, den Strom auf eine lange Strecke gründlich zu durchsuchen, aber eine Stunde nach der andern schlich dahin, ohne den in verzweifelnder Qual Verharrenden Gewißheit zu bringen. Einer vagen Hoffnung Raum gebend, hatte Sybille mit der Depesche an Rudolf auch eine nach Bonn an seine Wirtin aufgegeben, aber schon

nach einer Stunde kam die Antwort, daß er dorthin nicht zurückgekehrt war.

Am halben Nachmittag traf der Leutnant ein.

Die Stunden dieses Tages schienen sich zu endlosen Ewigkeiten auszudehnen. Gerade die Ungewißheit, das krampfhafte Anklammern an die Hoffnung, daß alle Befürchtungen vergeblich sein möchten, und der Vermißte im nächsten Augenblicke wohlbehalten eintreten könne, verschärfte die angstvolle Pein bis zur unerträglichen Marter. Die schwere, ahnungsvolle Sorge, die auf allen wie ein Alp lastete, drängte alle anderen Gedanken und Interessen in den Hintergrund. Auch Rudolf dachte kaum noch an den eigentlichen Zweck seiner Reise; vor der Furcht um das Schicksal des geliebten Bruders schrumpfte alles zusammen und erschien so klein, so unbedeutend, so nebensächlich . . . Nicht um die Welt hätte er es fertig gebracht, dem Vater jetzt mit der ungeheuren Trivialität jener blöden Kasinoklatscherei zu kommen.

Kein Wort wurde im Haus gesprochen. Das Abendessen wurde unberührt wieder abgetragen. Das Haus schien allen plötzlich wunderlich groß und leer, ein eisiger Odem wehte durch die weiten Räume, jeder fühlte die Lücke, die wohl nie wieder ausgefüllt wurde; der Verschwundene schien alles Leben mit aus den Räumen entführt zu haben.

Am meisten litt Sybille. Eine schreckliche Vorstellung wuchs über die namenlose Angst um den

Bruder hinaus, und stand wie ein drohendes Gespenst vor ihren Augen. Sie dachte an sein seltsames, zerfahrenes Wesen am Abend vorher, an seine Verzweiflung, an sein augenscheinliches Hinneigen zu dem furchtbaren Verdacht, daß das Entsetzliche sich bewahrheiten möge und an seinen Ausruf: Ich nehme mir das Leben, wenn wir uns nicht rein machen können . . . Ich werde wahnsinnig . . .

In der Nacht — — alle Familienglieder waren aufgeblieben, keines fühlte das Bedürfnis und die Möglichkeit zu ruhen! — — nahm sie sich Rudolf beiseite und teilte ihm ihre schreckliche Befürchtung mit.

Als sie beide sich ausgesprochen hatten, blickten sie einander minutenlang stumm in die Augen. Und ob sie beide schwiegen, las doch jedes von ihnen in des andern Seele wie in einem aufgeschlagenen Buche. Beide standen unter dem gleichen Druck: Das, was im hellen, nüchternen Tageslicht, unter der scharfen Beleuchtung des Verstandes und des versöhnenden des Gefühls ihnen so fernliegend, so töricht, so jeder Begründung entbehrend und haltlos erschienen war, nahm in dieser Nacht, unter dem Einfluß ihres aufgeregten, verdüsterten Gemütszustandes, eine drohende Schreckgestalt an. Unwesentliche, nebensächliche Momente, denen sie vorher keine Beachtung geschenkt, gewannen unter dem Schatten äußerer und innerer Verfinsterung plötzlich die Bedeutung schwerwiegender Tatsachen. Keins von beiden wagte eine Frage an den andern,

in der unbestimmten, schreckhaften Vorahnung, die Antwort möchte den brennenden, peinvollen Zweifeln neue Nahrung zuführen . . .

Im bleichen, fahlen Schein der ersten Morgenfrühe schrieb Rudolf an Kleist von Lassen. Er teilte dem Verlobten seiner Schwester darin seine und seiner Angehörigen Befürchtungen über Theodors Verschwinden mit, und bat ihn in der Affaire Bookendaal im Laufe des Tages die nötigen Schritte zu tun. Auf dem Wege zum Bahnhof hatte er seinen Hauptmann gesprochen und sich in Anbetracht der Umstände für den nächsten Tag vom Dienst dispensieren lassen; so konnte er wenigstens noch bis zum Abend bei den Seinen bleiben.

Am andern Vormittag gegen elf kam Doktor Romotoff. Sybillens Karte hatte er erst am Abend, als er von einem Abstecher nach Köln zurückkehrte, vorgefunden, und da die Art und Weise ihrer Bitte, nach Doberach zu kommen, eine große Dringlichkeit markierte, hatte er den ersten Morgenzug dorthin benutzt.

Die schwere Sorge, die wie eine düstere Wolke über dem bisher von dem Glanze fröhlichen Familienglücks erfüllten Hause seines Freundes lag, erschütterten ihn aufs Tiefste. Allen Anzeichen nach konnte kein Zweifel mehr walten, daß der bedauernswerte junge Mann tatsächlich seinen Tod in dem Rhein gefunden hatte.

In Sybillens Zimmer standen die beiden Geschwister dem Freunde ihres Vaters eine Weile blaß, ernst und schweigsam gegenüber, ehe sie ihr Anliegen hervorbrachten. Im Augenblicke, wo sie vor der Entscheidung standen, zitterten sie vor dieser Entscheidung. Romotoff merkte, daß den beiden jungen Menschen ein besonderes Anliegen das Herz bedrückte; in dem scheuen, unsicheren, ängstlichen Blick ihrer Augen lag noch etwas anderes als nur die Trauer um den Bruder.

Sybille überwand sich zuerst. Mit leiser, stockender Stimme berichtete sie von dem schrecklichen Gerücht, das wie ein unsichtbarer Brand plötzlich ausgebrochen und mit Windesschnelle seine verzehrenden Flammen weiter verbreitet hatte, von Theodors Duell, seinen Zweifeln und seiner Verzweiflung . . . Die Lücken ihrer in kurzen, abgerissenen Sätzen hervorgestammelten Erzählung ergänzte Rudolf, und beide gestanden, daß sich ihnen in der Nacht unwillkürlich peinvolle Erwägungen aufgedrängt hatten. Das auffallende Zusammentreffen verschiedener Umstände — — besonders, daß der Vater vor zwanzig Jahren wirklich ein Jahr lang nicht zu Hause gewesen war . . .

Romotoff unterbrach die Erzählung der Geschwister mit keiner Silbe, und als sie fertig waren, schien er eine Zeitlang vergeblich nach Worten zu ringen. Er war plötzlich ebenso weiß wie die beiden vor ihm.

„Entsetzlich“ sagte er heiser, „unfaßbar — — —

unglaublich." — — Und nach einer Weile: Verstehen Sie mich recht: Nicht das Gerücht ist mir unfaßbar, — — so etwas kann vorkommen — ist nicht das erste Mal und wird nicht das letzte Mal sein — — aber daß seine Kinder an ihm zweifelten — — daß sie nicht gleich den geraden Weg zum Vater oder zu mir wählten, oder wenigstens an Ort und Stelle gründliche Nachforschungen hielten, — — darüber komme ich nicht hinaus." —

Er rannte zum Fenster, riß beide Flügel auf und stieß sie ebenso heftig wieder zu.

„Die Geschichte ist so einfach, so furchtbar einfach. Levien Katzenstein — wohl gemerkt Levien mit einem epsilon — war der richtige Vetter Ihres Vaters, wurde, da früh verwaist, mit diesem zusammen erzogen, studierte mit ihm zusammen Chemie und trat als Prokurist in die Fabrik seines Vetters, Ihres Vaters, der ihn wegen seiner großen Tüchtigkeit später zu seinem Associé machte. Leider war seine hervorragende Intelligenz Levien Katzensteins einziger Vorzug, im übrigen war er ein durch und durch intriguanter, charakterloser Mensch, der heimlich auf eigene Faust schmutzige Geldgeschäfte machte und an der Börse waghalsige Transaktionen inszenierte. Als die Sache ruchbar wurde, setzte man ihn fest und verurteilte ihn zu einem Jahr Zuchthaus. Die Namensgleichheit und der Umstand, daß Levien Katzenstein Mitinhaber der Fabrik war, brachten Ihrem Vater damals soviel Aufregungen und

Unannehmlichkeiten, daß ihm sein Geschäft ganz verleidet wurde und er Hals über Kopf die Fabrik verkaufte.

Unter Levien Katzensteins „Geschäftsfreunden," befand sich auch ein kleiner holländischer Rentner, der seine Zinsen in Mainz verzehrte. Einer von der Sorte, wissen Sie, bei denen die knappen Zinsen der Sparkassen und Staatspapiere nie reichen, und die gern mühelos hohe Dividenden und so weiter einhamstern möchten. Also dieser Bookendaal hatte sich auch mit dem saubern Levien eingelassen und dabei tüchtig bluten müssen.

Eines Abends trafen wir — Ihr Vater und ich — mit ihm in einem Restaurant zusammen. Da fing der Mensch an zu stacheln und zu bohren, auf die Juden im allgemeinen zu schimpfen und speziell auf die Geschichte Katzenstein hinzuzielen. Ein Wort gab das andere; Ihr Vater verbat sich die Beleidigungen, und als Bookendaal trotzdem nicht den Mund hielt, spitzte sich die Geschichte auf eine Forderung seitens Ihres Vaters zu.

Ich war sein Sekundant. Leider hatte die Sache einen tragischen Ausgang. Bookendaal bekam einen Schuß in die Lunge und starb nach drei Tagen. Ihr Vater wurde wegen des Duells mit tötlichem Ausgang zu zwei Jahren Festung verurteilt, wovon ihm die Hälfte auf dem Gnadenwege erlassen ist. Seit der Zeit krankt er an der fixen Idee, einen Mord auf dem

Gewissen zu haben. Daher seine Schwermut, seine wunderlichen Zufälle . . . Nach den heute wie damals herrschenden Gesetzen unserer Gesellschaft hätte er zwar als Ehrenmann garnicht anders handeln können, außerdem hat er alles mögliche getan, um wenigstens die Folgen des unglücklichen Zufalls zu mildern. Die Witwe ist bis an ihr Ende von ihm unterhalten worden und der Sohn verdankt es Ihrem Vater allein, daß er die militärische Karriere einschlagen konnte. Trotzdem hält er hartnäckig an seinem Wahn fest. Und mit eben diesem Bookendaal, der der Güte Ihres Vaters alles verdankt, wollen Sie sich nun schießen, Herr Leutnant. Ich glaube nun und nimmer, daß Ihr Vater, der seit jener Geschichte überhaupt den Zweikampf mit tötlichen Waffen verabscheut, das Duell billigen wird. Sie werden voraussichtlich vor eine schwere Wahl gestellt werden. Wenn Sie es wünschen, werde ich mit Ihnen gehen und soweit mir dies möglich ist, zu vermitteln suchen."

„Ich wäre Ihnen dankbar" murmelte Rudolf, „Vater wird einsehen, daß ich die Sache mit Bookendaal unter keinen Umständen redressieren kann; ich habe ja auch nicht im Ernst an die infame Lästerei geglaubt, aber es ist mir doch eine Erleichterung, den wirklichen Zusammenhang der Dinge zu kennen."

Sybille nickte. Sie dachte mit aufsteigender Bitterkeit, wie anders vielleicht alles gekommen sei, wenn Theodor Romotoff gehört hätte. Wohl wies sie den furchtbaren

Gedanken, daß Theodor freiwillig in den Tod gegangen sei, noch immer energisch zurück, — — die Gründe waren so unstichhaltig und auf alle Fälle würde er doch auch wohl einen Abschiedsgruß, eine Zeile zurückgelassen haben — aber wie dem auch war, er hatte die bösen, quälenden Zweifel mit in den Tod genommen.

Vom Garten herauf tönte schrill und laut die an der Pforte angebrachte Schelle.

Die Mittagssonne schien hell und heiß in das kleine, traute Erkerzimmer, und doch spürte keines von den dreien die Sonnenwärme. Sybillens Augen, die unwillkührlich das Fenster streiften, wandten sich ab. Sie konnten den Anblick des leuchtenden, goldflitterdurchtanzten Stromes nicht ertragen . . . Eilige Schritte huschten die Treppe hinan. Ein leises Anpochen, — — dann trat das Stubenmädchen herein und reichte Rudolf ein Telegramm.

„Wahrscheinlich von Lassen. Er wird eben meinen Eilbrief erhalten haben — —“

Er griff sich mit beiden Händen an den Kopf, das offene Telegramm flatterte zu Boden, die Blässe seines Gesichts nahm plötzlich eine grüne Farbe an; ein röchelnder Ton fuhr durch seine weißen, verzerrten Lippen.

„Rudolf“ — rief Sybille erschreckt und bückte sich nach der Depesche; er kam ihr aber zuvor und verwehrte ihr das Blatt, als sie darnach griff, dennoch gelang es ihr, es ihm zu entreißen.

Im selben Augenblick gellte ein Aufschrei, der in seinem verzweifelnden Entsetzen, und seinem herzzerreißenden Jammer kaum noch Ähnlichkeit mit einer menschlichen Stimme hatte, durch das totenstille Haus . . .

Die Depesche war von Blomberg und enthielt nur zwei lakonische Sätze: Erwarte Sie vier Uhr bei mir zu einer Rücksprache. Leutnant Lassen heute Morgen im D. mit B. tötlich verwundet.

10.

Doktor Katzenstein nahm die Eröffnungen seines ältesten Sohnes ohne besondere äußere Anzeichen von Erregung auf. Seine Schultern neigten sich nur, wie unter einer Bürde, ein wenig tiefer vornüber und der Leidenszug um die zuckenden Lippen verschärfte sich um eine Idee, — im übrigen blieb er ruhig. Das Verhängnis, das nun unaufhaltsam gegen sein Haus anstürmte, überraschte ihn nicht. Er sah darin nur das Wirken und Weben der Erinnyen, die sich dem Schuldbeladenen an die Fersen heften, um ihn, wenn ihre Zeit gekommen, zu vernichten. In den verflossenen Jahren hatte er keine Stunde gezweifelt, daß das Verhängnis ihn eines Tages ereilen werde. Und nun war die große Schuld seines Lebens bezahlt, die Rechnung quittiert, — aber es war eine große, große

Rechnung gewesen, eine Rechnung, die ihn bankerott machte — — an Leib und Seele.

Er stöhnte laut und legte beide Hände vor die Augen. Als Student hatte er stets eine schneidige Klinge geführt, und zahlreiche Mensuren ausgefochten. Damals war es ihm auch nicht auf eine Säbelmensur mit ernsten Bedingungen angekommen; er hatte die allgemeine Ansicht, daß jeder angespritzte Tropfen Schmutzwasser von dem Rocke eines Ehrenmannes nur mit warmem, fließendem Blut zu tilgen ist, bedingungslos geteilt. Erst in dem Moment, als Bookendaal unter seiner Kugel zusammenbrach, als die Augen des verwundeten Gegners, in denen schon der Tod saß, mit dem seltsam anklagenden, jämmerlichen Blick eines verendenden Tieres auf ihm ruhten, durchschauerte ihn plötzlich der grause Ernst des Geschehenen, erfaßte ihn der Gedanke an die Tragweite eines solchen Rencontre auf Tod und Leben.

Er wußte was er wußte. Weder mit der Phrase von dem Recht und der Pflicht des Ehrenmannes, mit der Waffe in der Hand Genugtuung von dem Beleidiger zu fordern, noch mit den Anführungen von den Satzungen der Gesellschaft, die das Duell als durchaus berechtigt und in vielen Fällen erforderlich hinstellen, konnte er die Anklagen seines Gewissens hinwegphilosophieren.

Mord bleibt Mord. Das Duell ist schlimmer als Totschlag, es ist überlegter Mord mit allen Details,

nur der heimtückische Überfall ist auszuschalten. Und hebe keiner die Phase, — Mann gegen Mann hervor — auch der feigste Mörder muß gewärtig sein, der überlegenen Kraft seines Opfers zu unterliegen. Kein Mensch hat das Recht, Menschenblut zu vergießen. — Nichts Schrecklicheres, Grauenhafteres als das Bewußtsein: Ich habe meinen Nächsten getötet.

Zum erstenmal sprach er die Gefühle aus, die ihn die vielen Jahre hindurch bewegten und marterten. Seine Stimme hatte einen eigenen, heiseren, schwankenden Klang, als käme sie von fern her. Er wollte seinem Sohne keine Vorschriften betreffs seiner Handlungsweise machen, ihn vor kein Endweder — Oder stellen. Er wollte ihn nicht veranlassen, gegen seine Überzeugung zu handeln. Er wußte ja, daß der Kodex seiner Kreise ihm das Duell mit Bookendaal nun erst recht zur unweigerlichen Pflicht machte, — und welche Konsequenzen die Beobachtung eines anderen Gesichtspunktes nach sich ziehen mußte. Nur seine Meinung über das Duell und das, was das Innehalten der althergebrachten Form ihn gekostet, was er dadurch gelitten, wollte er sagen. Das Schicksal straft niemand schwerer, als in seinen Kindern. Ist es nicht genug, daß zwei blühende Menschenleben dem elenden Geschwätz müßiger Lästerzungen zum Opfer fielen, muß noch ein Opfer dazu . . . aber — —

„Tu was dich recht dünkt, Rudolf . . .“

Der Leutnant hörte das Klopfen in des Vaters

Stimme, und zwischen den einzelnen Sätzen tönte ihm ein unausgesprochenes Flehen entgegen, die großen, grauen, tränenschweren Augen des alten Mannes bettelten ihn an — — Bleibe, bleibe, bleibe! Sei mein Sohn — —

Ein ergreifender Seelenkampf drückte sich minutenlang in den plötzlich um Jahre gealterten Zügen des jungen Offiziers aus. Dann stand er, einer impulsiven Eingebung folgend auf, und umarmte den Vater.

„Es ist furchtbar schwer“ flüsterte er bedrückt. „Aber ich will versuchen, in deinem Sinne stark zu sein.“

Sybille wartete schon in ihren Reisekleidern auf Rudolf. Sie hatte unheimlich lange in einer schweren Ohnmacht gelegen, nachdem sie das Bewußtsein erlangt, sich aber auffallend schnell erholt. Eine steinerne Ruhe lag auf ihrem schönen, weißen Gesicht, die schwarzen Augen hatten einen trockenen, heißen Glanz, der seltsam trostlos, wie erstarrte Tränen wirkte. Die Hoffnung der Ihren, daß Kleist doch vielleicht am Leben bleiben werde, entlockte ihr nur ein wehes, mutloses Lächeln. Sie hoffte nichts; von der ersten Zeit ihrer Verlobung an, hatte die schattenhafte Vorahnung nahenden Unheils sich wie eine schwarze Arabeske durch ihr bräutliches Glück gezogen, — nun wunderte es sie kaum, daß es plötzlich da war und seinen knöchernen Totenarm nach ihr ausreckte. — — —

Fast überraschte es sie, Kleist noch am Leben zu

finden. Man hatte ihn gleich nach dem Duell in seine Wohnung gebracht, zwei Ärzte und eine Diakonissin waren um ihn beschäftigt, als Sybille hereintrat.

Stillschweigend räumte die Schwester der Braut des Verwundeten ihren Platz als Pflegerin.

Die Ärzte gingen und kamen. Sybille fragte nicht, die ernsten Mienen der Herren und die durchsichtige, wächserne Farbe des noch immer Bewußtlosen sagten ihr genug; nach einer weiteren Bestätigung ihrer Ahnung verlangte ihr nicht. Um Mitternacht gab der Arzt seine Vorschriften für die folgenden Stunden; in der Frühe wollte er wiederkommen. Schon an der Tür wandte er sich noch einmal zurück und näherte sich Sybille mit lautlosen Schritten.

„Wenn der Herr Leutnant während der Nacht erwachen und nach einem Geistlichen verlangen sollte, wäre es gut, seinem Wunsche unvorzüglich nachzukommen“ sagte er flüsternd, „ich kenne die Frau Baronin Lassen persönlich . . . Ich fürchte, sie würde es uns schwer verübeln, wenn wir nicht nach dieser Seite hin für etwaige Fälle vorsorgten. . . .“

Sybille nickte. „Ich werde meinen Verlobten fragen, — sobald es angezeigt scheint, Herr Doktor.“

Dann waren sie allein.

Als die Tür sich hinter dem Arzt schloß, öffnete Kleist die Augen. Sybille fühlte mehr als daß sie sah, wie er sie erkannte. Schweigend nahm sie seine Hand in die ihre. So verstrichen lange, stille Minuten

Eine dumpfe Gefühlsbetäubung lastete auf Sybille; — aber unter der äußeren Starre quoll eine trübe Flut widerstreitender Empfindungen. Über dem grenzenlosen Jammer ihrer Seele erhob sich ein schmerzhaftes, anklagendes, beinahe feindliches Gefühl gegen den Sterbenden. Sie mußte an sich halten, um eine bittere, zornige Frage, die sich ihr auf die Lippen drängte, zurückzuhalten. Warum hast du mir das angetan? Hast du nicht erwogen, daß es noch höhere Pflichten gibt, als das Pochen auf den Paragraphen der äußeren Korrektheit, hast du nicht einmal an mich gedacht und daß ich Rechte an dein Leben hatte — — ist es dir garnicht in den Sinn gekommen, wie egoistisch dein Vorgehen war — — Du — — Du — —

Das und noch anderes hätte sie ihm sagen mögen, und der Kranke schien ihre Gedanken halb und halb zu erraten. Er fing plötzlich an zu reden. Ganz ruhig und vernünftig, die Stimme nur ein wenig schwächer als sonst. Er habe nicht anders handeln können. Über alle persönlichen Rücksichten und Interessen stehe für den rechten Mann das Gebot der Ehre. Sie sollte ihm verzeihen. Er sei dem Schicksal so dankbar, daß es ihm wenigstens vergönnte, seine Sybille noch einmal zu sehen, mit ihr zu sprechen. Und sie sollte sich fassen, tapfer sein. Das Scheiden und Sterben sei ja ein ewiges, unwandelbares Naturgesetz, es sei freilich hart — — so mitten im Frühling,

auf der Schwelle des Glücks. . . . Und seine Stimme fing an zu schwanken und versagte.

Sybille erwiderte nichts. Sie fand keine Worte. Mitten in dem rasenden Schmerz, der ihr durchs Herz fuhr, saß wieder das grollende Empfinden, daß sie in dieser letzten Stunde nicht eins waren, die Erkenntnis: Er hatte sie nicht so geliebt, wie sie ihn liebte . . . Die eigenartige Klarheit seiner Augen und die schwärzlichen Schatten, die über seine Züge fielen, sagten ihr, daß der Abschied herannahte.

„Soll ich nach dem Pastor schicken?“ fragte sie mechanisch.

Er schüttelte den Kopf und lächelte.

„Ich habe doch dich. Das genügt mir. Nur keine Schatten. Licht. Licht.“

„Kleist! Kleist! Verlaß mich nicht! Nimm mich mit!“ schrie sie auf und warf sich über sein Bett; und sie drückte ihren heißen Mund auf seine kühlen, blassen Lippen, als könnte sie den entfliehenden Odem gewaltsam zurückhalten.

Er hob die Arme und legte sie um ihren Hals.

So verharrte sie, halb bewußtlos und doch durchwogt von hundert Gedanken, Traumbildern, Empfindungen bis zum Morgen.

Um sechs Uhr wurde es im Hause lebendig. Türen wurden auf und zu gemacht, im Korridor wurde gesprochen.

Frau von Lassen, die den Nachtzug benutzt hatte, war soeben angekommen.

Sybille löste sich langsam aus den steifen Armen des Toten. Noch ein letzter, scheuer Kuß auf die geschlossenen Augen, dann trat sie vom Bett zurück, um der eintretenden Mutter Platz zu machen.

Frau von Lassen erkannte auf den ersten Blick, daß sie zu spät kam. Und mit jenem lauten, rücksichtslosen, ungeberden Ausbruch der Verzweiflung, in dem sich der erste Jammer zu lösen pflegt, und der angesichts des tiefen Friedens in einem Sterbezimmer fast brutal erscheint, überließ sie sich ihrem fassungslosem Schmerze. Sybille stand still und stumm neben der weinenden Frau.

Nach einer Weile schien diese sich auf die Gegenwart des jungen Mädchens zu besinnen. Mit einem tiefen, zitternden Atemholen drängte sie das wilde Schluchzen zurück und erhob sich.

„Da sind Sie ja, Sybille — Sie waren bis zuletzt bei ihm, dafür danke ich Ihnen und darum beneide ich Sie . . . Aber jetzt gehen Sie . . . Ich bin ungerecht — — hart — — böse . . . aber ich kann nicht anders! Ich kann Sie nicht sehen, Sybille. Ich war nicht umsonst so gegen diese Verlobung, mir ahnte ja wohl, daß Sie meinem armen Jungen zum Verhängnis werden sollten. Ich weiß noch nichts — — nicht aus welchem Anlaß er sich duellierte, aber ich weiß, daß es um Ihretwillen geschehen ist . . . Mein Sohn hatte

keine Feinde . . . Sie sind ja lieb und schön, Sybille, aber ich hatte immer so das Gefühl, als ob Sie einer andern Welt angehörten, einer fremden, die nicht zu uns gehörte und nicht zu uns paßte . . . Gehen Sie . . . Gehen Sie, Sybille . . ."

„Ja, ich gehe, gnädige Frau" sagte Sybille mit kranker, schleppender Stimme, „ich halte die lieblosen Worte Ihrem Schmerz zu gute. . . . Wir beide, Kleist und ich, haben Abschied genommen, ich will Sie deshalb nicht länger mit meiner Gegenwart aufregen. Aber wenn Sie wüßten, was in diesen beiden letzten Tagen alles über uns hereingebrochen ist. . . ."

Sie wandte sich ab und schritt mit gesenktem Kopf der Tür zu.

Wie eine Schwerkranke schleppte sie sich durch die Straßen nach dem Hause ihres Bruders, wo sie bereits erwartet wurde.

Das Mädchen führte sie auf das für sie bestimmte Zimmer. Sybille setzte sich in Hut und Jacke auf den nächststehenden Fauteuil und ließ den Kopf gegen die Lehne sinken. Die Gemütsbewegungen und die körperliche Erschöpfung machte sich in einer momentanen physischen und geistigen Erschlaffung bei ihr geltend. Nach einer Weile weckte das Rauschen einer Schleppe sie aus ihrer Apathie.

Verstört blickte sie auf. Grete. Die junge Frau sah auch überwacht, verweint, unglücklich aus.

„Guten Morgen, Billy. Kommst du von Lassen?"

„Er ist tot. Tot. Tot“ sagte Sybille leise.

„Ich dachte es mir. Die Ärzte haben von Anfang an keine Hoffnung gegeben. Der Schuß soll das Herz gestreift haben. Arme Sybille! Ich beklage dich. Aber auf so etwas müssen wir Offiziersbräute und Frauen immer gefaßt sein. Ist nicht das Schlimmste. . . .“

Sie begann nervös im Zimmer auf und ab zu gehen. „Gott was war das gestern für ein Tag und was für eine Nacht. . . . So habe ich Papa noch nie gesehen . . . er war wie rasend. . . . Es ist ja auch schrecklich. . . . Als gestern Mittag das Gerücht herumging, Lassen sei van Bookendaal erschossen. . . . Und das allgemeine Erstaunen und Fragen. . . . Warum Lassen und nicht Rudolf, der doch der nächste. . . . Unter den Offizieren soll eine grenzenlose Entrüstung herrschen. . . . Und nun kommt Rudolf zurück und will Bookendaal nicht fordern, will seinen Abschied nehmen — — was weiß ich. . . . Papa und er haben gestern einen gräßlichen Auftritt gehabt. . . . Du mußt mit ihm reden, Sybille. . . . er muß, er muß. . . . Oder wir sind ewig geächtet. . . .“

„Er muß — —? Nach eurem Dafürhalten ist also wegen der dummen, unwahren Klatscherei noch nicht genug Blut geflossen, euer Moloch Standesehre verlangt dringend ein zweites Opfer. . . . Grete! Menschenkind, kommt dir nicht der Gedanke, daß sie dir Rudolf auch so ins Haus bringen möchten, wie

gestern Kleist — — Liebst du deinen Mann denn nicht.“ „Ja, ja! Gerade weil ich ihn liebe. Sie sollen nicht mit Fingern nach ihm zeigen“ ereiferte sich die junge Frau. Mein Mann soll kein Feigling sein. Nein, nein, nein ... ich will nicht, ich will nicht. ...“

„Macht was Ihr wollt, aber laß mich allein“ bat Sybille. „Ich bin am Ende. . . . Ich kann nicht mehr . . . ich kann nicht. . . .“ Schweigend, offenbar verletzt, verließ Grete das Zimmer. Sybille schloß die Tür hinter ihr zu. Heftig riß sie Hut und Jacke ab, warf sie auf den Boden und drückte das Gesicht in den Polstersitz eines Stuhls. Und dann kam endlich der erlösende Strom, unaufhaltsam rang sich das Schluchzen über ihre Lippen — unaufhaltsam . . .

Nach sechs Tagen wurde Theodors Leiche bei St. Goarshausen gelandet.

Die Beerdigung des unglücklichen jungen Mannes fand eine große Beteiligung; zahlreiche Kommilitonen des Verstorbenen waren dazu aus Bonn und Heidelberg gekommen; die Hansea beteiligte sich offiziell, indem sie eine Deputation mit einem Riesenkranz nach Doberach schickte.

Als die schweren Tage vorüber waren, wurde es still im Hause. Die lauten Ausbrüche des Jammers verstummten und nur eine tiefe, stille Trauer umschattete die Gemüter der Zurückgebliebenen. Sie

wußten nun wenigstens, wo der Tote ruhte. Die Gewißheit seines Endes war weniger trostlos als die schrecklichen, angstvollen Zweifel, das fortwährende Hangen und Bangen zwischen den verschiedenen Möglichkeiten, die doch jede Hoffnung ausschlossen.

Angesichts der Majestät des Unglücks, das seine düsteren Schwingen über das Haus am Rhein breitete, schwieg sogar die Gehässigkeit der Doberacher gegen dessen Bewohner. Und da es nun dort nichts mehr zu beneiden gab, stimmte man plötzlich seine Tonart in die weichsten Mollakkorde innigsten Mitleids für „die armen Menschen“ um.

Doktor Romotoff hatte mit allem Nachdruck und aller Energie dafür gesorgt, daß die dem verhängnisvollen Gerücht über Doktor Katzensteins Vergangenheit zu Grunde liegenden Tatsachen überall bekannt wurden. Allgemein war man von der Tragik des schweren Irrtums, der so furchtbare Resultate gezeitigt, tief erschüttert, und besonders diejenigen, welche vordem am ersten bei der Hand gewesen, den Stab über den vermeintlich Schuldigen zu brechen, überboten sich jetzt am lautesten in Ausdrücken des Bedauerns, über die beklagenswerte Namensverwechslung, die zu den traurigen Konflikten Anlaß gegeben hatte.

Frau Anna Hilgenberg gab am Tage nach Theodor Katzensteins Beerdigung einen großen Damenkaffee mit der obligaten Schlagsahne und den obligaten Torten. Und sie äußerte bei dieser Gelegenheit in sehr schönen,

gewählten Worten ihr tiefes Mitgefühl an der Trauer „der unglücklichen Familie.“ Ja, am Schlusse ihrer kleinen Rede vergoß sie ein paar echte Tränen, und alle Damen wischten sich die Augen mit den Taschentüchern und versicherten ihre wärmste Teilnahme an dem Unglück der Katzensteins — bevor sie sich an die Vertilgung der aufgetragenen Baisertorte machten.

Leider mischte sich in Frau Hilgenbergs Bedauern über das Unglück der Familie Katzenstein nicht die leiseste Spur eines Gefühls, dem allenfalls eine leise Spur von Reue nachzuweisen gewesen wäre. Nicht ein einziges Mal kam es der braven Dame in den Sinn, daß von ihrem Hause aus die Zündschnur gelegt wurde, die Frieden und Glück einer unbescholtenen und schuldlosen Familie zersprengte.

Rudolf Katzenstein hatte auf sein Ersuchen den schlichten Abschied erhalten. Seine junge Frau war „vorläufig“ in das Haus ihres Vaters zurückgekehrt. Rudolf beabsichtigte demnächst nach Afrika zu gehen und sich in das Burenheer aufnehmen zu lassen. Die beiden jungen Gatten waren äußerlich in Frieden auseinandergegangen, mit der Aussicht und dem Vorsatz, sich später, nach Rudolfs Rückkehr von Transvaal, wieder zu vereinen. Dennoch fühlten beide, daß diese Aussicht nur eine sehr vage, unbestimmte war, und nur dürftig den inneren Bruch verhüllte. Beide hatten eingesehen, daß ihre Ansichten, ihre Auffassungen von den nächstliegenden Pflichten eines Menschen zu ent-

gegengesetzte Wege gingen, als daß ein harmonisches Weiterzusammenleben denkbar wäre. Vielleicht erfüllt sich später — wenn erst eine längere Zeit hinter den Vorgängen der jüngsten Zeit liegt — wenn die Sehnsucht, die Spannung, die gegenwärtig zwischen ihnen bestand, beseitigt, und den Abstand überbrückte, — die jetzt noch schwache Hoffnung des Paares.

Doktor Katzensteins graues Haar war in den letzten Wochen weiß und das dunkle Köpfchen seiner Frau grau geworden. Am auffallendsten hatte das Unglück Sybille gezeichnet. Mitten durch ihre schwarze Haarfülle — beinahe malerisch in der Wirkung — zog sich seit ihres Verlobten Sterbenacht wie ein schmales, schneeiges Band von der linken Schläfe schräg über den Kopf ein einziger Strang blendendweißer Haare. Am strafffsten hatte Machul ben Halberstamm sich in den Unglückstagen gehalten. Aus der Vogelperspektive seiner philosophischen Weltanschauung sah er ohne sonderliche Erregung und Bewegung auf die Vorgänge und Begebenheiten des wechselreichen Lebens herab. Er hatte längst den Tod als den Erlöser, und die Toten als die Beneidenswerteren und Bevorzugten betrachten gelernt; der Schmerz der Lebenden ergriff ihm weit mehr als das Scheiden der Vorangegangenen.

Das Haus am Rhein wurde in den Zeitungen zum Verkauf oder zum Vermieten ausgeboten; Doktor Katzenstein hatte einem Mainzer Agenten die Sache an die Hand gegeben. Der Rhein war ihm und den

Seinen verleidet. Jenny sollte nächstens auf ein Jahr in die Pension zurückkehren; die Eltern, der Großvater und Sybille wollten zuerst Rudolf nach Rotterdam an Bord des Schiffes begleiten und dann eine große Reise ins Blaue — — wahrscheinlich zuerst nach Norwegen antreten.

Ein heller Sommertag leuchtet über das Rheingelände.

Am tiefblauen Himmel ein paar schneeweiße Wölkchen und der Horizont übermalt von zitterndem, glitzerndem Sonnengold. Die Kornblumenfarbe des Äthers versinkt in dem durchsichtig klaren Rheingrün und vermischt sich mit diesem zu einem unbestimmtem, silbrig schimmernden Blaugrün. An den Bergen Weinlaub, und in der Atmosphäre Heu- und Rosenduft . . . . Sommerodem.

Der letzte Tag am Rhein. Im Hause sah es wüst, öde und unwirtlich aus; die Möbel bedeckt, die Vorhänge herunter, die Koffer gepackt.

Sybille und Romotoff standen auf der Estrade am Rhein. Romotoff hatte seinen Freunden in der traurigen Zeit treu zur Seite gestanden, und wollte sich ihnen auch auf ihrer Reise anschließen. Sybille freute sich darüber. Der Freund ihres Vaters war auch ihr persönlich in dieser Zeit ein lieber Freund ge-

worden, sie hätte etwas vermißt, etwas entbehrt, wenn er sie verlassen hätte.

Wie sie so dastanden und über die Mauer nach dem Rhein blickten, nahte von Doberach her eine Prozession, die am Rhein entlang zog. Die stille Luft trug die einzelnen Sätze des Rosenkranzes schon von fern herüber. Im Sonnenlicht funkelte das Kruzifix, die bunten, goldbetressten Fahnen mit den Bildern der Gottesmutter und der Heiligen flatterten im Wind, der zeitweise vom Strom herüberstrich, und nach einer Weile erhoben sich die Stimmen zu einem Lobgesang der Himmelskönigin. Das Ganze machte in seiner pittoresken Gesamtwirkung einen feierlichen, friedlich-heiteren Eindruck.

Sybille blickte dem Zuge lange nach. Ihre Mundwinkel zuckten, als sie sich nach Romotoff umwandte.

„Das erweckt wieder die alte Sehnsucht in mir“ sagte sie seufzend, „ich beneide die Leute, die in kindlich gläubiger Einfalt so dahin ziehen und ihren Rosenkranz beten. Ach Gott, muß das etwas Beruhigendes und Tröstliches in sich haben, wenn man in den trübsten Lebensstunden am Altar knieen und all sein Leid und seinen Schmerz einem allgegenwärtigen Wesen ausschütten kann! Es ist so traurig, gottlos zu sein, wie ich es bin.“

„Sie sind auch nicht gottlos, Sybille“ entgegnete Romotoff ernst, „wir brachen damals in Nauheim

unser Gespräch gerade auf diesem Punkte ab. Nein, Sie sind gewiß nicht gottlos. Sie glauben auch an Gott, als an das Prinzip der Liebe, das immer noch vorherrscht in der Natur — —“

„Ja, reden Sie mir von der Liebe!“ rief Sybille bitter, „diese Liebe, die sich unter den Menschen breit macht. Welch eine christliche, erhabene Liebe, den wehrlosen Nächsten durch Verleumdung, Schmähungen, Lästerungen in den Tod zu hetzen, Gesetze auszuklügeln, die den Schuldlosen dem Schuldigen auf gut Glück ausliefern, die es dem Zufall zu entscheiden überlassen, ob das Blut des Beleidigers oder des Beleidigten die Wahlstatt röten soll. Ja, ja, ich kann an das Prinzip der Liebe als an das Herrschende glauben. Mein Bruder tot, mein Bräutigam erschossen, meines anderen Bruders Karriere, seine Ehe, seine Zukunft vernichtet — mein eigenes Glück für ewig dahin, und — — meine Schwägerin beklagt schließlich doch auch ihr verlorenes Leben — — alles durch die Bosheit, die Niedertracht unserer Mitmenschen. Wo bleibt die Liebe?“

„Sie verwechseln die Begriffe, Sybille. Ich sagte: Das Prinzip der Liebe herrscht in der Natur vor. Die Schönheit der Erde, wie sie sich zum Beispiel in diesem Augenblick vor uns ausbreitet, weckt doch unwillkürlich den Gedanken an das Prinzip einer großen Liebe, die unermüdlich waltet, die ewig erneut wiederaufrichtet, verjüngt. Und die Natur ist wirklich nicht

weniger vollkommen dadurch, daß es hier und da giftiges Gewürm, reißende Tiere, schädliches Unkraut gibt, daß einmal schlagende Wetter und andere Naturereigniße die Menschen in Schrecken versetzen. Glauben wir getrost an einen Gott der Liebe, und nehmen wir an, daß das Prinzip der Liebe der Himmel ist, den wir anstreben und erhoffen. An dem Tage, wo sich der Grundsatz der allgemeinen Liebe Bahn gebrochen hat, wird die Menschheit auf einer Stufe ethischer Vollkommenheit stehen, die wir wohl als den Inbegriff des Himmels bezeichnen können. Dann werden die Irrlichter erlöschen vor der Morgenröte einer neuen lichtvollem Zeit."

„Ich habe nie mehr über solche Dinge nachgedacht, als in dieser Zeit. Und ich bin zu dem Schluß gekommen: Wenn es einen Gott gäbe, hätte er uns das alles nicht antun können. Wir haben doch nichts verbrochen. Wenn noch Theodor das alleinige Opfer geblieben wäre, aber auch Kleist . . . all mein Glück — alles — — alles — —"

„So sagen Sie. Aber wenn wir uns tiefer in diesen Gedanken versenken, wird sich uns vielleicht die Frage aufdrängen, ob das, was Sie als Ihr Glück betrauern, im wirklichen Leben auch wirklich Ihr Glück geworden wäre. Wir Menschen sind so kurzsichtig in solchen Dingen. Wer sagt es Ihnen, ob das, was Ihnen das Leben gegeben hätte, nicht eine Scherbe, eine Attrappe, ein wertloses, farbloses Ding gewesen

wäre gegen das, was Sie jetzt unverrückbar in Ihrer Seele tragen: Den Traum, das Ideal, die duftige, goldene Erinnerung an ein echtes, junges, seliges Herzensglück. In Ihrer frischen Trauer mag Ihnen das profan, beinahe wie eine Lästerung klingen, aber auch Sie werden eines Tages einen Trost in dem Bewußtsein finden, daß man jeder Fügung des Schicksals eine lichte Seite abgewinnen kann. Sie haben an Ihrem Bruder und Ihrer Schwägerin ein Beispiel, wie sich die Zustände ändern können. Die Beiden waren glücklich, liebten einander, und doch offenbarte ihnen schon der erste Konflikt wie innerlich fremd sie einander in Wirklichkeit waren. Nur kleine Naturen lassen sich vom Schicksal knicken, unterjochen: Sie sind keine solche kleine Natur, Sybille. Für Sie wird die Zeit wiederkommen, wo Ihre Augen wieder klar blicken, und wo sie den Glauben an eines Schöpfers Güte und an seinen Himmel der Liebe wiederfinden."

„Wohl nie, Onkel Romotoff. Ich habe zu viel gelitten."

Er legte seine weiße, weiche Rechte fest und warm auf Sybillens zarte, mager gewordene Hände. Luft und Sonne durchschimmerten seine blauen, jugendlich leuchtenden Augen. „Sie werden den Glauben wiederfinden, Sybill. Ich helfe Ihnen. Glauben Sie mir. Sie werden ihn finden . . ."

Tolstoi über W. v. Polenz „Büttnerbauer“

Betrachtungen über Literatur und Kritik.

In der russischen Zeitschrift „Possrednik“ erschien vor kurzem ein Roman des deutschen Schriftstellers Wilhelm von Polenz „Der Büttnerbauer“, vom Grafen L. N. Tolstoi mit einem Vorwort versehen. Tolstoi empfiehlt den Roman in warm empfundenen Worten der russischen Leserwelt und spricht in Verbindung damit interessante Gedanken über Literatur und Kritik aus.

„Dieser Roman“, sagt Tolstoi, „ist nicht eine jener Nachahmungen künstlerischer Erzeugnisse, wie sie in unserer Zeit in so ungeheurer Anzahl verfertigt werden, sondern ein wirklich künstlerisches Werk. Er gehört nicht zu denen, die nichts bieten, als eine Beschreibung von Personen und Begebenheiten, vom Verfasser nur deswegen in einen künstlerischen Zusammenhang gebracht, weil er, einmal im Besitze der Technik künstlerischer Schilderung, einen neuen Roman schreiben will.

Er gehört auch zweitens nicht zu den in die Form eines Dramas oder Romans gekleideten Erörterungen über ein gegebenes Thema, die gleichfalls heutzutage im Publikum als künstlerische Erzeugnisse gelten.

Endlich gehört er auch nicht zu den Produkten der sogen. neusten Richtung, die dem modernen Publikum so ausnehmend gefallen, besonders deswegen, weil sie, im Grunde dem Wahne eines Geisteskranken gleichend, dem Publikum etwas wie eine Art Rebus sind, dessen Enträtselung als eine angenehme Beschäftigung und gleichzeitig als das Zeichen eines verfeinerten Geschmackes gilt.

Dieser Roman gehört zu keiner der drei Arten, sondern ist ein wahrhaft künstlerisches Meisterstück. In ihm spricht der Verfasser über das, was ihm aus Liebe zu seinem Gegenstand notwendig zu sagen erscheint, und er spricht nicht in Form von Erwägungen oder unklaren Allegorien, sondern gebraucht das einzige Mittel, mit dem man einen Stoff wirklich künstlerisch gestalten kann: er führt uns dichterische Gestalten vor — keine phantastischen, keine ungewöhnlichen, keine unverständlichen Gestalten, sondern solche, die durch innere Notwendigkeit mit einander verbunden sind; er stellt ganz gewöhnliche Menschenkinder und Begebnisse dar, die nach innerer künstlerischer Notwendigkeit zu einander in Beziehung stehen.

Aber dieser Roman ist nicht nur eine wahrhaft künstlerische Schöpfung: er ist auch ein schönes Kunstwerk und vereinigt die drei Hauptbedingungen eines wirklich guten Kunstwerks in hohem Maße in sich. Denn erstens: es ist ein Stoff von hoher Wichtigkeit behandelt; dem Leben des Bauernstandes ist er entnommen, d. h. der Bevölkerungsklasse, die die Mehrheit der Elemente darstellt, welche den Grundstock jeglichen staatlichen Lebens bildet, einem Stande, der heute nicht in Deutschland allein, sondern in allen Staaten Europas eine tiefgehende Umwälzung seiner alten, durch Jahrhunderte überkommenen Lebensbedingungen durchmacht.

Zweitens ist der Roman mit großer Meisterschaft geschrieben, in schönem Deutsch, das besonders packend wirkt, wenn der Verfasser seine Personen sich eines kernigen, kräftigen Plattdeutsch, wie die Arbeiterbevölkerung es spricht, bedienen läßt.

Und drittens: Dieser Roman ist ganz durchdrungen von Liebe zu den Leuten, die der Verfasser handelnd auftreten läßt.

Der Roman von Polenz ist zweifellos ein prächtiges Erzeugnis der Kunst, darin wird jeder mit mir übereinstimmen, der ihn durchliest. Aber obgleich er schon vor drei Jahren erschienen ist und sogar ins Russische übersetzt im „Westnick Ewrossy" Aufnahme gefunden hat, ist er doch in Rußland wie in Deutschland gänzlich unbeachtet geblieben. Ich fragte einige

literarisch gebildete Deutsche, die ich in der letzten Zeit traf, nach diesem Roman — sie hatten wohl den Namen Polenz gehört, seinen Roman aber hatte keiner von ihnen gelesen, obgleich sie alle die letzten Romane Zolas, die Erzählungen Kiplings, die Dramen Ibsens, d'Annunzios und sogar Mäterlincks gelesen hatten.

Vor zwanzig Jahren schrieb Mathew Arnold einen prächtigen Artikel über die Aufgaben der Kritik. Er sagt: Die Aufgabe der Kritik besteht darin, aus allem, was jemals irgendwo geschrieben worden ist, das Wichtigste und Beste herauszusuchen und die Leserwelt auf dieses Wichtigste und Beste in der Literatur aufmerksam zu machen.

In unserer Zeit, wo die Menschheit von Zeitungen, Zeitschriften und Büchern geradezu überschwemmt wird, und andrerseits die Reklame eine hohe Entwicklungsstufe erreicht hat, ist eine derartige Kritik meiner Ansicht nach nicht nur unbedingt erforderlich, sondern die ganze Zukunft der Aufklärung der gebildeten Klassen unserer europäischen Welt hängt geradezu davon ab, ob eine derartige Kritik ins Leben tritt und sich Geltung verschafft.

Überproduktion ist auf allen Gebieten schädlich; tritt sie aber in solchen Gegenständen ein, die nur Mittel, nicht Zweck sind, so wirkt sie ganz besonders schädlich; wenn die Menschen das Mittel für den Zweck halten.

Pferde und Wagen als Fortbewegungsmittel, Kleidung und Häuser als Schutzmittel gegen Witterungswechsel, gute Nahrung als Mittel, die Kräfte des Organismus auf ihrer Höhe zu erhalten, sind sehr nützlich. Sobald die Menschen aber den Besitz dieser Mittel für den eigentlichen Zweck anzusehen beginnen und den Besitz von möglichst vielen Pferden, Häusern, Kleidern und Nahrungsmitteln für erstrebenswert halten — werden alle diese Gegenstände nicht nur nicht nützlich, sondern direkt schädlich sein. In gleicher Weise hat der Buchdruck auf beträchtliche Kreise unserer europäischen Gesellschaft gewirkt: Der Buchdruck, zweifellos für die große, wenig gebildete Masse des Volkes nützlich, ist

für die Gebildeten schon lange eine Quelle geworden, aus der sich nicht Aufklärung, sondern Unwissenheit verbreitet.

Man kann sich sehr leicht davon überzeugen. Bücher, Zeitschriften, besonders Zeitungen sind heute große Geldunternehmungen geworden, zu deren Gelingen eine möglichst große Zahl von Abnehmern erforderlich ist. Die Interessen und Geschmacksrichtungen der überwiegenden Mehrzahl der Kunden aber stehen ziemlich tief und sind entsprechend grober Natur. Daher müssen die Druckerzeugnisse, falls sie Absatz finden sollen, den Forderungen der Mehrzahl der Abnehmer entsprechen, d. h. sie müssen die niedersten Interessen berühren und einem groben Geschmacke Rechnung tragen.

Und die Presse befriedigt diese Forderungen vollauf. Befähigt wird sie dazu, weil sich unter ihren Mitarbeitern Leute mit denselben tiefstehenden Interessen, denselben groben Geschmacksrichtungen, wie das Publikum sie hat, bei weitem häufiger finden als Leute mit hohen Interessen und feinem Geschmack. Und da diese Leute bei der Verbreitung des Buchdrucks und den Gepflogenheiten des Handels mit Zeitungen, Zeitschriften, Büchern für ihre, den Forderungen der Masse entsprechenden Erzeugnisse recht gut bezahlt werden, so tritt mehr und mehr jene entsetzliche, dauernd zunehmende Überschwemmung mit Druckpapier ein, das schon durch seine Masse, vom schädlichen Inhalt ganz zu schweigen, der Aufklärung ein ungeheures Hindernis in den Weg legt.

Wenn man heute einem klugen jungen Mann aus dem Volke, der den Wunsch hat sich zu bilden, freien Zutritt zu allen Büchern, Zeitschriften, Zeitungen gestattete und ihn in der Auswahl seiner Lektüre sich ganz selbst überließe, so ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er im Verlaufe von 10 Jahren bei tagtäglichem unermüdlichem Lesen doch nur lauter dumme und unmoralische Bücher lesen wird. Daß ihm einmal ein gutes Buch unter die Hände kommt, ist ebensowenig wahrscheinlich, wie daß man in einem Scheffel Erbsen eine mit einem Zeichen versehene Erbse herausfindet. Das Schlimmste an der Sache aber ist, daß durch die fortwährende Lektüre von schlechten

Um auf derartige Fragen eine Antwort zu erhalten, genügt natürlich nicht der naive Versuch, hervorragende Menschen zu befragen, welche hundert Bücher sie für die besten halten. Auch hilft nicht die in unserer europäischen Gesellschaft eingebürgerte und von allen schweigend anerkannte Einteilung aller Schriftsteller in Klassen, erste, zweite, dritte u. s. w., in geniale, sehr begabte, begabte und einfach gute. Eine derartige Einteilung fördert nicht nur nicht das wahrhafte Verständnis für die Perlen der Litteratur, hilft nicht das Gute aus dem Meere des Schlechten heraussuchen — nein, hindert gerade alle diese Bestrebungen. Ohne davon zu sprechen, daß dieses Einteilungssystem oftmals unrichtig ist und sich nur deshalb hält, weil es schon lange geschaffen und von allen angenommen ist — davon also abgesehen, ist trotzdem eine derartige Einteilung schon deswegen schädlich, weil Schriftsteller, die als erstklassig gelten, auch recht viele schlechte Sachen geschrieben haben, und Schriftsteller der niedrigsten Kategorien bisweilen vorzügliche.

Ein Mensch, der sich an diese Einteilung der Schriftsteller in Klassen hält und glaubt, daß bei erstklassigen alles schön, bei minderwertigen oder gänzlich unbekannten alles schwach ist, wird so dahin kommen, daß sich sein Verständnis gänzlich verwirrt und er vieles, was wirklich nützlich ist und zur Aufklärung beiträgt, entbehren muß.

Antworten auf die ungeheuer wichtige Frage: „Was soll man lesen aus alle dem, was geschrieben ist?" — kann nur eine wirkliche Kritik, eine Kritik, die, wie Matthew Arnold sagt, sich zum Ziel setzt, alles das ans Licht zu ziehen und den Menschen zu zeigen, was in früheren und modernen Schriftstellern wirklich das Allerbeste ist.

Druck von Gottfr. Pätz, Naumburg a. S.

